

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

John Paltock, Heinrich Seidel, Horatius Häberle, Lao Sche, Walter Gerlach, Harald Kruse, Wolfgang Fienhold, Ilse Fischer-Reitböck, Jens Hagen, Heinrich Luntz, Jochen Mandel

I. S. Schklovski: Außerirdische Zivilisationen

Gerd Hallenberger/Heinrich Keim: Zukunft als Ware

Uwe Timm: Realismus und Utopie

Wolfgang Frommlet: SF und Utopie im Kinder- und Jugendbuch

Wolf-Dieter Bach: Mythos — Magna Charta der Utopie

Günter Herburger: HOPE Ulrich Greiwe: KAMIKAZE

Gespräche mit Pfarrer Friedrich Haack: Der Untergrund des Okkultismus, Burkhardt Kiegeland: Der Rest ist ein heißes

Wölkchen, Science-Fiction-Autor NN: Kosmos und Marktkalkül

SCIENCE FICTION

Soziale Utopie

Noch lieferbar

kürbiskern

Solange Vorrat reicht zum alten Preis:

- 3/72 Gemeinsam gegen Rechts
- 4/72 Abhängigkeit in der Kulturindustrie
- 1/73 Sowjetische Kultur heute —
 Zum 50. Jahrestag der UdSSR
- 2/73 Theater 1973 —
 Für Bertolt Brecht
- 3/73 Das andere Amerika —
 Gegen US-Imperialismus
- 4/73 Realismus —
 Aufgabe und Probleme
- 1/74 Kinder- und Jugendliteratur
- 2/74 Dokumentation & Fiktion —
 Wirklichkeit in der Literatur
- 3/74 Venceremos —
 Chile — Kämpfendes Lateinamerika
- 4/74 Kultur & Nation
 25 Jahre BRD

No. 5466

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

Zu diesem Heft

<i>John Paltock: Die fliegenden Menschen oder wunderbare Begebenheiten</i> Peter Wilkins	3
<i>Walter Gerlach: Hausfrauen schreiben an Henkel, Procter & Gamble & Co./Marlboro</i>	6
<i>Heinrich Seidel: Im Jahre 1984</i>	19
<i>Heinrich Luntz: Der blaue Planet</i>	20
<i>Wolfgang G. Fienhold: Für die Sonne</i>	26
<i>Horatius Häberle: Das Jackpot Syndrom</i>	31
<i>Jens Hagen: Luuuf!</i>	32
<i>Harald Kruse: Kurskorrektur — Schwierigkeiten mit der Altstadtsanierung</i>	48
<i>Lao Sche: Aufzeichnungen aus der Katzenstadt</i>	53
	54

KRITIK:

<i>J. S. Schklowski: Das Problem der außerirdischen Zivilisationen und seine philosophischen Aspekte</i>	59
<i>Gerd Hallenberger/Heinrich Keim: Die Zukunft als Ware</i>	76
<i>Uwe Timm: Realismus und Utopie</i>	91
<i>Wolfgang Frommlet: Science Fiction und soziale Utopie im Kinder- und Jugendbuch</i>	101
<i>Wolf-Dieter Bach: Mythos — Magna Charta der Utopie</i>	111

KLASSENKAMPF

<i>Günter Herburger: HOPE</i>	125
<i>Ulrich Greiwe: KAMIKAZE</i>	138
<i>Untergrund des Okkultismus — Gespräch mit Pfarrer Friedrich Haack</i>	142
<i>Der Rest ist ein heißes Wölkchen — Gespräch mit Burkhardt Kiegeland</i>	153
<i>Kosmos und Marktkalkül — Gespräch mit einem Science-Fiction-Autor</i>	158
<i>Jochen Mandel: Werkwohnungs-Report mit Zukunftsaussichten</i>	164
<i>Ilse Fischer-Reitböck: Schichtwechsel</i>	170

Anmerkungen

176

Verstehen Sie uns gut, Stanislaw Lem, über die telepathische Brücke von München, Hohenzollernstraße 144, nach Krakow, Narvikstraße 21?

Nein! Erdachte Fragen sind für mich uninteressant. Ich bin für kognitive Erkundung, ich interessiere mich nur für realistische Problemstellungen. Ich habe zum Beispiel nie über fliegende Untertassen geschrieben, nie über Gedankenlesen oder über Telepathie. Ganz einfach aus dem Grund, weil ich an solche Sachen nicht glaube. Ich kann sie dann auch nicht in eine reale zukünftige Wirklichkeit einbeziehen; das gehört nicht zur Mannigfaltigkeit des Möglichen. Bei uns sind „solche Sachen“ jetzt groß in Mode, in der Science Fiction und im Sachbuch, von den Raumschiffgöttern Dänikens bis zu Steinbuchs Kurskorrektur: „Der Rest ist der Glaube, der sich nicht scheut, zu sein wie die Kinder.“ Märchen schreiben ist keine Schande, aber man sollte die Gattungen nicht durcheinanderbringen. Die amerikanische Science Fiction ist da ein warnendes Beispiel: Sie hat sich in ihr selbstgebautes Gefängnis eingesperrt, weil sie nicht begreift, daß man die Erlösung der schöpferischen Vorstellungskraft nicht in mythischen, existentialistischen, surrealistischen Schriften finden kann. Vor 20 Jahren gab es ja dort eine Art technologischen Optimismus. Heute dreht sich ihre Phantastik im Kreis, es gibt Oberflächlichkeiten, geschmückt mit wissenschaftlichen Spezialausdrücken. Kennzeichen dieser Literatur ist, außer dem ungenügenden schriftstellerischen Niveau der meisten Arbeiten, das Problem des Problemlosen, das heißt, es werden zu wenig reale Dinge aufgegriffen. Und vor allem regiert ein Tabu: es gibt in dieser phantastischen Literatur nichts, was sich entwickelt. Dafür flieht man in ferne Galaxien. Für mich ist das Eskapismus, denn es gibt — wie wir ja wissen — sehr ernste Probleme.

So ernste, daß es selbst Ihrer Phantasie schwer fällt, die Wirklichkeit einzuholen. Sie haben die Geschichte eines amerikanischen Computers geschrieben, der die kapitalistische Rationalität immerhin soweit treibt, daß er sich weigert, weiterhin an militärischen und strategischen Problemen zu arbeiten. Wenn doch unsere Regierenden erst so weit wären! Aber in Bonn forciert man weiter dieses MRCA-Projekt, von Helmut Schmidt im besten Perry-Rhodan-Stil hochgedonnert zum „größten technologischen Unternehmen Europas seit Christi Geburt“. Für sowas hat man am selben Tag, da 200 Millionen für Verkehrsverbesserungen aus dem Etat gestrichen wurden, die 6fache Summe allein im kommenden Haushaltsjahr 1975 freigegeben — von der provokatorischen Rolle dieses Atombombenträgers, den sozialen Folgen, der infrastrukturellen Unterentwicklung der BRD durch die Verplanung von 30 bis 40 Mrd. gar nicht zu reden. Ich weiß, daß Bücher nicht genügen, um mit einem solchen Wahnsinn Schluß zu machen. Aber etwas bedeuten sie doch. Literatur, die verändert — das ist eine der schönsten Hoffnungen, die man als Schriftsteller hat und haben muß. Von der Reichweite muß man sich dann überzeugen. Ich schreibe ja über Dinge, die für mich von Wert sind, und ich hoffe auf Leser, die nicht nur das Flaggenspiel der bunten Wimpel sehen, sondern die Information, die übermittelt wird. Ich suche nicht beliebige Leser, sondern solche, mit denen ich einen gemeinsamen Nenner finde, gegen drohende Möglichkeiten, die ich etwa in der amerikanischen Gesellschaft sehe, für die Zukunft der Zivilisation.

Ihr Computer vor dem Ausschluß für unamerikanische Umtriebe!

Ich lasse in dieser Geschichte viel offen. Es sind amerikanische Militärs, die sich mit dem Computer unterhalten, und Wissenschaftler leihen ihn vom Pentagon aus. Sie stellen fest, daß der Computer für die amerikanische Zukunft Menschen prognostiziert, die ohne Affekte, ohne Herz, ohne Liebe sind. Damit wird kenntlich gemacht, daß diese amerikanische Gesellschaft am besten funktioniert, wenn es dort Wesen ohne Gefühl, also schon keine richtigen Menschen mehr gibt. *Das erinnert an die Warnung Max Borns, der Versuch der Natur, ein denkendes Wesen, eben den Menschen zu schaffen, könnte scheitern; möglicherweise durch den Atommord, andernfalls aber auch über die Manipulation des Bewußtseins der Massen durch eine Handvoll Herrschender, was ebenso auf die Negation des Menschlichen hinausläufe.*

Mein Computer sagt nicht: Es muß so sein.

Im Gegensatz etwa zu Theo Löbsack, der die Besitz- und Machtverhältnisse ausklammert und einen „Fehlschlag der Natur“ konstatiert, mit der nun allerdings höchst verräterisch formulierten Konsequenz: „Wir werden anderen Lebewesen das Feld überlassen müssen, wie randalierende Mieter, die dem Hauseigentümer die Wohnung beschädigt haben.“

Es gibt keinen Müllhaufen, mit dem man nicht bei entsprechender Fassung und Beleuchtung einen mutmaßlichen dunklen Inhalt ausdrücken könnte, der vielleicht gar der Verurteilung der Zivilisation gleichkommt.

Früher offenbarte Literatur ihre Wahrheiten im sozialen Zusammenhang. Jetzt verschwinden diese eindeutig gesellschaftlichen Aussagen, dafür wird verdunkelt, eingenebelt — und das mit dem Anspruch, die zeitgenössische Kunst zu sein. Ein Dämon allgemeiner Ungewißheit, dessen alle überdrüssig sind, den die Kenner und Fachleute durch Beschwörungen zu vertreiben suchen, schwebt über dem Schachbrett solcher Finalkämpfe.

Sie meinten, ein künftiger Historiker dieser Kunst des 20. Jahrhunderts werde nicht ohne Genugtuung feststellen können, jene für ihn bereits archaische Periode habe fast keine Werke, immer nur Vorschläge dazu hervorgebracht. Aber was Ihr Pilot Pirx aus ironischer Distanz zur „guten“ Literatur die „schlechte“ Science Fiction nennt — „verlogen von Anfang bis Ende und überdies voll mit Katastrophen und Morden und anderen Scheußlichkeiten“ — das wird hier massenhaft geschrieben und gedruckt, gekauft und gelesen.

Meine Meinung über diese Texte ist bekannt. Ich hoffe allerdings, daß ich ein bißchen dazu beigetragen habe, die phantastische Literatur zu ändern, sie zeitgenössisch zu machen. Ich sehe die phantastische Literatur als einen Hypothesen aufstellenden Zweig der realistischen Literatur, einen ernstgemeinten Blick in die Zukunft auf das künftige Denken der Menschen im 21. Jahrhundert.

Um die Zukunft des menschlichen Denkens geht ja nun der große Streit. Helen von Ssachno zum Beispiel meint in ihrem Nachwort zu einer Sammlung sowjetischer wissenschaftlich-phantastischer Erzählungen, die Metaphysik sei in die Theorien der Physik eingedrungen und damit zum Geheimbesitz einer Minderheit geworden, während die Masse noch im naiven Glauben an die Allmacht der Wissenschaft schwelge.

Sehnsucht nach dem Absoluten, Suche nach dem Wissen a priori ist ein Stück auch meiner persönlichen Geschichte als Schriftsteller. Früher war ich diesen Problemen gegenüber naiv; jetzt bin ich sehr viel skeptischer. Ich meine, das Absolute gibt es nicht, und auch an den synthetischen Gott glaube ich nicht mehr. Mich interessiert der Mensch, der das immer größere Wagnis sucht, im Denken und im Handeln. Deshalb versuche ich auch mit jedem neuen Buch Vorstöße ins Unbekannte. Wenn ich dann ein oder zwei Werke vom phantastischen Typ verfaßt habe, spüre ich immer den Drang, die Mutter Erde zu berühren, will sagen, engeren Kontakt mit der Wissenschaft zu finden. Zu meinen Freunden gehören sowjetische Kosmonauten, viele Physiker, Kybernetiker, Biologen, Astrophysiker. Ich habe sehr enge Kontakte auch zu sowjetischen Forschern, deren Gebiet die Kommunikation mit außerirdischen Zivilisationen ist. Das hat nichts mit Phantastik zu tun; es gibt hier ernsthafte Arbeiten, die sich mit der Möglichkeit solcher Kontakte schon in den nächsten Jahrzehnten beschäftigen. Die Sowjetunion hat so für mich eine große Anziehungskraft, sie ist so eine Art Pol für mich, um den alles kreist.

Auf diese Weise mit der kommunistischen Zukunft verbunden, betonen Sie dennoch — oder besser wohl: gerade darum — die Verbindung zur gesamten Tradition des menschlichen Fortschritts, in ihrer Arbeit als Schriftsteller speziell zu Voltaire, Swift, Wells, also zu Autoren der sozialen Utopie.

Ich bin ja kein Atom in einer Leere, und ich möchte, daß mein Schaffen vor dem Hintergrund der existierenden Phantastik gewertet wird.

Solche Maßstäbe einer wissenschaftlichen Kritik der phantastischen Literatur sind unvereinbar mit der Theorie von der „Einmaligkeit“ und „Voraussetzungslosigkeit“ von Science Fiction. Deswegen haben wir auch in diesem Heft versucht, den größeren Zusammenhang mit der Welt der Mythen herzustellen und dann die Entwicklungslinien vom 18. über das 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart nachzuziehen. Wir beginnen mit einem frühbürgerlichen phantastischen Roman, dessen Held, insoweit echter Aufklärer, den Satz von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, ernst nimmt — bis zur Liebe mit seiner geflügelten Papagena, und der gleichzeitig in der gesellschaftlichen Aktion schon ganz Kolonialherr, ganz Kapitalist ist, mit Mord seinen Besitzanspruch auf die Güter dieser Welt einlösend. Hier setzt Günter Herburgers aktueller Text ein: Immer größere Reichtümer konzentriert in immer weniger Händen, das ist die spätkapitalistische Perversion aller bürgerlichen Hoffnung, die akute Drohung materieller und geistiger Katastrophen; auf sie soll sich nun nicht etwa die Erwartung revolutionärer Automatismen richten; vielmehr müssen die Ursachen, weil heute in ihren extremsten, unmenschlichsten Folgen absehbar, heute von den Massen zugunsten der sozialistischen, der menschlichen Alternative beseitigt werden.

Dafür brauchen wir aktive, kritische Leser. Leser sollen nicht alles so hinnehmen, wie es der Autor ihnen anbietet. Ich glaube zwar nicht, daß die phantastische Literatur ein Ersatz für die „normale“ Literatur sein kann, ein solcher Fanatiker bin ich nicht, aber ich meine, sie gehört zum Schatz der Weltliteratur.

Die Äußerungen von Stanislaw Lem in diesem fiktiven Gespräch sind Zitate. Sie stammen aus den Interviews, die Lem dem Bayerischen Rundfunk, gesendet am 21. Oktober 1974, und dem Sonntag, veröffentlicht in Nr. 23/73, gegeben hat, sowie aus den Werken des Autors „Roboter in der Science Fiction“, „Die Jagd — Neue Geschichten des Piloten Pirx“ und „Das Hohe Schloß“.

John Paltock
Die fliegenden Menschen oder wunderbare Begebenheiten
Peter Wilkins

von Zachariä nach dem Englischen des Robert Paltock bearbeitet,
Braunschweig 1767 — (Auszug), gesetzt in der Schreibweise der Erstveröffentlichung

Ich that alsobald verschiedne Fragen an sie, nicht anders, als ob es wirklich Patty gewesen wäre, und sie mich hätte verstehn können. Sie antwortete mir in einer Sprache, von der ich kein Wort verstand, ob sie gleich sehr angenehm klang, und mit süßern Tönen ausgesprochen wurde, als ich jemals vorher gehört hatte. Es war mir leid, daß ich nicht verstund, was sie sagte; da ich aber davor hielt, sie möchte sich nun etwas wieder erhohlt haben, wollte ich ihr vom Bette aufhelfen. Wie groß war meine Verwunderung, da ich sie anrührte. Auf der einen Seite schien es, als ob sie in Fischbein eingeschlossen sey, und doch war sie zugleich so weich und warm, als ob sie ganz nackend gewesen wäre.

Ich nahm sie in meine Arme, trug sie in meinen Vorsaal zurück, und versuchte aufs neu, mich mit ihr zu unterreden. Ich sah deutlich, daß ich diesem Vergnügen entsagen müsse, wenn ich nicht ihre, oder sie, meine Sprache, lernen könne. Ich war von meinem Traume noch so eingenommen, daß ich meynte, es müßte Patty seyn; nach einiger Ueberlegung aber sah ich deutlich, daß Patty, so schön sie mir auch vorgekommen, doch nicht im geringsten mit dieser liebenswürdigen Person zu vergleichen sey.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir einerley Unruhe fühlten, und daß sie unstreitig eben so bestürzt war, als ich, uns hier so zusammen zu finden. Ich bot ihr alles an, was ich in meiner Grotte hatte, und was ich ihr angenehm zu seyn glaubte; sie ließ sich verschiednes davon gefallen, und bezeugte mit ihren Blicken und Geberden viel Erkenntlichkeit. Den Schein meiner Lampe suchte sie indeß sorgfältig zu vermeiden, und kehrte ihr beständig den Rücken zu. Ich bemerkte solches gar wohl, glaubte aber, sie thue es nur aus Bescheidenheit; und um ihr hierinne gefällig zu seyn, stellte ich sie selbst hinter sie, ob ich gleich dadurch des Anblicks eines Gesichts beraubt wurde, welches mich ganz entzückt hatte.

Nachdem wir einige Zeit still gesessen, und miteinander geplaudert hatten, ohne uns einander zu verstehn: stund sie auf, und gieng ein paarmal in meiner Wohnung herum. Ihre schöne, und edle Leibesgestalt, bezauberte mich ganz; aber ihre seltsame Tracht setzt mich in keine geringe Verwunderung; ich konnte auf keine Weise begreifen, woraus sie bestehe, und auf was für Art sie sich damit bekleidet habe.

Wir assen zusammen. Ich trug ihr das beste auf, was ich nur im Vermögen hatte. Ob wir uns gleich nicht verstunden, so redete doch jedes von uns seine Sprache. Nach der Mahlzeit reichte ich ihr einige Gläser Liqueur, die sie mit Vergnügen austrank; und mit sehr verständlichen Zeichen und Geberden dankte

John Paltock:
Die fliegenden Menschen oder wunderbare Begebenheiten Peter Wilkins

sie mir für alle meine Aufmerksamkeit. Einige Zeit drauf wies ich ihr mein Bette, und gab ihr mit Zeichen zu verstehn, daß sie darauf schlafen könne. Sie schien sehr verlegen hierüber zu seyn, bis ich ihr zu erkennen gab, wo ich mich hinlegen wolle, in dem ich mit dem Finger auf mich, und auf ein andres Bette wies. Sobald sie meine Meynung begriffen, legte sie sich ohne weitere Umstände zur Ruhe. Ich räumte alles auf die Seite, was wir bey unsrer Mahlzeit gebraucht hatten, that mein Feuer aus, und legte mich gleichfalls nieder, und zwar ohne alle Sorge, denn wie hätte ich von einer solchen liebenswürdigen Creatur das geringste befürchten können.

Ich begegnete ihr lange Zeit hintereinander mit der größten Achtung, und gab nicht zu, daß sie die geringste Arbeit thun durfte. Nichts unangenehmer war für uns beyde, als daß wir reden konnten, ohne einander zu verstehn, und uns blos mit Zeichen und Geberden ausdrücken mußten. Ich sah indeß mit grossem Vergnügen, daß sie sich alle mögliche Mühe gab, meine Sprache zu lernen. Ich blieb ihr nichts mehr schuldig, und suchte gleichfalls die ihrige zu erlernen. Nichts wunderte mich im Anfang mehr, als daß sie nicht die geringste Unruhe bezeugte, sich beständig eingeschlossen zu sehn; denn in der ersten Zeit hielt ich meine Thür beständig fest zu, aus Furcht, daß ich sie wieder verlieren möchte; denn ich glaubte gewiß, sie werde die erste Gelegenheit in Acht nehmen, mir zu entfliehn. Wie wenig dachte ich dazumal, daß sie gar fliegen konnte.

Als diese meine neue Geliebte vierzehn Tage bey mir gewesen war, sah ich, daß mein Wasservorrath ganz zu Ende gieng. Der Gedanke, sie zu verlassen, und frisches Wasser zu hohlen, machte mich sehr unruhig, und ich gab ihr solches durch meine Traurigkeit zu verstehn. Im Anfange konnte sie nicht begreifen, was mir fehlte; da sie mich aber niedergeschlagen sah, schloß sie, daß es ihrentwegen seyn müsse, und gab mir mit sehr deutlichen Zeichen zu erkennen, daß ich ruhig seyn möchte, weil ihr in meiner Abwesenheit nichts übels widerfahren könne. Ich bat sie alsdann, so gut ich nur konnte, daß sie vor meiner Zurückkunft nicht weg gehn möchte. Sobald sie meine Meynung begriff, setzte sie sich mit kreuzweiß übereinander geschlagenen Armen nieder, und legte den Kopf an die Wand, um mir hiedurch zu verstehn zu geben, daß sie nicht von der Stelle gehn werde. Da ich indeß schon ausser der Thür einen Strick festgemacht hatte, band ich ihn doch zu allem Ueberfluß an einen Baum fest, damit sie nicht herauskommen konnte, ob sie gleich nicht den geringsten Gedanken hatte, mich zu verlassen.

Ich nahm also, wie gewöhnlich, meine Schaluppe, mein Netz, und mein Wasserfaß; ich wollte gern einige frische Fische mit zur Mahlzeit nach Hause bringen, und ich fieng so viele, daß ich für mehr als eine Mahlzeit genug hatte, und noch welche zum Einsalzen übrig behielt. Ich fand, daß sie die Fische, die einige Tage eingesalzen gelegen, lieber aß, als die ganz frischen, die länger eingesalzenen aber nicht so sehr liebte. Mein Salz nahm sehr ab, ob ich es gleich auf

alle Weise gespart hatte, ich war willens zu versuchen, ob ich nicht auf einige Art welches machen lernen könnte, und den Sommer drauf glückte mir solches auch in der That.

Auf diese Art brachten wir den Rest des Winters zusammen zu, bis die Tage wieder so hell wurden, daß ich gegen Mittag etwas ausgehn konnte. Ich war itzo nicht mehr besorgt, daß sie mich verlassen werde, denn wenn solches ihre Absicht gewesen wäre, hätte sie hundert Gelegenheiten statt einer haben können; sie hatte es aber nie gethan.

Hier muß ich etwas anmerken, welches unglaublich scheinen wird. Ob wir nemlich gleich alle beyde von verschiedenem Geschlechte waren, uns beyde einander liebten, und nicht das geringste Hinderniß unsern feurigen Begierden im Wege stand; so lebten wir doch fünf Monathe unter einem Dach in der strengsten Enthaltbarkeit, ob wir uns gleich vom Morgen bis in den Abend miteinander unterhielten, denn sie hatte in dieser Zeit ziemlich viel Englisch, und ich gleichfalls sehr viel von ihrer Sprache gelernt. Ich hatte sie niemals umarmt, und ihr keine andere Begierde sehn lassen, als die beständige Bemühung, ihr in allem gefällig zu seyn, und allen ihren Wünschen zuvorzukommen. Ich wußte nicht einmal, daß ihre Kleidung kein Werk der Kunst, sondern ihr angebohren sey; ich glaubte gewiß, sie wäre von Seide; doch hatte ich sie auch nicht anders gesehn, als bey dem Schein meiner Lampe. Ihre Bescheidenheit, und ihr edler Anstand, prägten mir eine solche Ehrfurcht für sie ein, daß ich sie ohne eine ganz natürliche Veranlassung nie würde geküßt haben, obgleich ihre Schönheit nur allzusehr hiezu reizen konnte.

Nachdem das Wetter schöner, und die Tage länger geworden, schlug ich ihr einmals einen Spatziergang nach dem See vor. Sie entschuldigte sich anfangs mit vieler Anmuth, weil sie das helle Tageslicht nicht austehn könne; nachher sah sie hinaus, und versicherte mich, daß wenn ich nicht aus dem Holze gienge, so wolle sie mich begleiten. Ich versprach ihr solches, und trat zuerst auf die Thürschwelle; da ich glaubte, sie möchte zu hoch für sie seyn, hob ich sie drüber weg. Indem ich so so umfaßt hielt, wußte ich gar nicht, was ich von ihrer Kleidung sagen sollte, so passend und enge kam sie mir vor. Da ich sie nachher im Holze bey einem helleren Lichte betrachtete, als bisher das von meiner Lampe gewesen; so ersuchte ich sie, mir zu sagen, von was für einer Art Stoff, oder Seidenzeuge ihre Kleidung gemacht sey. Sie lächelte und fragte mich, ob dasjenige, was ich unter meiner Jacke trüge, nicht eben so beschaffen wäre? Ganz gewiß nicht, gab ich ihr zur Antwort, unter meinen Kleidern ist nichts weiter, als die blosse Haut. Was wollen sie damit sagen? erwiederte sie etwas aufgebracht. In der That, ich habe mich schon lange gefürchtet, daß diese lumpichte Kleidung etwas verbergen möchte, was sie nicht sehn lassen dürfen. Sind sie nicht ein Glumm*? O ja, meine lebenswürdige Schöne, sagte ich. (Ob sie gleich

im Englischen mit mir redete, so mischte sie doch beständig einige Wörter aus ihrer Sprache mit darunter). Nun gut, sagte sie, ich fürchte, sie sind ein böser Mensch gewesen, und verstümmelt worden, und dies sollte mir doch wirklich leid thun. Ich bin überzeugt, gab ich ihr hierauf zur Antwort, daß kein Mensch so vollkommen ist, als er seyn sollte; ich glaube aber doch, daß meine Fehler nicht grösser sind, als andrer Menschen ihre. Ich habe in meinem Leben viel Unglück erlitten; nachdem mich aber die Vorsehung in dieses Land geführt, aus welchem ich allem Ansehn nach wohl nie wieder herauskommen werde: so halte ich es für mein größtes Glück, daß mir der Himmel in ihrer lebenswürdigen Person eine so schätzbare Gefährtin gegeben hat, und ich werde nie aufhören, ihm davor zu danken. Voller Verwunderung über meine Rede erwiederte sie: Wenn sie mich nicht zu betrügen suchen, und wirklich nicht verstümmelt sind, warum sagen sie den, daß sie keine Möglichkeit sehn, aus diesem Lande zu kommen? Stehn ihnen nicht eben solche Wege offen, wie mir und allen andern. Sie sind ganz gewiß verstümmelt, fuhr sie fort, indem sie die Theile meines Kleides befühlte, sonst würden sie diese beschwerliche Decke nicht tragen; sie schämen sich ohne Zweifel, auf ihrem natürlichen Kleide Proben einer schlechten Lebensart sehn zu lassen.

Diese Reden setzten mich in kein geringes Erstaunen, und ich konnte nicht das geringste davon begreifen. Ich mochte nachdenken, wie ich wollte, so konnte ich nicht einsehn, auf was für Art ich fähig seyn sollte, aus diesem Lande zu kommen; und doch, (dachte ich bey mir selbst,) würde sie nicht so zuversichtlich davon sprechen, wenn nicht irgendwo ein Weg seyn sollte, der aus diesem Lande herausführt. Was meine Kleider, und den Vorschlag, mich unbedeckt zu zeigen, anlangte, so wurde ich darüber beschämt; sonst hätte ich mich, sie zu beruhigen, gern nackend zeigen mögen. Anbetenswürdige Schöne, sagte ich indeß, ich glaube, sie irren sich. Ich habe alle Winkel dieser neuen Welt durchkrochen, und nicht den geringsten Ausgang aus derselben entdeckt; ja ich bin versichert, daß man nicht einmal durch den nemlichen Weg zurückkommen kann, durch den ich hereingekommen bin. Wie soll ich das verstehn? gab sie mir zur Antwort. Was können sie denn für einen anderen Weg verlangen, als den, durch welchen sie gekommen sind? Stünde ihnen die Luft nicht offen, wenn sie nicht verstümmelt wären? Können sie nicht darinn herumschweben, wie die andern. Ich sage es ihnen nochmals, ich fürchte, man hat sie wegen ihrer Laster verstümmelt; und obgleich die vielen Gütigkeiten, die sie mir erwiesen, mich verbinden, sie von ganzen Herzen zu lieben: so müßte ich sie doch, wenn es wahr seyn sollte, augenblicklich verlassen, ob mich solches gleich zur Verzweiflung bringen würde.

Ich befand mich in einer ganz ausserordentlichen Verlegenheit. Was wollte sie mit ihrem verstümmeln sagen? Ich machte mir tausend närrische Gedanken

* Eine Mannsperson

deswegen. Die natürliche Bedeutung dieses Wortes verstand ich recht sehr wohl; aber auf was für Art, oder durch was für eine Figur der Rede, konnte solches auf mich zielen! da ich zuletzt sah, daß sie mich ein wenig zornig anschaute, sagte ich zu ihr: werden sie nicht böse, meine theuerste Geliebte! Haben sie die Gütigkeit und sagen sie mir, was sie unter dem Worte verstümmelt verstehen, welches sie mir so oft wiederhohlen. Ich versichere sie, ich kann mir nicht den geringsten Begriff davon machen. Mein Herr, gab sie zur Antwort, erst sagen sie mir, durch was für einen Weg sind sie hierher gekommen? Madame, erwiderte ich, dies kann ich ihnen bald zeigen, kommen sie nur mit bis an das Ende des Holzes, so sollen sie diesen Weg gleich sehen. Nichts, nichts! versetzte sie, ich kenne die ganze Reihe von Felsen, welche dieses Land umringen, aus der geringsten Beschreibung will ich gleich schliessen, ohne hinzugehn, von welchem Felsen sie eigentlich herunter gekommen sind. Liebenswürdigste Schöne, gab ich ihr zur Antwort, ich bin von keinem Felsen herunter gekommen, und ich wollte solches auch für die ganze Welt nicht wagen. Sie wurde böse, ich versicherte sie aber nochmals auf das feyerlichste, daß ich mich nie dem Gipfel eines Felsen in hiesiger Gegend genähert. Folgen sie mir nur noch einige Schritte weiter, fuhr ich fort, und ich will ihnen sogleich die Stelle zeigen, wo ich zuerst hier angekommen bin. Wohlan, sagte sie, ich bin es zufrieden, besonders da dieses verhaßte Tageslicht sich etwas vermindert hat.

Nachdem wir der Brücke ziemlich nahe gekommen waren, sagte ich zu ihr: sehn sie wohl die Höle, durch welche das Meer seine Wellen in diesen See gießt? dies ist der Weg, durch den ich hieher gekommen bin. Dies ist nicht möglich, rufte sie. Abermals eine Lüge. Ich seh, daß sie mich betrogen, und mir unglaubliche Dinge weiß machen wollen; leben sie also wohl, ich muß sie verlassen. Doch beantworten sie mir vorher noch eine einzige Frage. Durch was für ein Mittel sind sie aus dieser Höle hervorgekommen, und warum sind sie nicht vielmehr über den Felsen gegangen? Ueber den Felsen? fragte ich sie ganz erstaunt. Glauben sie denn, daß ich und meine Schaluppe fliegen können? Nein, in der That, das kann ich nicht! Ich bin von dem grossen Meer abgereißt, bin mit meiner Schaluppe durch diese Höle geschifft, und so in diesen See gekommen. Was verstehen sie durch ihre Schaluppe, fragte sie hier von neuem; es scheint, sie machen zwischen sich und ihrer Schaluppe, einen Unterschied. Gar sehr, Madame, gab ich ihr zur Antwort. Denn ich bestehe aus Fleisch und Blut, und meine Schaluppe ist von Holz gemacht. Ey was! sagte sie. Und wo haben sie denn diese von Holz gemachte Schaluppe? Unter ihrem Kleide, nicht wahr? Madame, erwiderte ich, bisher habe ich gefürchtet, sie wären böse, nunmehr aber sehe ich wohl, sie wollen scherzen. Eine Schaluppe unter meinem Rocke? Wie wäre das möglich? Nein, meine Schaluppe befindet sich auf dem See. Kommen sie mit mir, und sie sollen sie mit ihren Augen sehn. Sie willigte darein, da es

schon ziemlich finster geworden, versicherte mich aber, daß ich sie zum letztenmal gesehn hätte, wenn ich ihr nicht Wort hielte.

Als wir an den See nicht weit von meinem kleinen Hafen angelangt waren, wies ich ihr die Schaluppe, und fragte sie, ob ich die Wahrheit gesagt hätte. Sie besah sie eine lange Zeit, und konnte sich keinen Begriff davon machen. Sehen sie, fügte ich hinzu, dies ist die Schaluppe, mit der ich aus dem grossen Meer abgereißt und durch diese Höle gekommen bin. Ich würde mich für den glücklichsten Menschen halten, wenn sie hier bey mir bleiben, mich lieben, und mir allezeit glauben wollten, denn ich werde sie gewiß nie betrügen, sondern mein ganzes Leben dazu anwenden, ihnen gefällig zu seyn. Sie hörte mich an, schien aber noch immer einige Zweifel zu haben, bis ich in die Schaluppe hinsprang, vom Lande stieß, und an dem See hinfuhr, indem sie am Ufer neben her gieng. Sie schien sich endlich mit mir, und meiner Schaluppe so versöhnt zu haben, daß sie mich bat, sie mit hereinzunehmen, welches ich alsobald that. Wir fuhren auf dem See spazieren, und als wir im Hafen zurückkamen, zeigte ich ihr, wie ich auf dieser Schaluppe mein Wasser hohle, und zu meiner Grotte bringe.

Ich gesteh es, sagte sie, ich habe mich sehr oft in meinem Leben geschifft, wie sie es nennen, aber niemals in einer solchen Maschine. Die Erfindung ist gut, wenn man viel Sachen von einem Orte zum andern zu bringen hat; sich aber so mit Rudern abzumatten, wenn man sich blos belustigen will, das ist meiner Meynung nach, eine grosse Thorheit. Madame, sagte ich, wie könnte die Schaluppe ohne Ruder fortgehn? Wir möchten uns zehnmal hineinsetzen, sie würde nicht von der Stelle kommen, wenn wir nicht ruderten. Wo haben sie denn diese Maschine vorher gehabt, fragte sie noch einmal. O Madame, erwiderte ich, dies ist eine allzulange und allzubetrübte Erzählung. Diese Schaluppe ist mehr als tausend Meilen weit von hier bey einem Volke gemacht worden, welches eine ganz schwarze Haut hat, und völlig von uns verschieden ist. Ich werde ihnen alles erzählen, wenn wir zu unsrer Grotte zurückkommen. In der That wünschte ich, wieder zu Hause seyn, denn es war stockdunkel, und da ich meine Flinte nicht mitgenommen, fruchtete ich mich vor allem, was ich nur sah und hörte. Ich ließ meiner Gefährtinn dieses merken, da ich aber sah, daß ihr solches nicht sehr gefiel, drang ich nicht weiter drauf, zurückzukehren.

Ich bemerkte dazumal mit grosser Verwunderung, daß sie immer munterer wurde, je mehr die Dunkelheit zunahm. Da sie der Anblick meiner Schaluppe, und unsre Spatzierfarth sehr aufgeräumt gemacht hatte, so wollte ich sie in ihrem Vergnügen nicht stören. Ich that ihr also den Vorschlag ans Land zu steigen, wo ich sie so lange begleiten wolle, als es ihr gefällig sey. Indem wir miteinander sprachen, und am See herumspazierten, lief sie ein wenig voraus, und stürzte sich gerade ins Wasser. Ich erhub sogleich ein grosses Geschrey, worüber sie lachte, und mir zurief, ihr zu folgen. Es war so dunkel, daß ich nur

ganz undeutlich sehn konnte, wie sie sich in den See stürzte. Da ich nachher meine Augen anstrengte, sah ich nichts, als eine kleine Schaluppe auf dem Wasser, die mit solcher Geschwindigkeit fortschoß, daß ich sie gar bald aus dem Gesichte verlor. Ich lief an dem Ufer hin, aus Furcht, sie zu verlieren, und bald drauf kam sie mir am Lande wieder entgegen, und ich sah keine Schaluppe mehr. Mein Freund, sagte sie mir lächelnd, das ist unsre Weise, zu schiffen. Das Schrecken, so sie hierüber bezeugt haben, läßt mich schliessen, daß ihnen dieselbe unbekannt ist; und da sie nach ihrer Erzählung viele tausend Meilen weit von hier zu Hause gehören, so ist es sehr wohl möglich, daß sie ganz anders gebaut sind, als ich. Wenn das wahr ist, so hat uns der Schöpfer sehr viel vollkommener gemacht, als sie; denn aus ihren Reden, die ich sehr aufmerksam angehört habe, muß ich urtheilen, daß sie eben so wenig fliegen, als schwimmen können. Ganz gewiß nicht, meine Schöne, gab ich ihr zur Antwort, wie sollte ich das können? Hierauf trat sie am Ufer des Sees auf einen etwas erhabnen Ort, nahm einen kleinen Zulauf, und schwang sich auf einmal in die Luft, so daß ich ihr kaum mit den Augen folgen konnte.

Ich stand vor Erstaunen starr, wie eine Bildsäule. Wie? sagte ich zu mir selbst, nachdem ich sie aus dem Gesicht verlohren hatte, habe ich den mit einem Geiste so lange zusammen gewohnt? Es wäre besser für mich gewesen, ich hätte sie nie mit Augen gesehn, als daß ich sie auf die Art wieder verlieren soll. Was hätte ich indeß zu hoffen gehabt, wenn sie auch bey mir geblieben wäre. Es ist klar, daß sie kein menschliches Geschöpf ist. Und doch hat sie so gut Fleisch und Blut wie ich, welches ich nur allzudeutlich fühlte, da ich sie in meinen Armen aus der Grotte trug. — Alle diese meine Ueberlegungen dauerten nicht lange, denn in weniger als zehn Minuten ließ sie sich auf einmal wieder vor mir nieder. Ihre Zurückkunft brachte mich vor Freuden fast gänzlich ausser mir selbst; sie bemerkte es sehr wohl, und hat mir nachher gestanden, daß ihr dieses eine unbeschreibliche Zufriedenheit erweckt habe. Alle diese Begebenheiten hatten meine Seele so stark angegriffen, daß ich wie vom Blitz gerührt da stand. Endlich kam ich wieder zu mir selbst, und schloß sie mit dem größten Entzücken, und mit der heftigsten Leidenschaft in meine Arme. So sind sie doch wieder zurückgekommen, mein schönster Engel? rufte ich aus. Sie schenken in der That einem Menschen das Leben wieder, der ohne sie nicht leben, und durch nichts anders glücklich seyn kann, als wenn es ihm erlaubt ist, sie anzubeten. Wie ist es möglich, daß sie so vielen Vorzügen, welche sie vor mir voraus haben, entsagen, ihr voriges Vergnügen, und ihre Freunde, und Familie, verlassen, und eine Zuflucht in meinen Armen annehmen können? Ich machte ihnen alles zum Geschenk, was ich hier besitze, mein Herz, meine Liebe — Lassen sie es gut seyn, erwiederte sie lächelnd, ich seh in der That, sie sind eine viel würdigere Mannsperson, als ich mir am Anfang eingebildet habe. Ich bitte sie wegen des Mistrauens um Verzeihung, so ich vorhin äusserte, und bin von

allem, was sie mir gesagt haben, vollkommen versichert. Da ihnen auch meine Gesellschaft ein so grosses Vergnügen machte: so verspreche ich ihnen hiermit feyerlich, sie niemals zu verlassen, wofern nicht der Tod, oder ein andres Unglück uns voneinander scheidet. Lassen sie uns nunmehr zur Grotte zurückgehn, denn ich weiß, daß ihnen die Dunkelheit nicht so angenehm ist, wie mir. Sie gab mir ihre schöne Hand, und wir kehrten unter tausend zärtlichen Gesprächen nach unsrer Grotte. Sie willigte noch diesen Abend darein, meine Frau zu werden, ob ihr dieses Geständniß gleich keine geringe Schamröthe verursachte, und ich sah nun mit vielem Verlangen der Erfüllung aller meiner bisherigen sehnlichen Wünsche entgegen.

Nachdem der König und alle Colambs, sich hierauf von ihren Sitzen erhoben hatten, kam noch ein anderer, und sah mich an, denn ich stand gleichfalls. Glumm Peter von Graundevole, sagte er zu mir, der König Georigetti, und alle seine Colambs wünschen dir Glück zu deiner Ankunft, und haben mir befohlen, dir nach deinen Verdiensten eine Stelle anzuweisen. Hierauf setzte sich der König und die Colambs nieder, und man führte mich zu seiner Rechten, wo man mich dicht an seinem Throne meine Stelle nehmen ließ.

Der König bezeugte mir hierauf nochmals, wie ausserordentlich angenehm ihm meine Ankunft sey, und gab einem seiner vornehmsten Hofbedienten Befehl, mich auf das beste mit allem, was ich wünschen würde, zu versorgen.

Ich wurde also in die für mich bestimmten Zimmer geführt, um mich daselbst in etwas zu erhohlen. Aller Orten, wo ich durchgieng, fand ich eine Menge solcher Feuerkugeln, wie ich im Audienzsaale gesehn hatte. Ich gelangte in die für mich bestimmten Gemächer, die ebenfalls mit Feuerkugeln erleuchtet waren. Ich wurde hier von meinem Kammerdiener allein gelassen, und glaubte, daß ich mich itzo niederlegen sollte, weil ich in dem einen Zimmer ein ausserordentlich weiches Bette bereit stehn fand. Da ich auch in diesem Zimmer die leuchtenden Kugeln antraf, so wurde ich immer neugieriger zu wissen, was das für eine Materie seyn möchte, die in diesen Kugeln brannte, da ich nicht die geringste Oefnung und nicht den geringsten Rauch wo herausgehn sah. Ich stellte mir vor, sie müßten von Hitze ganz heiß seyn, und weil sie nicht gar zu hoch hiengen, trat ich auf die Zehen und fühlte mit der Hand daran; wie sehr erstaunte ich aber, da ich sie eiskalt fand.

Da ich hierüber nachdachte, kam eine ganze Schaar von Bedienten in mein Zimmer, welche eine solche Menge Essen und Wein brachten, daß hundert Leute genug daran gehabt hätten. Sie setzten alles auf einen grossen platten Stein, der an statt des Tisches diente. Die flüssigen Dinge waren in irdenen Gefässen, und die trucknen in durchsichtigen sauber geflochtenen Körben.

Nachdem alle Bedienten, meinen Kammerdiener ausgenommen, wieder fortgegangen waren, erkundigte ich mich, ob noch sonst jemand mit mir speisen werde. Da er mit nein antwortete, bezeugte ich ihm meine Verwunderung, daß man für mich allein eine so ungeheure Menge Speisen hinsetzte. Er erwiederte mir aber, daß dieß eine besondere Gnade des Königs für mich sey. Ich wußte nicht, wobey ich anfangen sollte, denn es waren mehr als zwanzig Gerichte zugleich auf der Tafel. Mein Kammerdiener blieb beständig hinter meinem Stuhl stehn. Ich fragte ihn nach seinem Amt und seinem Namen. Er sagte mir, daß er einer von den funfzig Hofbedienten sey, die zur Aufwartung für die königlichen Lieblinge bestimmt wären; sein Name sey Quilly. Ich fragte ihn ob er nicht wisse, was aus meinen Sachen, und aus meinem fliegenden Stuhle geworden sey. Ich mußte ihm mit vieler Mühe beschreiben, was ich unter meinem Stuhle verstund. Ich bat ihn darnach zu sehn, und ihn in mein Zimmer bringen zu lassen. Er gieng fort; ich freute mich, daß ich seiner los war, und fieng an zu essen; ehe ich mich aber versah, kam er wieder zurück, weil er nur bis in die Gallerie gegangen war, und seine Befehle an seine Untergeordneten gegeben hatte. Quilly, fing ich also an, ich bin hier fremd; jedes Land hat seine eignen Gerichte: und ich finde hier viele, die ich nie gesehn; nennt mir einmal einige davon her, damit ich sie künftig wieder erkennen kann. Er nannte mir eins nach dem andern, unter vielen auch Padsis. Da ich dies schon oft nennen und mit meinen Fischen vergleichen hören, versuchte ich hievon zuerst, und ich muß gestehn, es schmeckte vollkommen wie Fisch, nur daß sich die Stücke nicht blättern.

Womit schneidet ihr diese Dinge in Stücken? fragte ich meinen Quilly weiter, denn ich wußte, daß sie keine Messer hatten. Er sagte mir, der Koch verrichte solches mit einem scharfen Steine. Er nannte mir drauf auch Crullmott, wovon ich ebenfalls sprechen hören, ich kostete etwas davon, und hätte geschworen es sey gehacktes Flügelwerk. Ich erkundigte mich, ob es viel Crullmotts gebe? Er erwiederte, daß eine ziemliche Menge Crullmotts am Fuß des Berges wachse. Ey nicht doch! gab ich ihm zur Antwort, ich spreche nicht von Bäumen, sondern von Geflügel, von Federvieh. Ich weiß nicht, was sie meynen, versetzte er mir, aber diese Crullmotts wachsen auf grossen Bäumen, so wie die Padsis auf kleinen Gebüschen. Wie Guckuck! ist das möglich, gab ich zur Antwort; das ist gewiß, das erste und einzige Land in der Welt, wo Fische und Hühner auf Bäumen wachsen; ehe ich mich umsehe, werde ich wo einen Ochsen dran hängen finden.

Mein Kammerdiener verstand nicht, was ich sagte, sondern erkundigte sich, was ich zu trinken verlangte. Was ihr selbst trinken würdet, gab ich zur Antwort. Hierauf brachte er mit eine Art von Wein, der sehr angenehm, aber etwas zu süß schmeckte. Ich vermischte ihn mit Wasser, und so war es ein sehr angenehmes Getränk.

Als ich fertig war, ließ Quilly in einem Augenblicke alle Speisen abnehmen, und da ich sehr müde geworden, begab ich mich nach meinem Schlafzimmer; ich fand zwey Betten daselbst, und fragte, für wen das zweyte bestimmt sey? Für mich, gab Quilly zur Antwort, denn wir dürfen die Lieblinge des Königs keinen Augenblick verlassen. Ist es Zeit zu Bette zu gehn. Noch nicht, erwiederte mein Kammerdiener, der Gripsak hat noch nicht geblasen. Habt ihr keine Uhren in eurem Lande, nein! gab er zur Antwort. Wie wißt ihr denn, sagte ich, wenn ihr aufstehn, oder euch niederlegen sollt? das wissen wir sehr gut; versetzte er lächelnd, es sind verschiedene Gripsaks bestellt, die zu Morgens und Abends blasen müssen, und die sich in ihrer Rechnung nicht irren. Ich fand bald, daß er Recht hatte, der Gripsak ertönte einige Zeit darauf, und weil mich die schnelle Bewegung sehr abgemattet hatte, ließ ich mich von meinem dienstfertigen Quilly ohne weitere Umstände zu Bette bringen.

Ich hatte, wie ich beym Erwachen nach meiner Uhr annehmen konnte, über vierzehn Stunden geschlafen. Quilly sagte mir, daß der König schon hier gewesen, und mich besuchen wollen, da er aber gesehn, daß ich noch so sanft geschlafen hatte, wäre er wieder weggegangen. Sobald ich also etwas zum Frühstück genommen, ließ ich sogleich um die Erlaubniß bitten, ihm aufzuwarten, welche mir auch sogleich zugestanden wurde. Er überhäufte mich aufs neue mit allen möglichen Gnadenbezeugungen, und um nicht weitläufig zu seyn, will ich nur erzehlen, daß verschiedne Wochen in lauter Festen und Lustbarkeiten verstrichen, welche mir zu Ehren angestellt wurden, und wovon mir keines besser gefiel, als ein Wettfliegen, welches den einen Tag die jungen Glumms, und den andern Tag die jungen Gawrys hielten. Ich hatte das Vergnügen, daß mein Sohn Tommy den ersten, und Halikarnie meine Tochter, den zweyten Preiß erhielt.

Daß ich indeß Gelegenheit hatte, sehr oft bey dem König allein zu seyn, so bediente ich mich derselben, ihn von dem wahren Gotte und seinen Eigenschaften zu unterrichten, und ihm zu zeigen, wie lächerlich es sey, ein Bild anzubeten, das seine eignen Ragams oder Priester aus Thon und Erde zusammengeformt hätten. Der König gestand mir offenherzig, daß er von der Thorheit dieses Götzendienstes vollkommen überzeugt wäre, und es habe schon vor alten Zeiten ein alter ehrwürdiger Ragam das grosse Bild umstürzen wollen: man müsse sich aber allzusehr vor dem Volke, und den Priestern fürchten, und sein Leben sey in der größten Gefahr, wenn er etwas wider die alte Religion unternehmen wolle.

Ich fühlte mein Herz bey diesen Vorstellungen auf einmal von der Begierde entflammt, diesen Völkern nützlich zu seyn, und sie von dem schändlichen Götzdienste des grossen Bildes abzuziehn. Ich entdeckte dem König mein Vorhaben, bat ihn einen Mouscherat, oder grosse Reichsversammlung, zusammen zu berufen, und meiner Klugheit alles ferner zu überlassen.

Der feyerliche Mouscherat wurde also angesetzt. Es versammelten sich die vornehmsten Colambs, und Ragams, in einem grossen Saale, in welchem das grosse Bild des Colwar aufgestellt war; ein Götzenbild aus Thon gemacht, mit einem sehr häßlichen fürchterlichen Gesichte. Ich hatte mich zu diesem Auftritte auf das beste vorbereitet, hatte meinen Säbel an der Seite, und ein paar geladene Pistolen im Gürtel stecken.

Ich saß keine zwey Schritt weit von dem Götzenbilde; nachdem alles stille war, stand ich auf, und hielt eine lange Rede, in welcher ich alle Gründe wider den Götzendienst zusammengehäuft hatte. Weil dieses aber bey dem größten Haufen nicht Eindruck genug gemacht haben würde, fieng ich aufs neue also an: Grosser König, erhabne Colambs, und ihr ehrwürdige Ragams! Ich frage euch, wen stellt dieses Bildniß vor? den grossen Colwar, sagten sie. Und wer hat dieses Bild gemacht? fuhr ich fort. Wir haben es gemacht, erwiederten die Ragams. Wenn ihr es gemacht habt, sagte ich hierauf, könnt ihr dann nicht auch dieses Bild vernichten? Wir würden auf der Stelle vom grossen Colwar getödtet werden, schrien sie, wenn wir dieses thun wollten. Also glaubt ihr, fragte ich weiter, daß dieses Bild sich rächen könne? O gewiß! ruften sie alle. Wohlan denn! erhub ich meine Stimme, ich sage euch vielmehr, daß dieses weiter nichts, als ein todter Erdklumpen ist, und daß der grosse Colwar von euch beleidigt wird, da ihr ihn unter so einem scheußlichen Bildniße anbetet. Vernehmt es, ihr Völker, er hat mich gesandt, euch euren Irrthum zu benehmen, er hat mich mit seinem Donner bewaffnet, dieses Götzenbild zu zerstören! Wenn es sich rächen, oder vertheidigen kann, so wollen wir es itzo erwarten! — Indem ich dieses sagte, zog ich mein Pistol aus dem Gürtel, und schoß dem Bilde den Kopf in Stücken. Die ganze Versammlung fiel vor Schrecken zur Erde, und das Zimmer war voll Rauch und Dampf. Ich ließ es nicht hiebey bewenden, sondern zog meinen Säbel, und hieb das Bildniß vollends in hundert Stücken. Der ganze Mouscherat sah mich nunmehr als eine überirdische Person an; alle schrien! Es lebe der Gesandte des grossen Colwar!

Um die Priester, oder Ragams, nicht vor den Kopf zu stoßen, wandt ich mich nun an sie, und ermahnte dieselben, künftig dem wahren Colwar, dem Schöpfer Himmels und der Erden ihren Gottesdienst zu erweisen, das Volk zur Tugend zu führen, und ihrem Könige getreu zu seyn.

So endigte sich diese Unternehmung zur grossen Zufriedenheit des Königs. Ich wurde im Triumph nach meinen Zimmern begleitet, erhielt die Stelle eines obersten Colambs, und der König beehrte mich von dem Tage an mit einem solchen Vertrauen, daß er nicht das geringste ohne mich vornahm.

Da ich sah, wie wohl es mir in diesem Lande gieng, so gab ich den Bitten seiner Majestät nach, und beschloß, völlig an seinem Hofe zu bleiben, und meine Frau, und übrigen Kinder nachkommen zu lassen. Naßig wurde also abermals

abgefertigt, meine Familie abzuholen, und von meinen Sachen nach und nach das Beste und nothwendigste herüber zu schaffen.

Unter der Zeit suchte ich von allen Merkwürdigkeiten des Landes Kenntniß einzuziehn, und gieng oft mit meinem Sohne Tommy, welchen der König bereits mit einem ansehnlichen Amte bekleidet hatte, spazieren, wobey Quilly uns niemals verließ. Ich erstaunte sehr oft über alles das besondre, so dieses Land aufzuweisen hatte. Wir besahen die warmen und kalten Quellen, die mit vieler Kunst in jedes Haus der Stadt geleitet waren. Auf diesen siedenden Quellen kochen diese Völker, welche kein Feuer kennen, und solches verabscheuen, alles ihr Essen. Ihre Küchen waren so groß und hoch, wie Kirchen. Sie kennen nichts anders als Früchte; diese Früchte aber haben sehr oft, wie die Padsis, und Crullmotts, vollkommen den Geschmack wie Fleisch, oder Fisch. Ihr Getränk ist ein Saft, oder Wein aus süßen Beeren, der mit Wasser gemischt wird. Es war mir ein unbeschreibliches Vergnügen, die grosse Menge Menschen, von denen die Stadt bewohnt wird, ohn Unterlaß ab- und zufliegen zu sehn; mancher trug oft vierzig, funfzig und mehr Pfund schwer durch die Luft; sie schwebten über dem Kopfe derjenigen herum, die in den Strassen zu Fuß giengen, und eh man sichs versah, liessen sie sich nieder, indem andre sich auf ihren Graundys wieder in die Luft erhoben.

Ich hatte noch nie Gelegenheit gehabt, mich um die eigentliche Beschaffenheit der Leuchteugeln zu erkundigen, die ich in allen Zimmern scheinen sah, weil ich mich schämte, den Quilly hierum zu fragen. Als daher mein Sohn Tommy einmal allein bey mir im Zimmer war, fragte ich ihn: was für eine Art von Feuer in diesen Kugeln eingeschlossen sey? Papa, sagte er mir, hier unten ist ein Mann, der sie umwechselt. Da ich sehr neugierig war, gieng ich herunter zu dem Mann. Als ich ihm näher kam, schien es mir, als ob er etwas brennendes auf seinem Arm trüge. Was macht er da, mein Freund? fragte ich ihn. Ich löse die Feuerwürmer ab, erwiederte er, um sie zu füttern. Mit was für Oel werden sie gefüttert? fragte ich ferner, Tommy, welcher kaum das Lachen lassen konnte, sagte mir: Papa es sind Feuerwürmer, lebendige Kreaturen. Was? versetzte ich, alle diese runden Kugeln sind lebendige Thiere. Nein, sagte Tommy, die Kugeln sind blos aus einer dünnen durchsichtigen Haut gemacht, und die lebendigen Thiere sind darinn eingeschlossen. Man wechselt sie alle Tage ab, und füttert sie mit Früchten, und Gras. Der König sowohl als alle Colambs haben ein eignes Behältniß, wo eine Menge solcher Feuerwürmer unterhalten wird. Der Mann mußte mir hierauf seinen Korb mit diesen Würmern zeigen. Ich erstaunte, da ich einen auf die Hand nahm, welcher ausserordentlich glänzte, und doch ganz kalt war. Der Mann ließ mich bemerken, daß diejenigen, die gefressen hatten, viel heller schimmerten, als die alten ausgehungerten. So war beynahe alles, was ich in diesem Lande sah, beschaffen; und fast nichts war demjenigen ähnlich, was ich in unsern Ländern gesehn. Die Zeit verstrich

John Paltock:

Die fliegenden Menschen oder wunderbare Begebenheiten Peter Wilkins

also unvermerkt bis zur Ankunft meiner Frau, die einstmals ganz früh mit ihrer Tochter Sarah bey mir ankam. Kein Vergnügen kann grösser seyn, als das unsrige war, da wir uns hier zusammen wieder umarmten. Ich ließ sogleich meinem alten Schwiegervater Pendlehamby ihre Ankunft melden, welcher uns sogleich besuchte, und die Ehrenbezeugungen mit uns theilte, die wir am Hofe des Königs Georigetti genossen. Einige Tage nachher kam auch Naßig mit meinen übrigen Kindern, die nicht fliegen konnten, und sich meiner Maschine bedient hatten, nebst einem grossen Transport von unsern besten Sachen, an. Unsre Tage verstrichen nunmehr in lauter Freuden, da ich meine ganze Familie um mich hatte. Meine liebe Youwarky wurde so zu sagen verjüngt, da sie mich nunmehr in ihrem Vaterlande und so nahe bey ihrem alten Vater sahe. Wir folgten der Einladung dieses alten Greises, und begleiteten ihn auf einige Zeit nach Arndrumstake, denn ich war der Reisen auf meinem fliegenden Stuhle nun schon ganz gewohnt.

Da ich in der Nachbarschaft des Berges Alkoe war, und ihn so zu sagen beständig vor Augen hatte, konnte ich der Begierde, eine Reise dahin zu thun, nicht widerstehn, so ungern auch mein Schwiegervater, und Youwarky, solches geschehn lassen wollten. Ich wandte mich an einen gewissen Malek, dem ich die Freyheit geschenkt hatte, und bat ihn, mir die erforderlichen Träger zu verschaffen. Dies kostete ausserordentlich viel Mühe, weil die Schwangantis alle in der festen Meynung stehn, daß der Berg Alkoe die Wohnung des Mindrak, oder des Teufels sey, und seine Diener das entsetzliche Geräusch zu machen pflegen, welches man schon in einiger Entfernung davon vernimmt. Durch viele Versprechungen und Ermunterungen verschaffte mir Malek endlich vier und zwanzig Träger, mit denen ich die Reise nach diesem beschriebenen Berge antrat. Ich hatte meine Flinte mitgenommen, und ein paar scharf geladne Pistolen im Gürtel stecken, auch, wie gewöhnlich, meinen Säbel an der Seite. Als wir dem Berge näher kamen, sahn wir, daß der Rauch bald hier, bald da aufstieg; ich befahl also meinen Trägern mich ungefehr hundert Schritt weit von dem ersten Rauche niederzusetzen. Ich gieng mit Malek und Naßig, die mich begleitet hatten auf dem Rauch zu, der unten am Fuß des Berges aus einem Gewölbe stieg, dessen Eingang man bey dem Glanze des Feuers wahrnehmen konnte. Kaum hatte ich den Fuß in die Thür gesetzt, als ein Kerl mit einer glühenden Stange Eisen auf mich zu lief, und mich darmit durch den Leib rennen wollte. Ich schoß ihm sogleich mit meinem Pistol eine Kugel durch den Kopf, daß er todt zu meinen Füßen niederfiel. Dieses setzte die andern Arbeiter in solches Schrecken, daß sie alle auf die Erde stürzten, und um Gnade riefen. Ich ließ ihnen sagen, meine Absicht sey nicht, ihnen etwas Leides zuzufügen; weil ich blos in der Absicht hiehergekommen, mich in ihren Werkstätten umzusehn; da mich aber ihr Mitarbeiter zuerst angefallen, habe ich ihm zeigen müssen, mit wem er zu thun habe, und es werde allen nicht besser ergehn, die

John Paltock:

Die fliegenden Menschen oder wunderbare Begebenheiten Peter Wilkins

sich unterstehn würden, sich an mir, oder jemanden von meinem Gefolge zu vergreifen.

Diese Rede, und mein freundliches Bezeigen hatte die Wirkung, daß sie sich uns näherten; ich ließ ihnen einige Gläser Liqueur austheilen, worauf sie ganz geschmeidig wurden, und mich aller Orten herumführten. Meine Gesellschafter wurden nunmehr überführt, daß diese sogenannten Diener des Mindrak nichts anders waren, als Berg- und Hüttenleute, die hier sehr ergiebige Silber- Kupfer- und Eisengruben besaßen, und mancherley Werkzeuge und Geräthschaften aus diesen Metallen machten, die sie an verschiedne benachbarte Nationen verkauften. Da ich einsah, wie vortheilhaft ein Handel mit diesem Volke für die Unterthanen des Königs Georigetti seyn mußte: so errichtete ich auf die Zukunft ein besseres Vernehmen unter diesen Völkern, und brachte einige dahin, jährlich zu gewissen Zeiten mit ihren Waaren nach dem schwarzen Gebirge zu kommen, und dieselben gegen allerhand Arten von Lebensmitteln, woran diese Völker Mangel hatten, mit den Schwangantis umzusetzen. Wir nahmen zur Probe einige von ihren Waaren mit, und traten unsre Rückreise wieder an.

Walter Gerlach
Hausfrauen schreiben an Henkel, Procter & Gamble & Co.

Der Tag wird kommen
an dem wir euch
mit Omo
und Meister Proper
einseifen

Marlboro

Wann kommen wir endlich
auf den Geschmack
und holen uns
die Freiheit

Der Hauptkummer des Herrn Gottlieb Nothnagel war, daß er zu früh auf die Welt gekommen sei. Wir stehen, sagte er sich, erst am Anfange der großen technischen Vervollkommnungen, die Luftschiffahrt liegt noch in den Windeln, und keine Ahnung haben wir, welche Schätze uns noch eine geniale Anwendung der Elektrizität in den Schoß werfen wird, keine Vorstellung, welche Wunder der Fortschritt unserer chemischen Kenntnisse noch einmal zu Alltäglichkeiten macht. Wir ahnen zwar, daß es nur einen Urstoff gibt, dessen verschiedene Zustände wir Elemente benennen, aber noch Niemand ist es gelungen, diesen Urstoff aufzufinden und aus ihm Gold, Eisen, Brom, Kalium, Schwefel, Sauerstoff oder sonst ein beliebiges Element herzustellen. O, wie viel weiter werden wir in hundert Jahren sein; wer das Alles doch mit erleben könnte. Als Herr Gottlieb Nothnagel eines Abends im Lehnstuhl saß, seine Pfeife rauchte und solchen Gedanken nachhing, klopfte es plötzlich leise an seine Thür, und als er öffnete stand ein junges, zierliches Mädchen mit einem leuchtenden Antlitz draußen und reichte ihm etwas in Papier Gewickeltes hin: „Ich bringe die Galoschen!“ sagte sie.

„Welche Galoschen?“ fragte Nothnagel verwundert, „ich habe keine bestellt.“

„Sind Sie Herr Gottlieb Nothnagel?“ fragte sie.

„Jawohl,“ war die Antwort.

„Nun, dann sind auch die Galoschen für Sie!“ rief sie aus, drehte sich auf dem Absatz um und lief mit einem silbernen Gelächter die Treppe hinab.

„Verrückte Geschichte!“ dachte Nothnagel, „und wie wunderliche Augentäuschungen es giebt; war mir doch gerade, als wenn das Frauenzimmer unten über den Flur auf einer Glaskugel zum Hause hinaus schwebte, wie man die Fortuna auf Bildern abmalt.“ Er ahnte aber nicht, daß er ganz recht gesehen hatte, und daß er die Galoschen des Glücks in den Händen hielt, von denen uns Andersen erzählt, jene zauberkräftigen Ueberschuhe, die dem, der sie an den Füßen trägt, jeden Wunsch erfüllen und ihn augenblicklich dorthin versetzen, wo er zu sein wünscht. Er wickelte die Galoschen aus und betrachtete sie, konnte aber nichts Besonderes an ihnen bemerken.

Dann zog er sie an; sie paßten wie angegossen. Er ging einige Male im Zimmer auf und ab und dachte: „Ja, in hundert Jahren wird man so schwerfällige Dinge auch nicht mehr kennen, da wird das Schuhzeug von einer Vollendung sein, daß man dergleichen Nothbehelfe entbehren kann. Wer das doch noch erlebte! Ich wünsche mir nur einmal in dem Berlin von 1984 einige Stunden umherzuwandern.“

Ja, was war das? Er befand sich plötzlich in einer unendlich langen, mit Glas gedeckten Halle, und ein sonderbares Schnurren und Rollen war um ihn herum,

* Gesetz in der Schreibweise der Erstveröffentlichung, aus: H. Seidel, Kinkerlitzchen, Allerlei, Scherze, Leipzig, 1895.

beinahe wie in einem starkbesuchten Skating-Rink, nur viel lauter. Als sich Nothnagel aus der Verwirrung und Betäubung dieser plötzlichen Verwandlung einigermaßen erholt hatte, vermochte er genauer zu erkennen, was ihn umgab. Auf dem glatten Pflaster dieser Halle schnurrten eine Menge niedriger kleiner Wagen mit drei Rädern einher, die meisten nur mit einer, manche jedoch auch mit zwei Personen besetzt, ohne daß man erkennen konnte, wie diese Gefährte in Bewegung gesetzt wurden. Man bemerkte nur unter dem Sitze einen Blechkasten, der gleichzeitig die Achse der beiden Haupträder umschloß. Fußgänger sah er gar nicht, sondern Alles fuhr und zwar mit einer wunderbaren Schnelligkeit und Geschicklichkeit im Ausweichen. Dabei wollte es ihn fast sonderbar bedünken, daß bei diesen fahrenden Leuten die Trachten aller Jahrhunderte und aller Völker vertreten waren; in allen Kostümen seit Anbeginn der Welt, mit einziger Ausnahme des adamitischen, sauste und schnurrte es an ihm vorüber. Als er nun so stand und ziemlich verblüfft diese wunderlichen Thatfachen anstarrte, hielt plötzlich neben ihm eines der zweiseitigen Gefährte und ein Mann, an dessen Mütze in Goldschrift stand: „Concess. Fremdenführer“, bot ihm seine Dienste an. Nothnagel stieg zu diesem Manne in den Wagen, und fort ging es. Zuweilen ward die lange Halle, in der sie fuhren, von anderen Querhallen gekreuzt und unser Reisender merkte bald, daß er sich in einem großen System von glasgedeckten Straßen befand, denn die Wände dieser Hallen waren aus lauter Häusern in den buntesten und verschiedensten Stilarten gebildet.

„Um Gottes Willen“, rief er endlich, „sagen Sie mir doch, mein Herr, wo befinde ich mich?“

„In der Friedrichstraße, auf dem Wege nach den Linden,“ sagte der Mann. Unterdeß bogen sie auch schon um die Ecke und befanden sich in der zuletzt genannten Straße, einer ungeheuren glasgedeckten Halle, deren Wände durch schimmernde Paläste gebildet wurden. Dort, wo sonst verkümmerte Lindensäume mit dem Staube kämpfend langsam dahinsiechten, war ein prächtiger Wintergarten, wo über breitblättrige Bananen und andere tropische Pflanzen mächtige Palmen ihre Wipfel erhoben. Der Fremdenführer hielt jetzt seinen Wagen an vor einem palastartigen Gebäude mit der Inschrift: Internationale elektrische Gesellschaft, vormals Siemens und Halske. Depot Nr. 175. Er nahm aus dem Kasten seines Wagens einen viereckigen Gegenstand, eilte damit in das Haus und kam gleich darauf mit einem ganz gleichen Körper zurück, den er in den Wagenkasten einschloß. „So, nun läuft die Karre wieder auf vierundzwanzig Stunden,“ sagte er befriedigt.

Nothnagel hatte sich unterdess umgeschaut und sich über diese glasbedeckten Straßen allerlei Gedanken gemacht. „Sagen Sie mal“, sprach er, „als sie nur langsam weiter fuhren, „was wird aus diesen Glasdächern, wenn ein starkes Hagelschauer eintritt?“

„Das thut ihnen garnichts,“ sagte der Mann, „sie sind aus hämmerbarem Glas hergestellt, Deutsches Reichspatent Nr. 76334591. — Dieses Glas lässt sich biegen, rollen und in jede Form hämmern. Sie wissen doch, dass sämtliche elektrischen Schiffe, die den Verkehr mit unseren afrikanischen Colonien vermitteln, aus Glas hergestellt werden.“

„Ich weiss nur, dass mir der Kopf brummt,“ sagte Nothagel. „Aber,“ fuhr er fort, „was bedeuten nur die Leute, die uns so häufig begegnen und wie lackirte Schornsteinfeger aussehen?“

Der Fremdenführer unterdrückte ein verächtliches Lächeln über die bodenlose Unwissenheit seines Klienten, und antwortete: „Haben Sie nicht von dem Leder-Regime des Professors Försters in Cannstadt gehört? Seine Anhänger kleiden sich einzig von Kopf bis Fuß in gewichenes Leder. Sehen Sie, wir fahrengerade an der Hauptniederlage vorbei.“ Damit zeigte er auf ein Haus, an dem zu lesen stand: „Bazar Augsburg, Hauptniederlage der Professor Förster'schen Lederwaaren“, und darunter:

„Löbliche Leute lieben Leder!“

Man sah auch an der nächsten Straßenecke eine Wichsmaschine aufgestellt, in die die Bedürftigen hineinspazierten, um an der anderen Seite nach einer halben Minute glänzend blank gewichst wieder zum Vorschein zu kommen. Nothnagel erfuhr auch, daß die ächten Försterianer nur mit ledernen Löffeln essen und ausschließlich auf Pergament schreiben, die allerächtesten sich sogar einer ledernen Gesinnung befleißigen.

„Was sagen denn die Anhänger des Professors Jäger dazu?“ fragte Nothnagel. „Wer ist Jäger?“ fragte der Fremdenführer. Nothnagel zog es vor zu schweigen. Dann erfuhr er auf seine weiteren Fragen, daß es eine Mode und einen allgemeinen Baustil nicht mehr gab. Ein Jeglicher kleidete sich in die Tracht irgend eines Jahrhunderts oder Volksstammes, die ihm am besten gefiel, und baute sein Haus nach gleichen Prinzipien. Da kam es denn vor, daß ein japanisch gekleideter Mann mit einer Frau aus dem Rokkoko-Zeitalter in einem griechischen Tempel wohnte und ihnen von Dienstboten in der Tracht der alten Aegypter aufgewartet wurde, während der älteste Sohn in Pluderhosen aus der Landsknechtszeit auf die Universität fuhr und das Töchterlein als junge Römerin das Conservatorium besuchte.

Endlich meldete sich der Hunger und Nothnagel fuhr mit seinem Begleiter in eine Restauration. Diese bot einen merkwürdigen Anblick dar, denn es befanden sich einzig darin lauter runde Tische zu vier Personen. Die Platte eines solchen Tisches ruhte auf einer starken runden Säule, die aus dem Fußboden hervorkam, und Stühle waren nicht vorhanden, da jeder auf seinem kleinen Wagen sitzen blieb. Auch Bedienung gab es nicht in diesem Raume, dafür war bei jedem Platz ein Eß-Knopf und ein Trink-Knopf vorhanden, durch die man in die unteren Räume telegraphirte. Bei jedem Gerichte auf der Speisekarte

stand ein Zeichen, ähnlich wie sie bei dem Morse'schen Telegraphen angewendet werden, z. B.:

Antilopenrücken	—	Gebackene Heuschrecken
Krokodil in Sauer	—	Palmkohl
	etc. etc.	

Es muß dazu bemerkt werden, daß durch die außerordentlich schnellen Verkehrsgelegenheiten dergleichen exotische Nahrungsmittel täglich frisch in Berlin zu haben waren. Daraus erklärte sich auch der große Anschlag an der Wand: „Heut Ausschank von Exportbier aus der Kaiserlich Chinesischen Staatsbrauerei in Tonkin.“ Dieses Bier ward stilgemäß aus großen Porzellانتassen getrunken. Hatte man nun sein Bier und seine Nahrungsmittel durch angemessenes Drücken auf die Knöpfe bestellt, so erschienen Speisen und Getränke mitten auf dem Tisch durch einen Aufzug in der hohlen Tragesäule. Ebenso empfing man die Rechnung, die am Ausgang an der Kasse bezahlt werden mußte.

Es saßen zwei Herren an demselben Tische, die folgendes Gespräch miteinander führten:

A. „Haben uns lange nicht gesehen.“

B. „Reiste die letzten drei Wochen fortwährend für's Geschäft. War in Amerika fünf Tage, drei in Australien und sieben in Asien. Fuhr gestern von Archangel ab und will morgen früh in Dublin sein; brauche erst um Mitternacht zu fahren, weil ich über den Kanal die Bombenpost benutze; man spart dadurch zehn Minuten an der Tour.“

„Was ist die Bombenpost?“ fragte Nothnagel seinen Begleiter.

„Sie wissen ja,“ sagte dieser, „daß die Luftschiffahrt noch immer nicht erfunden ist, aber die Bombenpost ist eine Art Surrogat dafür, auf kurzen Strecken, wie z. B. zwischen Dover und Calais. Der Passagier legt sich in eine Art großer ausgepolsterter Granate und wird dann aus einem ungeheuren langen Kanonenrohr vermittelt einer langsam wirkenden Sorte von Pulver — damit zu Anfang kein Stoß eintritt und die nöthige Geschwindigkeit erst allmählich erreicht wird — über den Kanal geschossen und auf der anderen Seite durch einen höchst sinnreichen Mechanismus sehr sanft aufgefangen. Auf größere Strecken bewährt die Sache sich nicht, weil wegen der geringen Rasanz der Flugbahn das Geschoß auf der Mitte des Weges in eine zu große Höhe gelangen würde, woselbst wegen der starken Kälte und der Dünnigkeit der Luft die Passagiere zu Grunde gehen.“

Am Abend fuhr Nothnagel mit seinem Begleiter in's Theater, allein das Stück, das sehr bejauchzt wurde, gefiel ihm nicht, weil er gar nichts davon verstand, besonders dann nicht, wenn am brüllendsten gelacht wurde. Die Einrichtung der Bühne war ihm neu, denn diese stand auf einer ungeheuren Drehscheibe, auf der vier verschiedene Bühnenräume vorhanden waren. Sollte eine Verwandlung geschehen, so war die neue Dekoration bereits auf dem nebenliegenden Raume fertiggestellt und wurde durch eine viertel Drehung der Scheibe ohne großen Zeitverlust vorgeschoben. Nothnagel ging bald fort und besuchte ein

anderes Theater, das ohngefähr den heutigen Reichshallen entsprechen würde. Dort sah er zum Tanzen abgerichtete Nilpferde und ein Kameel, das durch Reifen sprang, eine Pfeife rauchte und nach der Scheibe schoß. Die Hauptanziehung des Abends war jedoch ein zum Klavierspiel abgerichteter Chimpanse, der vierhändig Sachen von Liszt auswendig spielte. Er erfuhr, daß durch die Entdeckung der Befähigung anthropomorpher Affen für das Klavierspiel alle menschlichen Virtuosen für dieses Instrument brodlos geworden waren, indem selbstverständlich vier Hände doch mehr leisten können, als zwei. Der größte Künstler dieser Art war augenblicklich ein Gorilla, der zur Zeit in Amerika gastierte und 5000 Doll. für den Abend erhielt.

Nach dem Theater brachte ihn der Fremdenführer nach dem naheliegenden Postbahnhof, von wo aus er in ein sehr gutes Hotel der Vorstadt Potsdam befördert werden sollte. Denn so weit hatte Berlin sich ausgedehnt; die Havel floß jetzt mitten durch die Stadt, und der Grunewald war längst an die Stelle des Thiergartens getreten, während dieser Monumentenhain hieß, weil dort die Bildsäulen aller berühmten Berliner aufgestellt waren, von dem ausgezeichneten Volksdichter Queva bis auf die neueste Zeit. Das System der pneumatischen Beförderung, das man früher nur für Briefschaften kannte, war sehr ausgebildet worden und ganz Berlin war von einem engmaschigen Netz von meterweiten Röhren zur Personenbeförderung durchspannen. Nothnagel nahm liegend in einem inwendig gepolsterten und elektrisch erleuchteten Wagen Platz, dieser rollte in das Rohr hinein und nach einer schnellen und geräuschlosen Fahrt stieg er seinem Hotel gegenüber in Potsdam aus. Sofort hydraulisch in sein Zimmer befördert, empfand er das Bedürfniss eines Bades und suchte nach der Glocke für den Kellner. Allein er fand an der Hauptwand in einer Reihe eine Unzahl von Knöpfen und eine Menge von Hähnen, deren Bezeichnung mit Buchstaben ihm nicht augenblicklich klar ward. Zur Probe drückte er einen mit B. W. bezeichneten Knopf und sofort öffnete sich die Wand und eine Badewanne schob sich geräuschlos in's Zimmer. Froh, daß er es gleich so richtig getroffen hatte, untersuchte er eine Reihe von Hähnen, die jetzt gerade über der Badewanne lagen, und fand zwei, die mit W. W. und mit K. W. bezeichnet waren. Haha: „Warmes Wasser“ und „Kaltes Wasser,“ sagte er sich, das ist einfach. Kaum aber hatte er beide Hähne geöffnet, als draußen eine laute Musik losging und zugleich ein heller Schein in's Zimmer fiel. Neugierig lief er hin, öffnete das Fenster und sah nun, daß draußen eine große Prozession, wahrscheinlich ein elektrischer Fackelzug, vorüber zog. Voran auf einem Wagen, jedenfalls auch elektrisch betrieben, denn Pferde waren nicht davorgespannt, fuhr ein großes Orchestrion, das eine Musik vollführte, gegen die die schlimmsten Stellen aus Wagner'schen Opern wie sanftes Gesäusel erschienen, so wenig hat dieser große Mann noch von wirklicher Zukunftsmusik geahnt. Hinterher fuhr auf den bekannten kleinen Wägelchen einige Hundert Leute mit elektrischen Lichtern. Dieses nie gesehene Schauspiel zog Nothnagel so an,

daß er ganz seine Badewanne vergaß, und als er zu ihr zurückkehrte, war sie bereits bis zum Rande gefüllt. Er stellte die Hähne ab, prüfte mit der Hand das Wasser und fand es recht kalt. Zugleich aber bemerkte er auch, daß das ganze Zimmer mit einem starken Weindunst erfüllt war. Er leckte prüfend seine Finger ab und siehe, es war lauter Wein in der Wanne, denn die Buchstaben der Hähne bedeuteten Weiß-Wein und Kap-Wein. Er hätte entweder W. B. oder K. B. öffnen müssen, „Warmes Bad“ oder „Kaltes Bad“. Was sollte er nun mit dieser ungeheuren Bowle anfangen? Er probierte die Mischung und fand sie nicht übel. Bezahlen mußte er diesen unendlichen Wein nun doch auf jeden Fall, denn er bemerkte, daß hinter jedem Hahne in der Wand ein mit starker Glasplatte bedecktes Meßinstrument angebracht war. Der Zeiger dieses zeigte für Weißwein 618 Liter und für Kapwein 493 Liter. Rechnet man das Liter auch nur zu zwei Mark, so ergab dies $618 + 493 \times 2 = 2282$ Mark — ihn schauderte. Er holte schnell ein Literglas herbei, das er auf dem Tische fand, denn er wollte wenigstens etwas von dieser Sache haben. Aber schon bei dem dritten Liter fand er, daß er es mit einem kräftigen Gegner zu thun hatte. Er fühlte das Feuer des Südens und die Kraft des Nordens in seinen Adern und aus Beidem erwuchs der Drang zu ungewöhnlichen Thaten. Um diesen zunächst in etwas zu befriedigen, drückte er an alle Knöpfe, die so reichlich in dem Zimmer vorhanden waren. Dieses hatte aber ungeahnte Folgen, denn die Hotels des Jahres 1981 waren so eingerichtet, daß man von jedem Zimmer aus die Feuerwehr, die Polizei, den Arzt, den Barbier und wer weiß was sonst noch durch einen einfachen Fingerdruck herbeizurufen vermochte. So geschah es denn, daß in kurzer Zeit ein furchtbarer Aufruhr in und vor dem Hotel entstand, denn er hatte, ohne es zu wissen, der Feuerwehr das Signal „Groß Feuer“, der Polizei die Nachricht „Ueberfall durch Räuber“, dem Arzte „Akute Vergiftung“, der Hebamme „Zwillinge in Sicht“ und dergleichen mehr gegeben, so daß in kurzer Zeit sein Zimmer von Leuten wimmelte, die weiter nichts fanden, als einen betrunkenen Herrn mit einem Literglas in der Hand, der sie aufforderte, mit ihm eine Badewanne voll Bowle auf das Wohl des 20. Jahrhunderts zu leeren. Da der Arzt in diesem Benehmen die Kennzeichen geistiger Störung fand, so suchte man sich seiner zu versichern und ihn zu ergreifen. Dies wollte aber Nothnagel durchaus nicht haben, sondern wehrte sich so energisch, daß ihm in der Hitze des Gefechtes die Galoschen von den Füßen gestreift wurden.

Herr Gottlieb Nothnagel saß plötzlich wieder in seinem Zimmer, Potsdamer Straße 61 a, auf dem Lehnstuhl und rieb sich die Augen, denn ihm war ganz schwindlich zu Muthe. Als er den Blick erhob, war ihm gerade so, als schlüpfte Jemand aus seiner Zimmerthür. Schnell eilte er hin und schaute hinaus, sah aber nur noch eine leichte weibliche Gestalt, die ein in Papier gewickeltes Packet unter dem Arme trug, eilfertig die Treppe hinabeilen.

Im Jahr 2133 nähern sich Wesen aus anderen Welten der Erde. Pulpo, Max und Beh sind in einem Raumschiff und einem Spähboot unterwegs, um fremde Kulturen zu erkunden . . .

Pulpo bemüht sich unbeholfen, die Waagerechte auszubalancieren, denn das Raumschiff drehte sich allmählich in einen neuen Kurs und veränderte dabei ständig seine Gravitation, da es ein neues Gleichgewicht suchte zwischen den Anziehungskräften schrecklicher Sonnen, entlang einem sicheren kosmischen Raumzeitkanal. Über Pulpос faltenreiche Züge, über seine arg zerknitterte Stirn huschte ein zufriedenes, purpurnes Licht dahin, das auch in seine großen, leuchtenden gelben Augen fiel, als er errötete, weil es ihm gelang, die Flasche in einer Entfernung von drei Metern so unverrückbar festzuhalten, als sei er ein verwittertes, graues Monument. Dabei war sein zwölfter Tentakel ausgerollt, er streckte also sein volles Armgewicht und das der Flasche von sich weg, und er verschüttete keinen Tropfen auf das Plüschsofa oder auf den Rosenteppich. Bravo, dachte er. Ein Rülpsen, wie das Grollen, das beim Anwerfen der Schiffsmotoren ertönt, drang aus seinem Schlund, schwappte, Luftblasen treibend, zur Kommode hin, brach dort in mehrere schillernde Sumpfbblasen entzwei, die eigensinnig über Decke und Wände in alle Richtungen davoneilten, um zu ihrem Erzeuger in neuer Qualität zurückzukehren. Quadrophon erklangen sie in seinen vier sich aufmerksam aufstellenden Ohren wie eine kleine, nette Sinfonie, wie eine Arbeit des berühmten Pulpo im Quadrat (der übrigens ein Trinker war, aber welcher denkende Bewohner des Tentakelplaneten erträgt schon die Unwägbarkeiten des Daseins ohne den tröstenden Zuspruch des Alkohols).

Pulpo ergriff mit geübtem Schwung elf weitere Flaschen Bier, für jedes Tentakel war eine bestimmt, und betrachtete wohlgefällig die wabenförmig angelegte, gut gefüllte Getränkewand. Ab und zu nahm er einen kleinen Zweiliter-Schluck, spürte dem Glucksen nach in Schlund und Bauch, verfolgte mit einem inneren Auge den Zersetzungsprozeß in seinen drei Mägen und die sich steigernde Anreicherung im Blut und errechnete gewissenhaft seinen Promillegehalt, im Kopfrechnen war er geübt und stark. Wie er beschwingt erfuhr, war er noch zum Führen eines Raumschiffes imstand. Er trällerte ein kleines Lied vor sich hin und dachte insgeheim, daß dies von Beh, der auf der Brücke seinen Dienst versah, nicht zu behaupten war. Erneut fegte die Schwerkraft durch seinen Blümchen- und Getränkeraum, und das Bier schäumte in allen Flaschen zugleich, wie die schwarzen Essenzen im Procyoter Zoo, die man, tausendfach gesichert, in kaum zugänglichen Erdbunkern hält.

Was fummelte Beh da am Kurs herum?

Die kleine Aufwallung verging so rasch wie das Leben der Sekundenfliegen auf dem weit hinten im All gelegenen Planeten Pyramidonios. Pulpo war, seinem uralten, weisen Aussehn zum Trotz, nicht unbedingt eine sonderlich friedliche Natur. Er brach, auch durch seine Jugend bedingt, leicht in lodernde Flammen aus, und unter seiner dicken grauen Kruste schlugen zwei feurige Herzen in unruhigem Takt. Gut. Er versah seinen Dienst gewissenhaft. Das enge Zusammenleben der drei Raumfahrer, ihre hohe galaktische Ordnungsfunktion, die anvertrauten Werte einer universalen Kultur im Kampf gegen die anstürmende, besinnungslose Barbarei, sie waren Punkte von hohem Gewicht. Und obwohl er wußte, daß man die besten Entscheidungen ohne Hektik trifft, daß ein aufgeregtes Herz manche gute Überlegung verdirbt und ein ruhiger Tentakel sein Ziel am sichersten trifft, war er doch in tiefster Seele skeptisch, wenn man so schleppend über Aktionen sprach. Zog man den Schleier weg, so verbarg sich dahinter noch allemal das trockene Hüsteln der Bürokratie, da ruhte erkaltetes Hinterfleisch auf wurmstichigem Fundament.

Und was besagte schon die Theatralik um die psychologische Eignungswahl, wenn es daran ging, ein Raumschiff optimal mit Mannschaften zu besetzen, ein Machtdreieck der Gleichberechtigung zu errichten und so ein funktionierendes demokratisches Modell in den Weltraum zu entsenden? Auf ihrem bisherigen Trip durch die Galaxis 33W, der eigentlich nur aus einer beschwerlichen Anreise bestand, hatten sich viele Gelegenheiten zum Streiten ergeben, und gerade Max und Beh, die beiden sich souverän gebenden alten Herrn, hatten nicht jede Gelegenheit in den kosmischen Wind geschlagen. Ja, sie scheinen bei ihren vielen Reibereien und Sticheleien sichtlich aufzublühen, und das war ein Punkt, den Pulpo nicht verstand. Freilich mischte er sich in ihr billiges Vergnügen nicht ein, wie er auch von ihnen erwartete, daß sie ihre Köpfe aus seinem Wind nahmen, der häufig genug eine Fahne mit sich trug. Zu diesen Gedanken nickte Pulpo mit seinem runden, grauen Kopf. Allmählich erhöhte er seine Trinkfrequenz, und aus seinen goldenen Augen wich das purpurne, zufriedene Licht, und das leuchtende Gelb wurde ein klein wenig blaß, die Augen nahmen einen bläulichen Schimmer an. Das lag an der Qualität dieses Biers. Er hatte es auf dem Planeten Gambrinus als Extraproviant eingetauscht und mit eigenen Wertgegenständen bezahlt, weil, wie Beh ihm gewissenhaft nachwies, sein für diese Zwecke geführter Posten im Etat des Schiffes längst überzogen war, und zu einer weiteren Verletzung der Vorschriften ließ Beh sich nicht herbei.

Mit zunehmender Trunkenheit, Pulpo hatte es mittlerweile zur Prozentrechnung gebracht, fühlte er sich mehr und mehr befreit. Seine Seele, ein dunkelblauer, in Seide gehüllter Kokon, der vor Jahrtausenden auf seinem Heimatplaneten als eine der kostbarsten Qualitäten galt, erhob sich über

seinem blankpolierten Haupt, schwebte einen Augenblick als Halo dort und breitete sich dann über das ganze Zimmer aus. Jene Müdigkeit und Langeweile, die ihrer langen Reise zuzuschreiben war, fielen von ihm ab, wie man schwere Gewichte vom Körper nimmt, wenn man einen Planeten mit nur geringfügiger Schwerkraft betritt und ein künstlicher Ausgleich fehlt, weil man die Bewohner nicht erschrecken will. Pläne huschten durch seinen Kopf, und der auf ihrer Reise angehäuften Sternenstaub rieselte aus seiner blauen Seelenwolke auf den Teppich herab. Da klapperten die Flaschen, weil Beh mit dem Kurs noch immer nicht zurande kam, eine kunstvolle Melodie. Pulpo fiel in einen tiefen Schlaf. Er schrak auch nicht auf, als Beh nach ihm rief.

Das war sehr ärgerlich, denn Beh kannte diese finstere Region des Weltraums, in der nur schwache, gelbe Sonnen brannten, nicht so genau, und Max, der dafür noch kompetenter als Pulpo war, hatte seinen freien Studientag, darum verschob Beh eine Störung seiner Person auf einen Dringlichkeitsfall. So fuhrwerkte Beh noch eine ganze Weile grollend zwischen Riegel und Mellotron herum, ohne daß ihm ein sicherer Kurs auf ihr erstes Ziel gelang. Er ärgerte sich über Pulpos Dickfelligkeit und hielt sie für Pflichtvergessenheit, was, wie er sich später eingestand, den Tatsachen nicht ganz entsprach.

Pulpo schlief, doch waren noch gewisse Sinne in ihm wach, die wie Stoßdämpfer die seelischen Schwingungen von Beh und Max in seinem Gehirn in einer Kurve nachzeichneten, auch sie liefen über den Adapter in den Speicher ein.

Juli. Ein schwüler, drückender Sommernachmittag. Es ist Freitag. Die Sümpfe brüten schillernde Phantome aus, Myriaden von Mücken tanzen in der flimmernden Luft. Der Schlamm stülpt tausend Münder auf, Seifenblasen treiben in einem winzigen Hauch. Die Frösche quaken gegen das Dröhnen der Fabriken an, die Hörner tuten Pausen in die Luft. Und weiter rumort es im Schlamm. Carson City heißt die Stadt. Nahbei. Sie ächzen in der schwülen Luft, in den Stahlöfen heizen die Flammen auf, den Schulkindern rinnt der Schweiß in den Hals, vom Marktplatz schleppen sie monoxydtrunkene Polizisten weg.

Plötzlich. Es ist, als würde einer mit einem riesigen Maul über den Sumpf wegblasen, leichthin pustet er die Mücken weg, die Frösche wirbeln wie fette Blätter durch die Luft, der Schlamm spritzt auf, ein gewaltiges Rauschen ist in der Luft, als müßten dir beide Trommelfelle platzen, die Luft klatscht krachend, wo sie sich über der Flugschneise schließt, dürres Gras dreht aufgeregt und neugierig die kratzenden Häse hinüber zur Stadt.

Über ihr ist ein UFO aufgetaucht. Hoch über dem Zentrum verharret es wie ein silbernes Auge, mit dem der Himmel auf Carson City starrt. Seine Form ist rund, wie zwei mit den Rändern aufeinandergepreßte Untertassen. Reg-

los steht es in der Luft. Die Mücken drüben nehmen es für eine Bö und tanzen gelassen fort. Ein kleiner Junge hat es zuerst gesehen, aufgeregt ruft er seine Mutter herbei, sie läßt ihre Wäsche fallen und schreit entgeistert auf, immer mehr Menschen blicken dann zum Himmel auf, die Kinder stürzen aus den Schulen, das Fließband gerät aus dem Takt.

Kreisrund, silbern schimmernd schwebt es völlig regungslos mitten über der Stadt. Ringsum ist die Scheibe mit blauen Glotzaugen versetzt, aber es ist viel zu hoch, als daß man eine Bewegung hinter den Bullgläsern ausmachen kann, vier Mondraketen könnte man zwischen Carson City und das UFO türmen.

Der Verkehr, zu dieser frühen Nachmittagsstunde zügig und rasch, stockt und bricht bald ganz zusammen, die Leute lassen ihren Wagen einfach auf der Straße, auf der Kreuzung, wo immer sie das Fieber der Neugierde erfaßt, stehen und gaffen die Scheibe an, hier und dort hört man einen dumpfen Knall, Schreie und Geklirr, manche schauen bereits aus dem Jenseits zu. Die Lichtanlagen sprudeln ihre Farben in idiotischer Routine heraus, keiner kümmert sich mehr um sie. Die Barbieri lassen die Köpfe ihrer Kunden fahren, die Metzger legen Beil und Messer aus der Hand, und die Bäcker formen in Gedanken den Teig zu kreisrunden, schimmernden Brötchen. In Carson City gibt es wirklich noch Handarbeit, aber am Rande der Stadt stoßen Brotfabrik und Schlachthof für heute ihre letzten Wolken aus.

Fieber erfaßt Carson City, in Schauern läuft es die Straßen auf und ab, Gerüchte jagen wie züngelnde Flammen durch die Stadt und blähen die Wirklichkeit, die doch, zum Greifen nahe, vor aller Augen hängt, zu unglaublichen Monstren auf.

Man erspäht grüne Männer hinter den Bullaugen der Scheibe, DA und DA, ein gutes Dutzend jetzt, etwas später müssen es mindestens fünfhundert sein, man hat sie schon in der Stadt gesehen, sie haben den Rundfunksender und die Fernsehstationen besetzt, auch die Kaserne befindet sich in ihrer Gewalt, mit giftigen Bakterien verseuchen sie die Luft, ins Trinkwasser fließen Pest und Krebs und Cholera. Oder sind es gelbe Kanaken, die brave Bürger bedrohen? Haben Sie ihre Tentakel gesehen? Über titanische Kräfte verfügen sie. Ihr Raumschiff ist mit Laserkanonen bestückt, die Sonne wird über Carson City nicht mehr untergehen, wir alle sind verdamnt. So schreien sie oder flüstern hinter vorgehaltener Hand, man weiß ja nie.

Oh, Herr, spricht einer, das ist der Tag des jüngsten Gerichts, dein Wille wird nun geschehen. Brüder, laßt uns in das Haus Gottes gehen um zu beten. Die Leute freilich rühren sich nicht.

Einen Sheriff haben sie auch. Coulter heißt er, Schweiß auf dem feisten Gesicht. Er hängt an der Strippe, ganz heiser schon ruft er den Oberst und dessen Militär, doch dieser stolpert über den Kasernenhof, um sein aufgeregt durcheinanderlaufendes Soldatenvolk in die Arme der Disziplin zurückzutrei-

ben und es seinen Befehlen gefügig zu machen, dabei weiß er noch nicht einmal, was er nun zu kommandieren hat. Der Bürgermeister rennt die Türe zum Büro des Sheriffs ein, er kommt ganz gebeugt auf das Telefon zu, die Last der Verantwortung ist es, die ihn niederdrückt, Atombomben sind aus Metall und wiegen schwer, auch wenn man sie nur in Gedanken wälzt, er denkt an sich und auch an seine Stadt.

Die Bürger ahnen davon nichts. In ihren Wohnungen schwappen Badewannen übertoll, Bügelautomaten qualmen, Heizplatten glühen, und das Fließband steht still, ein trauriger Götze, den keiner mehr anbeten will, die örtliche Radiostation plärrt als erste eine Sensation hinaus, im Umkreis von fünfzig Meilen horchen die Leute auf.

Hoch in Alaska. Oberst Boyle. Flugabwehr. Ein Blizzard fegt über die zugefrorenen Ufer des Klondyke, mächtig rüttelt sein eisiger Atem an den gewaltigen Antennen, die stumm ihre Köpfe vom Schnee freischütteln und gleichmütig dem Pol zunicken. Bip . . . Bip . . . Bip . . . Die Schirme schimmern in grünem Licht. Sie sind sauber, nur die Schneemassen zeichnen gedämpfte Konturen ab. Der Wind heult über die Abhänge der Alaska-Berge hinab. Ein gewaltiges unterirdisches Versorgungssystem weist ihn zurück. Die Diensträume sind steril, tiefe Stollen in Berg und Eis. Gut geheizt. Die Jungens frieren nicht. Du tritts in die Vorhalle ein und wirst aufs Neue kontrolliert, du gelangst durch einen Korridor, in dem dichte Strahlung durch deinen Körper spielt, in den Kartenraum, hohe Radarschirme an den Wänden und Laeserapparatur. Gelassen gehen die Offiziere ihrer Arbeit nach. Noch tiefer im Berg findet sich das Sicherheitsbüro. Dort triffst du Oberst Boyle und Major Swayne. Sie reden nicht. Sitzen gelassen, jeder an einem Tisch. Jeder hat zwei Telefone. Eines grau, das andere rot. Die Augen auf der Informationswand. Zwei Stunden Dienst. Bip . . . Bip . . . Bip . . . Routine. Bald werden sie abgelöst. Der Sicherheitsoffizier vertieft sich in ihr letztes Psychogramm. Boyle und Swayne intakt. Frau und Kinder da. In je einer Tasche steckt ein Schlüsselchen. Im Ernstfall werden beide nötig sein. Griffbereit. Die Tische: fünf Meter Distanz.

Das rote Telefon. Boyle und Swayne nehmen die Hörer ab, das böse kleine Summen bricht ab, General Wainwrights barsche Stimme erklingt in ihrem Ohr.

Wo die Meldung bleibt?

Welche Meldung denn?

Über das unbekannte Flugobjekt!

Unbekanntes Flugobjekt? Ihre Blicke kreuzen sich.

Ja — ärgerlicher Unterton — Dreiteufelsauch! Haben sie denn nichts gemerkt?

Nein, Herr General! Hier kam keiner durch!

Aber sie sind die letzte Station rund um die Welt, und auch die anderen behaupten, sie hätten nichts bemerkt . . .

Tut mir leid, Herr General, sagt Boyle.

Bedaure, echot Swayne.

Wainwright bleibt verstört zurück.

Auch Boyle und Swayne.

Zum Beispiel Kalifornien. Der Sommer breitet seine Arme aus und hält das Land ganz fest umschlossen. Vom Ozean weht eine Brise her und treibt die Wellen an den Strand. Du beobachtest, wie einer aus dem Wasser steigt, fünfzig Jahre zählt er wohl. Du erinnerst dich an sein Gesicht. Sein faltiger Bauch ist dir neu, und er hat schütterere Haare auf der Brust. Selbst jetzt, wo er schon viele Stunden alleine ist und sich im Strandhaus von der Hatz auf seine Gegner erholt, denkst du, er hat selbst beim Baden eine Maske aufgesetzt. Seine Privatarmee lungert rings umher, du zählst sie besser nicht. Du denkst, wie sehr er sich doch fürchten muß. Warum nur? Und warum gerade er? Müssen die anderen sich nicht viel mehr vor ihm fürchten?

Er hat das Salz abgespült und kommt jetzt durch den Sand. Er hat schon vorhin den dünnen Ton des Telefons gehört, als der Wind einmal günstig stand. Jetzt hat er das Haus erreicht. Er geht erst nach hinten und zieht sich um, dann nimmt er den Hörer ab. Er meldet sich als Mr. President. Am anderen Ende atmet einer, den die Last der Verantwortung in den letzten Stunden schier zu Boden drückte, erleichtert auf. Jetzt können sie jede Dummheit tun, der Präsident ist informiert. Das Spiel läuft weiter wie zuvor. Keine Stadt der Welt wird ewig bestehn. Venedig versinkt im Meer, Lidice löschten die Nazis aus, in Vietnam trugen die Amerikaner die Dörfer ab, ihren Auftritt hatten sie zuvor in Dresden geprobt, dann kam Hiroshima, Erdstöße verwandelten San Franzisko in ein Trümmergrab. Was die Natur nicht schaffen mag, das vollstreckt der Mensch. Wenn die Feueröfen Knochen in den Himmel speien, wenn sich das Dach des Dschungels unter Brandbomben hebt . . .

Wolfgang G. Fienhold
Für die Sonne

Hey, Sonne, von Chemikern entweihter
Gasball
Von Astrophysikern deklassierter
gelber Stern
Von Dichtern idealisierter Himmelskörper.
Von Säufern mit dem Mond verwechselt
Von Indianern verherrlicht
Von Optimisten bejubelt
Von Pessimisten ignoriert
Hey, da gehst du einfach unter.

In New York eilte er durch die Paßkontrolle und nahm sich ein Taxi zum La Guardia-Flughafen. Am AMERICAN SUCK'WAYS Schalter fragte er nach seiner Reservierung nach Chattanooga. Ein *inneramerican flight*! Er hatte noch Zeit für vier Hamburger. Dann nahm er sein Gepäck und checkte ein. Durch die Faltschläuche zu der wartenden Maschine. Boeing. Von der Stewardess ließ er sich umgehend einen Bourbon mit Ginger Ale bringen. Backgroundmusik. Quadrophonisch, THE LADY IS A TRAMP . . . ranky-boy. ALL PASSENGERS ARE KINDLY REQUESTED FOR BORDING, airportswengfootshuffle. AMERICAN AIRWAYS twosixnine twosixnine New York Chattanooga. PLEASE FASTEN SEAT BELT . . . er saß da und lutschte an dem ausgepreßten Limonenschnittz, den er sich hatte bringen lassen. PLEASE DO NOT SMOKE. Ehepaare mit Avonkoffern und Kleinkindern. Er spürte das Gerumpel der Flugzeugräder auf der Piste. Danach den unheimlichen Schub im Rücken. Einklicken des Fahrgestells . . . the only way to fly AMERICAN AIRWAYS . . . kurz durchsacken, dann höher ziehen . . . 'ne Schleife überm Terminal . . . wünscht einen gooden flight, ihr Captain. Lösen der Sitzgurte . . . another Bourbon, Sir? Ja, er wollte noch einen reinschmeißen, in Erwartung des nahenden Nashville-Country's . . . t'schuldigen sie mal. Gedränge im Mittelgang. Babygeplärr. Got some sereal? Baby schreit, schiebt ihm die bottle rein . . . saugt knisternd. Dann wurde Rotkohl mit panierten Schweinskotelettes auf Papptellern serviert. Thermoswagenrumgereiche. Plastikbesteck in Cellophan. Anschließend Banana-Split und Kaffee. Lunchmeditation! Baby wird in die Senkrechte gestellt, soll rülpsen. Klopfen darauf und plappern wie Glucken. Da, jetzt! Bäuerchen. Das Leben ist eine gigantomanische Saugung, dachte er . . . du schlürfst Licht, Nahrung, Gefühle, Laute und Eindrücke. Angst WIRD dir gemacht! Und diese kleine Erkenntnis ließ ihn den Rest der geschmolzenen Eiskrem gierig aus der Schale löffeln. Dann schob er der Stewardess das leere Geschirr auf den Wagen. Es wurde abgeräumt. Wollen sie 'ne Decke ham'? N'paar pen-nen schon . . . lassen sich vom Aeroplan einlullen und drüber das Rauschen der Aircondition. Knipst Licht aus. Vorhang zu. Feel compfy? Yeah, yeah . . . und im Vorschlaf: Der wollt ich's Entenbein mal rein . . . anschtändech fecken. Er kuschelte sich unter der flauschigen Decke. Gerüche von Lollypops und Menthol. Dann vergaß er, daß er eigentlich noch jemandem etwas Wichtiges mitzuteilen hätte.

Als er in Chattanooga im Begriff war, das Flugzeug zu verlassen, kam die Stewardess zu ihm und teilte mit, daß er erwartet würde. Daraufhin erbetelte er von ihr eine weitere Upmann-Zigarre und begab sich anschließend auf die Gangway.

Am Informationsschalter des Chattanooga'schen Verkehrsvereins wurde er

von einem baumlangen Mann mittleren Alters in Fallschirmspringerkombi-nation erwartet. Sergeant Cross, sagte der in vollem Olivgrün und schwar-zen, über die Waden reichenden Schnürstiefeln aus weichem Leder.

„Nennen Sie mich einfach Sarge . . . ich bin Ihnen für die Zeit des Lehrgangs zugeteilt.“

„Sind Sie von der airborne?“

„Special Forces, Sir“ sagte Cross, nach Marbachs Gepäck greifend, das auf dem Förderband daherkam.

„Aber seit wann arbeiten wir mit dem Pentagon zusammen?“

„Geheime Kommandosache, Sir.“

„Und wer informiert mich?“

„Sobald wir im Fort sind.“

„Im Fort . . . in welchem Fort?“ fragte Marbach erstaunt.

„Fort KID GLOVE“, sagte Cross.

Dann gingen sie auf die olivgrüne Limousine mit Militärkennzeichen zu und stiegen ein. Sergeant Cross lenkte den Wagen aus der Parklücke und fädelte sich gleich nach der Einfahrt auf der Schnellstraße nach Westen ein.

„Rauchen Sie, Sir?“, fragte Sergeant Cross.

Odeon Marbach zog die Upmann heraus und hielt sie demonstrativ nach oben. Cross drückte den Zigarettenanzünder ins Armaturenbrett und reichte ihm anschließend ein Heftchen mit Militärzündhölzern.

„Für Ihre Havanna“, sagte Cross.

„Ham' Sie da 'nen Blick für?“

„Aber sicher . . . seit der Blockade gibt's natürlich fast keine Havannas mehr in den Staaten; die Fluggesellschaften ausgenommen.“

„Wollen Sie eine?“, fragte Marbach und zog die andere Upmann aus der Tasche.

„Nein danke“, sagte Cross, und steckte sich eine filterlose Zigarette zwischen die Lippen.

„Ist es wegen der Konterbande?“, fragte Odeon Marbach.

„Sicher nicht . . . aber ich bin 'n Zigarettentyp.“

Sie fuhren nun auf der Schnellstraße, vorbei an grasenden Rindern.

„Bis vor drei Jahren war ich in Deutschland“, sagte Cross.

„In Francfort natürlich.“

„Nein, in Tölz.“

„Haben Sie gute Erinnerungen?“

„Oh ja . . . ich habe meine Frau von dort.“

„Deutsche?“

„Eine richtige Chiemgauerin, aus 'ner Bauernfamilie.“

„Wollen Sie mir immer noch nicht sagen, was mich erwartet?“

„Encounter & Recreation Camp.“

„Von BDCC organisiert?“

„Nicht alleine. Da ist noch eine andere Organisation.“
„Mann, sagen Sie, was soll denn das?“
„Commander Brooks wird Ihnen das erklären, ich hab' Order, mit Ihnen bis zum Eintreffen im Fort nicht darüber zu reden.“
„Sind wir bald da?“
„Noch zirka zwölf Meilen, dann verlassen wir die Schnellstraße.“
„Klingt alles furchtbar nach Geheimnis.“
„Sagen wir besser TOP SECRET.“
„Irgendwie mit NASA oder so?“
Sergeant Cross schüttelt grinsend den kurzgeschorenen Kopf.
„Warten Sie's ab.“
„Mir kommt eine höllische Idee . . . vielleicht hat das Pentagon die Aktien von BDCC New York aufgekauft und macht sowas wie 'ne personelle Inventur, was sagen Sie dazu, Sarge?“
„Da hätte sich die Anti-Trust-Behörde eingeschaltet.“
„Na gut, warte ich ab!“, sagte Marbach.
„Sie werden's gleich erfahren . . . sind 'ne Menge Kollegen da.“
„BDCC-Jungs?“
„Der ganze Stab, schätze ich.“
„Sollen wir was aushecken?“
Cross grinste nur vielsagend und sagte: „Wir sind gleich da.“
Odeon Marbach saugte voller Erwartung an der Zigarre, er sah das Weideland zu beiden Seiten der Fahrbahn, die vereinzelt Farmhäuser, die Wassertürme und Scheunen.
„Ein schönes Land“, sagte er.
„Eins der letzten guten“, sagte Cross.
Sie fuhren schweigend in der mittäglichen Sonne, die ihn schläfrig machte . . . er lehnte sich etwas zurück und spürte die flimmernde Hitze des Wageninnern in seinen Augenhöhlen.
„Sagen Sie, was bedeutet Trashpool?“
„Na eben Trashpool, was denn sonst“, sagte Marbach mit geschlossenen Augen.
„Machen die echt in Müll?“
„Volles Programm.“
„Darf man da etwas erfahren?“
„Ist noch TOP SECRET“, sagte Marbach, „wir basteln an einer zweiten nationalen Rohstoffreserve auf der Basis von Waste-Recycling-Systemen.“
„Voll verstanden“ sagte Cross.
„EWEGE undsowweiter, Sie verstehen?“
„Na klar.“
„Ihre Morgenzeitung ist bei uns eine Woche später schon wieder als Rohstoffbasis verplant.“
„Kommt das System aus den Staaten?“

„Hat'n ganzes Team von Leuten entwickelt . . . auf'm ökologischen Sektor wird nicht mehr so sehr auf nationale Belange gesehen, da geht's meistens um das Wasser von allen, oder die Luft, die wir alle zusammen atmen.“
Sergeant Cross nickte beeindruckt. Er bog jetzt von der Fahrbahn ab und fuhr eine schmale Landstraße entlang.
„Seid Ihr n' großer Verein drüben?“
„Wer?“
„Na, die Müllfirma.“
„Kommt drauf an, in welchen Relationen man das sieht.“
„Sicher“, sagte Cross.
„Momentan bauen wir 'ne große Anlage im Süden“, fügte Marbach hinzu, „drei Städte werden den Müll da verarbeiten lassen.“
„Haben wir sowas schon in den Staaten?“
„In Los Angeles und Chikago, soviel ich weiß . . . ist aber nicht unsere Lizenz.“
„Nun, neu ist die Recyclingidee ja nicht, Artilleriekartuschen und Bierflaschen mit Schnappverschluss werden auch wieder verwandt.“
„Sicherlich, aber in Europa haben die Brauereien erst vor ein oder zwei Jahren auf Einwegflaschen umgerüstet . . . hier sehen Sie die Grundmentalität.“
„An schlauen Köpfen fehlt's den Europäern ja nicht . . . aber die begreifen so langsam, was für irre Erfindungen oder Erkenntnisse sie ausgebuddelt haben“ sagte Cross.
„Wie meinen Sie das?“
„Das wissen Sie doch selbst . . . da macht irgendein bastelnder Professor eine wahnsinnige Erfindung, die dann in den Staaten kommerziell verwertet wird, weil Eure Regierungen nicht in der Lage sind, die Wichtigkeit darin zu erkennen.“
„Na, dann geht er eben nach Amerika, und die Leier beginnt von vorne“, sagte Marbach.
„Genau.“
„Man muß abwarten und sehen, was man als vereintes Europa zustandebringt.“
„Also wenn Sie die NATO meinen?“
„Die gerade nicht.“
„EWEGE, eben.“
„Schon besser.“
„Sie sollten einmal hören, was man uns darüber in den politischen Seminaren der Organisation erzählt.“
„Welche Organisation?“
„Warten Sie's ab . . . wir sind gleich da.“
„Spielt sich das die ganzen 30 Tage hier ab?“ fragte Marbach.
„Zwischen Farmhäusern und Kühen?“
„Wir kommen gleich in dichte Waldgebiete.“
„Aha . . . jetzt soll mir 's Gruseln kommen.“

„Aber keinesfalls ... ich wollte Ihnen nur deutlich machen, daß wir an der nächste Straßenkreuzung die äußere Sicherheitszone des Forts passieren“, sagte Sergeant Cross.

Marbach begriff das auf Anhieb, und als er Djungelgarnitur und Stiefel wieder ausgezogen hatte und anschließend unter der Dusche stand, dachte er: „Sehr geehrter Herr Rockefeller, meine Ansichten über die westlichen Gewinnstrategien kennen Sie, ich darf da auf diverse Bulletins meinerseits verweisen. Aber in diesem Zusammenhang sei zunächst gesagt, daß ich mich nur mit Ekel der soziologischen Termini zur Artikulierung dieser Dinge bediene. Sie erinnern sich; meine Briefe an Gailbraith und Kahn!“ ... Er griff nach der um seinen Hals hängenden Blechmarke und nahm sie in den Mund ... „Im Grunde ist es doch so, daß irgendjemand, frisch vollgepumpt mit soziologischem Vokabular, irgendwelche Statements zur Lage der Menschheit abgibt. Und was wird da verkündet? Sekundäre Bonmots. Sicher werden Sie nun fragen, was der gegenwärtige Stand der Soziologie mit Profitideologie undsoweiter zu tun hat ... sehr viel! Denn meines Erachtens zeichnet sich ein gewaltiges Roll-Back der konservativen Kräfte gegen die progressiven Flügel am Horizont ab. Haben Sie noch nichts von Trends gehört? Der konsumverwahrloste Opportunismus der Massen ist ein sprichwörtlicher. Also scheint es, als ob die soziologischen MOD'S, die in den letzten Jahren die Universitäten verlassen haben, schon vom ökonomischen Mechanismus und dessen Anforderungen korrumpiert wurden. Sie lachen sich dabei ins Fäustchen, sicher; aber wie wär's denn mit etwas Objektivität? Es müßte Ihnen doch unweigerlich zu denken geben, daß Ihre Fraktion ihre Erfolge ausschließlich auf chauvinistisch verbrämten Parolen aufbauen kann. Sicherlich läßt man zunächst demokratischen Spielraum ... aber gleich nach dessen Auswüchsen, wie Sie so schön sagen würden, wird mit der geballten Macht der Apparate zurückgeschlagen, um die Verhältnisse wieder zu ordnen. Und geordnete Verhältnisse bedeutet für Sie schlechtweg RESTAURATION ... die Wiederherstellung der profitablen Apparate. Soweit sich die Soziologen aber nicht mit sekundären Belangen befaßten, wurde schlüssig festgestellt, daß Wachstum um jeden Preis und Industrialisierung unter den praktizierten Verhältnissen einer dringenden Revision bedürfen. Und diese Revision muß schnell erfolgen! Es ist ganz selbstverständlich, daß die Massen diese Notwendigkeit nur über die Sonderzuteilung von Karamellen irgendwelcher Art begreifen. Lohnerhöhungen, Rentenanpassung und Wahlgeschenke anderer Art; na, Sie werden ja Ihre eigenen Mittel kennen, und Ihr Schrei: RETTET DIE MARKT-WIRTSCHAFT vor linken Experimenten, wird, wenn Sie's in RETTET DIE MACHTWIRTSCHAFT umdeuten, von keinem falsch verstanden. Man braucht da keinesfalls Insider zu sein! Ende der Durchsage ... betrachten Sie sich als von mir goehrfeigt, mit bestem Gruß Ihr O. M.“ ... Er drehte den Hahn der Brause ab und trat auf die gerippte Gummimatte, dann griff er nach dem olivfarbenen Frottehandtuch und begann sich abzutrocknen. Unwillig

schlüpfte er anschließend in die fremd anmutende Unterwäsche und den Kampfanzug. Dann schnürte er die wadenhohen Schäfte der Springerstiefel zu und sah in den Spiegel, der sich ihm anbot: „Machen Sie doch eine Eingabe beim kosmodämonischen Aufsichtsrat, wenn Sie so wahnsinnig interessiert, was sich hier anbahnt“, dachte Marbach. Er verzog seinen Mund zu einem wilden Grinsen. Dann kämmte er sich und begab sich zu Cross, der noch immer auf ihn wartete.

In einer anderen Betonbaracke, schräg gegenüber dem Verwaltungsgebäude, befanden sich Seminarräume; dort trafen sie mit den anderen zusammen. Die olivgrüne Uniformiertheit der Anwesenden wurde lediglich durch die weißen, aufgeklebten Leinenstreifen mit den Namenszügen und Firmenbezeichnungen als Identität durchbrochen; und in diesem Augenblick spürte Marbach die Blechmarke auf seiner Brust, die zwischenzeitlich seine Körperwärme angenommen hatte, und die nur für ihn präsent war. Er nahm das DAVE SALLINGER von GENERAL MOTORS und JOHN SMITH von TEXAS INSTRUMENTS und all die anderen Namenspreisgaben in einem augenblicklich einsetzenden Strom von Begreifen wahr; sein ODEON MARBACH von TRASHPOOL fädelte sich problemlos in die Anonymität ein, er mischte sich unter die Gruppen, die sich unterhielten und aus Pappbechern Eistee mit Zitronenscheiben tranken.

Auch er nahm von der Kerze ineinandergestülpte Pappbecher ein Behältnis und hielt es unter den Kipphahn des mit safranfarbenem Tee gefüllten Glasballons. Und während er nicht lustlos, aber mit erwachendem Interesse ein paar Schlucke trank, trat er in eine Sphäre erlauchter Konversation, die ihn veranlaßte, an FRAU EINSTEIN zu denken ... in Gedanken erwiderte er zunächst den strittigsten Punkt der Diskussionsgrundlage, indem er Globalsteuerung und langfristige Gewinnmaximierung durch Zentralgewalt im Sinne multinationaler Firmenkoordination vehement befürwortete ... „ja und wie wird's denn gemacht meine Herren?“, fragte ich dann während der letzten Vice-President-Tagung anläßlich der Debatte nach dem Kartell-Hearing in der Constitution Avenue, „wollen Sie mir das mal sagen?“, und der am Eistee nippende Sophist mit einem Etikett wie JOHN COOLE von UNITED FRUIT sah fragend in die bereits eingeweicht scheinende Runde. „Ich sage: Unterlaufen nationaler Zollgrenzen, Devisenbestimmungen und Außenhandelsquoten durch Aufbau eigener Unternehmen in vielen Ländern, meine Herren, und wie wollen Sie gegen den Gewinntransfer in steuergünstige Staaten und Schuldenaufnahme in zinsgünstigen Ländern vorgehen? Oder wollen Sie mir einmal erklären, wie Sie der Attraktivität des Ausgleichs von Wechselkursschwankungen durch internationales Finanzmangement begegnen wollen?“ ... alle schluckten vom Tee. Ich fragte dann Ball, warum mich wohl meine Firma zum Pressesprecher für dieses Hearing ausgesucht hätte, na und er wollte mir natürlich nicht gleich antworten, sondern druckste rum, versuchte formelle Ausflüchte.

Aber ich hab's ihm hingeschleudert wie 'ne abgepellte Schale von 'ner Chiquita ... „WEIL ICH QUALIFIZIERT BIN, Mister Ball, deshalb! Und das hat was mit Management zu tun; denn die haben mit System gesiebt, und was übrig blieb für den Job, war eben JOHN COOLE vom Pampelmusenbetrieb ... na, und das gab ihm den Rest.“ Alle schienen diesen Ausspruch wohlwollend zu honorieren, nur ein kleiner stämmiger Italo-amerikanischer Konzern-abgeordneter mit dem schier unleserlichen Namenszug ANTONIO VIGLIA-VORNALLI von GENERAL FOOD meldete sich zu Wort und meinte, daß man von seiten der firmeneigenen Presseabteilung eine Imagewerbung neuen Stils in Angriff genommen habe, die beinhalte, den wegen seines letztjährigen Sojabohnenboykotts in Verruf gekommenen Konzern aus der Buhmann-Ecke des staatsgefährdenden Internationalisten zurückzuholen. Na und um die Kurse kümmern wir uns seit Herbst 69 nicht mehr. Sollen die Banker das mit sich ausmachen. Und was sollen wir schon von George Ball's Aphorismen halten, der neunmalklug behauptet, die internationale Gesellschaft sei die größte Herausforderung an den Nationalstaat, seit die Macht der römischen Kirche im soundsovielten Jahrhundert — „Im fünfzehnten“, soufflierte einer dazwischen — „Ach ja, danke, also im fünfzehnten Jahrhundert zu verfallen begann“ ... der Kreis lachte. Ja ja, wenn man schon geschichtliche Relevanz in die Historie der Ökonomie mit einflechte, muß man ganz woanders anfangen, oder etwa nicht? Coole sagte, daß es ihm keinesfalls einleuchte, daß die Regierung in der Lage sein müßte, die neuen Industrie-Imperien zu definieren ... denn schließlich bedürfe deren maximale Verwaltung einer Wissenschaft, die, wenn sie von den Politikern beherrscht würde, einen Konkurrenzfaktor schaffen würde ... auch sei es ziemlich klar, daß eben an Stelle der alten imperialistischen Nationen nun multinationale Unternehmen gerückt seien, die die Vorteile eines Operierens außerhalb der Landesgrenzen sowie sämtlicher anderer Koordinierungen wahrnahmen ... Milliardenumsätze ... auslandsorientiertes Management ... hoher Auslandsanteil der Geschäfte, und Produktionsstätten in mindestens sechs Ländern, dabei ist doch ganz logisch, daß derlei Konzepte dann besser funktionieren, wie vielleicht die West-Indische Handelsgesellschaft, oder die alten Handelshäuser der Europäischen Hanse. Hier fühlte sich Odeon Marbach beinahe verpflichtet, einen markigen Einwand zu bringen, als man schon zu einem anderen Thema übergang. Denn die Wirtschaftsbranchen der Automobil-, Öl-, Chemie-, Elektronik- und Nahrungsmittel-Industrie würden nun einmal unbestritten von jeweils einem guten Dutzend Schwerpunkt-Konglomeraten regiert; diese Erkenntnis soll aber nicht zu neuen Hysterien führen, sondern den Verlauf einer ökonomischen Schwerkraft signalisieren, meinte LOUIS DODD von NABISCO, und wer sei schon in der Lage, wenn nicht die MULTIS, Versorgungsengpässen vorzubeugen? ... Dodd sah Beifall heischend in die Runde, er nippte vom Eistee und ergänzte, daß es auch vollkommen einerlei sei, ob nun die Multinationalen keine neue Konkurrenz aufkommen ließen,

sondern nur untereinander konkurrierten, und letztendlich die Auseinandersetzung mit Großmächten nicht fürchteten ... denn die geographische, wirtschaftliche und politische Beweglichkeit der multinationalen Unternehmen wird zwangsläufig eine flexiblere sein, wie die der Nationalstaaten, man muß das vollkommen ohne Ressentiments sehen. ... Aber eine Kritik von seiten der Verbraucherverbände sei der Atmosphäre abträglich ... könne aber letztlich nicht vermieden werden. Man müsse da auf die Küche der Politik mit all ihren Auswüchsen verweisen ... schließlich sei man von da einiges gewohnt, und die Don Quichottische Kritik der Linken müsse auf den Tatbestand gelenkt werden, daß man in Sachen der machbaren Ökonomie, er wiederhole nochmals machbar, mit einem ungeheuerlichen Effektivitätsvorsprung an einsamer Spitze liege ... alle nickten beifällig mit den Köpfen und erörterten dann nochmals die strittigsten Punkte des Anti-Trust-Hearings von vergangener Woche. Es war immer wieder Coole, der in die Diskussion eingriff: Ich sagte zu Levinson bei dieser Gelegenheit, daß ich all seine Texte in FORTUNE gelesen hätte und nicht uninteressant finde, aber was, Mister Levinson, soll ein für Laien fatal klingender Ausspruch OFFENSICHTLICH KÖNNEN SIE NICHT VON-EINANDER UNABHÄNGIG HANDELN innerhalb eines Ihrer kritischen Essays? Meines Erachtens disqualifizieren Sie sich mit derlei unbedarften Naivitäten; denn wie zum Beispiel stellen Sie sich ‚unabhängiges Handeln‘ zwischen den, sagen wir, fünf größten Reifenherstellern vor? Es gibt da feste Margen und Koordinaten, die eine bestimmte Bandbreite zulassen, mehr nicht. Und wenn schon von Sozialismen gesprochen wird, dann sind es ohne Frage die internationalen Großunternehmen, die hinsichtlich der Machbarkeit solcher Bilder zur Realität geworden sind ... Odeon Marbachs Gedanken rasteten hier bezüglich des Planspiels DER STAAT ALS AKTIENGESellschaft ein; die Schweiz vielleicht, dachte er, mit einem polyglotten Management ... natürlich müßte die SWITZERLAND CORPORATION zunächst alles enteignen, um dann durch progressiven Zentralismus die Drähte neu zu spannen ... man wäre dann beinahe so groß wie GENERAL MOTORS, das faszinierte ihn! Und Vigiavornalli, der noch immer über das Soja-Kartell referierte, sagte, daß, wenn seine Firma zum unumschränkten Treuhänder der Nahrungsmittelprobleme weltweit bestellt würde, es diese Probleme in sagen wir fünf bis zehn Jahren nicht mehr geben könnte ... er sei von der Effektivität des Konzerns dermaßen überzeugt. Wenn wir wollen, steigern wir die Nahrungsmittelproduktion in einem Jahr um ganze 18 bis 23 Prozent, was sagen Sie dazu? Dabei seien die Prämien für Nichtanbau noch nicht einmal berücksichtigt ... jaja so ist's meine Herren, aber in die Situation werden wir wohl nicht kommen, solange die politische Situation immer wieder den Rückzug der investierten Gelder aus den Entwicklungsländern erforderlich macht ... deshalb sehe er die einzige Möglichkeit der Zukunft in der Aushandlung von Konkordaten zwischen den multinationalen Unternehmen und den Nationalstaaten ... genauso

wie's mit dem Vatikan eingegangen wurde ... für ihn beinhalte dieser Gedanke absolut nichts Futuristisches mehr ... hier folgte wirklich eine geteilte Reaktion. Einige fanden das witzig ... Jeff, stell' Dir vor, Du wirst ITT-Botschafter in Peking, bei Deinem Kommunikationstisch wär' das wohl das geeignete Programm, sagte einer; und der, den sie Jeff nannten, hieß gemäß LABEL JOSHUA BUDWEISER von ITT und war gemäß der jüngsten politischen Ereignisse Flüchtling, weil er verbissen und reaktionär der linken Scheiße bis zuletzt die Stirn geboten hatte. Genauso hatte er's im Winter in New York erklärt. Budweiser erwiderte, daß, wenn man's von ihm verlange, er wohl nach Peking gehen würde, aber sonst keine übermäßige Lust verspüre, ins Reich der elektrischen Dunkelheit zu gehen ... da seien ihm Städte wie Madrid oder Rio de Janeiro lieber ... auch sei da mehr Wille zum Licht vorhanden, und andere Dinge interessierten ihn kaum. Daraufhin wurde abermals gelacht. Man erörterte anschließend das Novum, welches das Gesetz von Angebot und Nachfrage außer Kraft gesetzt habe ... das käme einer Negierung der Marktgesetze gleich. Sicher, aber wenn die Saat der Inflation erst einmal am Aufgehen sei, blieben im Grunde nur zwei Möglichkeiten: entweder die Ursachen dieser Inflation zu beseitigen oder ihre Wirkungen, dozierte ein blasser Repräsentant der DOW CHEMICAL ... er meinte, daß der erste Weg vorzuziehen sei. Die wesentliche Ursache ist, daß die Gesetze von Angebot und Nachfrage nicht mehr funktionieren ... auf dem Arbeitsmarkt infolge der Gewerkschaftsmacht, auf dem Gütermarkt erstens durch ein nicht mehr nach unten korrigierbares Kostensystem, und zweitens durch die weitgehende Kartellierung und Oligopolisierung der Angebote auch als Folge der Konzentration ... wären aber die archaischen Marktgesetze, oder das was wir damit bezeichnen, noch in Kraft, müßten heute, und das bei schrumpfender Nachfrage, viele industrielle Preise sinken. Über niedrigere Preise aber würde man, so die klassische Regel, neue Kunden gewinnen und über die Mengenkonjunktur die Stückkosten zu senken versuchen. In Wirklichkeit setzte man aber die Preise hinauf. Werden die Güter dann nicht verkauft, werde die Produktion gekürzt, erst über Kurzarbeit, dann über Entlassungen ... woraus zwingend zu schließen sei, daß Angebot und Nachfrage nicht mehr funktionieren. Und die Schuldigen finde man unter den Politikern der nationalen Regierungen. Schließlich seien die international orientierten Unternehmen jeweils gezwungen, sofern sie eine Produktionsstätte in besagtem Land unterhielten, sich mit den Regierungen zu arrangieren ... und welche neurotischen Zustände da zutage getreten seien, sei hinlänglich bekannt.

GEORGE HEWITT von ALCOA meinte, daß es sich auf dem Arbeitsmarkt ähnlich verhalte ... denn selbst wenn die Vollbeschäftigung gefährdet erscheine wie heute, selbst wenn also Arbeitslosenquoten existieren, sinke der Lohn nicht. Auch dies sei ein Gesichtspunkt. Und er bleibe nicht einmal konstant ... er steige vielmehr weiter, zur Korrektur der Teuerungsfolgen sogar in

extremem Ausmaß. Demnach gelte auch hier der Regelmechanismus des Wettbewerbs nicht mehr ... woraus zum Beispiel davon ausgegangen werden könne, daß die ganzen Lehren von Keynes, auf denen das Stabilitätsgesetz aufbaue, Irrtümer enthalte, die sich erst in der Gegenwart herausstellten. Keynes habe jedenfalls mit seiner Theorie von der Ungefährlichkeit der Geldschöpfung in gewissen Situationen, die zur großen Rechtfertigung des Deficit-Spending wurde, der Geldvermehrung ein wissenschaftliches Alibi geliefert und damit der Inflation der Weltwirtschaft ungewollt Vorschub geleistet ... Doch das im Grunde richtige Gedankengebäude Keynes, das, grob vereinfacht, auf der Steuerung und Lenkung des Wirtschaftsablaufes durch die Geldmenge vor allem durch die antizyklischen öffentlichen Ausgaben, die Steuer- und die Kreditpolitik beruhe, sei schließlich vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrisen der dreißiger Jahre entstanden ... Hewitt schlußfolgerte, daß es aber seitdem keine Weltwirtschaftskrisen mehr gegeben habe ... es seien nur permanente Geldentwertungen entstanden, sonst gar nichts! ... Er klappte seinen austernhaften Mund zu und balancierte den aufgeweichten Becher mit handwarmem Tee zu Ablage ... Dort gab's auch Schinken- und Käse-Sandwiches. Odeon Marbach griff nach einer Schnitte und ließ die wattige Geschmacklosigkeit auf seiner Zunge vergehen. Er dachte noch immer an eine Frau Einstein.

Unter feinstem hydraulischem Zischen hatte sich Momente zuvor die Tür der Sprungluke zurückgeschoben, und feuchtwarmer Dunst des unter ihnen liegenden nächtlichen Dschungel drang ins Innere der Maschine; schlug einen blumigen Dampfbad gleich in ihre Gesichter und war unter Helme und Kleider gekrochen.

Sie standen da und blickten schweigend hinab bis zum Ende des von Mondlicht beschienenen Waldspitzenhorizonts und zurrten die Kinnriemen der Springerhelme fester. In der Handwölbung wurde eine brennende Zigarette herumgereicht; hie und da Aufglühen, dann begann sich das Feld grüner Lichtknöpfe in digitaler Folge in Rot zu verwandeln.

„Sedzig Sekunden vor Position“, schnarrte der Einsatzlautsprecher.

„Höhe fünfhundert.“ Sie spürten nun, wie ihnen der Schweiß ausbrach und von den Textilien aufgesogen wurde.

„Fertig.“

„Einhaken.“

Wechselweise das Gewicht der Ausrüstung mittels Spiel oder Standbein nach links oder rechts verlagernd, standen sie in zwei Linien bereit und klinkten die Karabinerhaken in das Laufkabel ein.

„In die Tür!“

Das Abenteuer des Menschseins ist die Erde, dachte Odeon Marbach, als er im Verbund der anderen, die in unablässiger Folge aus dem Bauch des Flugzeugs ausgestoßen wurden und bei mäßigem Wind den Sog der gedrosselten Düsen

verspürten, in die wundersamste Tiefe fiel, bis er den Ruck des sich öffnenden Fallschirmes durch das Geschirr am Körper fühlte. Seine Sinne wollten ihm für den Bruchteil eines Momentes schwinden, als er die Waldlichtung mit den Magnesiumfeuern auf sich zukommen sah. Dann die leuchtenden Pünktchen wie von glühenden Insekten der Nacht und das Froufrou des schlummernden Regenwaldes. Er tauchte in die Sphäre der Baumhöhen ein, der Horizont wich wie hinter einer Kraterwand zurück, dann hatte er Erdberührung. Er fühlte den frisch von Bulldozern aufgerissenen und eingeebneten Humus unter sich, als er schon leicht in die Hocke ging und nach der Seite über die Schulter abrollte. Und ringsum Kollegen, die Schirme bargen. Neuankömmlinge. Als hinter ihm der Nabiscoman und der Schlitz'er landeten.

„Überhaupt kein Drift hier, also ich schwitz' wie in 'ner Sauna“, sagte der Schlitz'er, während er den Kinnriemen löste und den Helm abnahm.

„Und wie weit ist es nochmal bis Sao Yegros?“ fragte der Nabiscoman. Marbach sah auf die Uhr.

„Wir sollen vor Morgengrauen ankommen“, sagte er.

„Sie reden auch schon in generalstäblerischen Termini von wegen Marschzeiten und soweit, ich wollte lediglich die Distanz in Meilen wissen, sonst nichts.“

„Zwölf mehr oder weniger.“

„Und wieso sollten wir das nicht schneller schaffen?“

„Strategie“, sagte der Schlitz'er.

„Morgengrauen als klassischer Auftakt für Überfälle und Besetzungen, das wissen Sie doch.“

„Ich habe noch'n ein paar Fotos von mir als Indianer“, sagte der Schlitz'er.

„Und da reden die Leute von jugendlicher Fiction.“

„Heben Sie die gut auf.“

„Sie meinen die Fotos?“

Odeon Marbach nickte. Er hatte seinen Schirm zusammengerollt und hielt ihn wie einen Schlafsack unterm Arm.

„Haben Sie auch Bleichgesichter skalpiert?“, fragte er.

„Wir haben ganze Wagentrecks niedergemacht.“

„Sie und Ihr Stamm?“

„Sicher.“

„Und wie war das mit der Überlegenheit der Feuerwaffen?“

„Welche meinen Sie?“

„Na die Repetiergewehre und so weiter.“ Der Schlitz'er winkte ab.

„Nicht der Rede wert, schließlich gab's Brandpfeile und Präriebrände, mit denen die Siedler konfrontiert wurden, vergessen Sie nicht das Ergebnis?“

„Sie meinen unseren Untergang als freie Indianer?“

„Ja.“

„Höre Du Bleichgesicht . . . my heart is on the ground . . . a cold wind blew

across the prairie when the last buffalo fell . . . a deathwind for my pocople.“

„Aus einem amerikanischen Gedichtband?“

„Nein, gesprochen von Sitting Bull, dem Häuptling der Sioux-Nation.“

„Martialisches resignierende Worte, die mein Herz bewegen“, sagte Marbach.

„Haben Sie den Oregon Trail gelesen?“, fragte der Schlitz'er.

„Nein“, sagte Marbach.

„Sie sollten es aber tun“, sagte der Schlitz'er.

„Mann bin ich müde“, sagte der Nabiscoman.

„Wollen Sie 'ne Peptablette?“

„Geben Sie doch zu, daß Sie eben Pemikan sagen wollten.“

Und während sie gemeinsam lachten, liefen sie zum Sammelplatz rüber wo die anderen bereits waren und die Uhren verglichen. Marschrichtungen wurden festgelegt. Die Detachements standen abmarschbereit im Mondlicht und beobachteten den ihnen bisher unbekannten Offizier, der mit einem Tornistergerät mit irgendeiner Einsatzleitstelle telefonierte. Er sprach ruhig und rauchte dabei. Die Kinnriemen seines Helmes hingen unverschlossen zu beiden Seiten seines Gesichtes herunter, und machmal flocht er in seine Sprache einen unmißverständlichen Kode ein . . . YANKEE INDUSTRIES ready for take over ENDE. Anschließend ließ er den Hörer in den Verschluss einrasten und gab das Zeichen zum Aufbruch. Sie marschierten in einer langgezogenen Linie hintereinander gegen die dunkle Kulisse des Waldes vor und passierten die ersten Bäume zu beiden Seiten des Pfades, als Marbach den alten Indianerhäuptling wie einen alten Bekannten seiner Erinnerung in die Gedanken aufnahm: Ich weiß natürlich, daß Sie nie wirklich resigniert haben! . . . davon zeugen unter anderem auch die rasch wechselnden Strategien Ihrer Reiterei, Ihre Rückzüge und überraschenden Angriffe und nicht zu vergessen die glorreiche Sache am Little Big Horn gegen Custer, als Sie der Kavallerie der Vereinigten Staaten von Amerika eine entscheidende moralische Niederlage zufügten. Sie werden nun einwenden, daß es doch schließlich nicht der Rede wert sei, diese Angelegenheit — die Angelegenheit der Kinder Manitous — zum momentanen Zeitpunkt zu erwähnen. Sicher, aber ich wünschte von Herzen gern zu erfahren, woher Sie anbetrachts der Erkenntnis der Überlegenheit der weißen Medizin die Kraft nahmen, nicht zu verzweifeln. Und ich weiß, was es für Sie und Ihre Menschen bedeutet haben mußte, die Prairien und Bisons unter den Eindringlingen aufgeteilt zu sehen. Sie haben die Zeit erkannt! Sie haben die Reste Ihres Volkes immer wieder in ein neues Exil geführt, und wenn notwendig ein letztes Gefecht geliefert. Und unzähligen jungen Männern aus dem tyrannisierten Europa hat Ihr Mutterland die Möglichkeit geboten, zu einer eigenen Persönlichkeit zu finden. Wollen wir die Auswüchse darum endlich begraben, und ich will im Abschluß noch einen Ausspruch zitieren, der besagt: Wir sollten, wenn der Selbstmord eine Folge davon ist, daß die Gesellschaft uns aller Hoffnungen beraubt, gegen die Gesellschaft kämpfen, damit wir unsere verlorene Hoff-

nung wiedergewinnen. Wir sollten kämpfend sterben. Das Ziel des Kampfes ist jedoch nicht, sich von anderen töten zu lassen, sondern zu einer wirklichen Persönlichkeit zu finden. Wenn jemand trotz aller Anstrengungen dieses Ziel nicht erreicht, aber bis zu seinem Tode kämpft und sich opfert, zeigt er sich zumindest als der mutigste von allen ... das mag materialisch klingen, ist es aber nicht. Denn die Erkenntnis des von Apparaten umgebenen Individuums und deren Überlegenheit über seine Individualität sowie der ihm verbleibenden Möglichkeiten verlangt einfach Respekt; man braucht da keinesfalls auf Männer wie Geronimo und andere verweisen, denn unbenannt blieben die Namenlosen, die in den Annalen des anonymen Widerstandes Nichtverzeichneten. Sie wissen sicher, was ich meine, und in diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine unendliche Ergiebigkeit der ewigen Jagdgründe und ein fortwährend brennendes Kalumet im Rate der Männer ... Ihr sehr ergebener O. M. ... auch hier wurde er sich bewußt, daß er Worte an einen Toten richtete. Aber warum sollte man nicht Gedanken an unbekannte Tote adressieren, schließlich hängen die ebenso am kosmodämonischen Energiefeld wie die Lebenden, dachte er, während sie durch den Wald liefen, der jetzt links und rechts vollkommen still war.

Nach etwas weniger als zwei Stunden sah Marbach, in Gedanken versunken, die gefräßigen Caterpillars eine Schneise in den Wald brechen. In diesem Augenblick verflohen bereits die letzten Frühlöne des Tages, die einem sich heiß ankündigenden Mittag zu weichen begannen. Es sah aus, als vereinige sich die sacht flimmernde Hitze mit der von den katzenhaft wirkenden Ungetümen aufgerissenen Erde, würde zusehends elektrifizierende Einheit mit dem, wo nichts außer Leere war. Und das Nichts begann zu kreischen, heraus aus einer unendlich schnarchenden Stille, nagte an den Wurzeln des Himmels, der hier fortwährend hinter den Baumkronen versank.

Er dachte daran, daß dies alles zu dem Plan gehörte, der ausgearbeitet worden war. Und die Erdbewegungsmaschinen würden sich selbst während der Nacht bei künstlichem Licht in den Wald hineinfressen, Bäume entwurzeln und die schwärzig frisch würzigen Wunden wieder schließen. Dort würde eine Ananasfarm sein und dort eine Geflügelzucht; hier eine Rindermaststation und auf der anderen Seite des Flusses ein Spanplattenwerk mit einer angeschlossenen Fertighausproduktion. Alles gehörte zum großen Diagramm, dessen drei maßgebliche Komponenten vom kurzfristigen, mittelfristigen und langfristigen Projektieren zu berichten wußten. Und kurzfristig war das, was heute und morgen geschah, die unmittelbare Installierung der Produktionsfaktoren, die Schaffung der Arbeitsplätze, dem Alpha der Sao Yegro'er Infrastruktur. Dabei würde der Kooperationswille der Einwohnerschaft eine entscheidende Rolle spielen. Man würde sich da auf die Radiostation stützen können, die bereits seit einigen Augenblicken ihr Programm in spanischer Sprache ausstrahlte. Pop-shop mit

naiven Werbespots und Entwicklungsagitation mit Nachrichten aus UNSERER Stadt ... die von markiger Stimme moderiert wurden. Eine Art Andywarhol-Hörspiel mit steppenden Campbellsuppenbüchsen nach den Rhythmen des Great American Desasters oder dem blues OUR FRIEND FROM THE NORTH ... oder FRISCHSWARTS-Klänge eingebettet im Bolero der Limonadeindustrien. Und die Konkurrenz von der Zuckerinsel ließe sich mittels dieser Schwerpunktausstrahlung sozusagen zum Schweigen bringen. Schließlich seien die COKE-Stationen dort nicht umsonst verloren gegangen, man habe diese Erfahrung des Investitionsverlustes keinesfalls für Nullouvert gemacht ... sollen die ihre Tortillas und Bohnengerichte jetzt mit Bananenwasser runterspülen ... na und Upmann-Zigarren könnten leicht durch Brasils oder handgerollten Ersatz aus Sumatra ersetzt werden. Demnach müßte sich also die Agitation der Entwicklung zu der des Konsums metamorphieren, und das wäre schon vor Beginn der mittelfristigen Projektierung. Ganz logisch, daß die das Geld gleich wieder ausgeben sollen, was sie verdienen. Und anstatt Öl für die Lampen Chinas müßte man vielleicht sagen: Batterien für die Transistoren Sao Yegros. Aber schließlich wird auch in New York oder weiß der Teufel sonstwo zum Mutantentango mit großem Streichorchester aufgespielt, und die MELODYMAKER'S, die Namen der großen Werbeagenturen stünden in jedem Telefonbuch ... SEICHTORMA & FOCUSING BROTHERS INC. hätten übrigens die neue Zehn-Millionenkampagne für die DAYTONA-GRUPPE gemacht, weil man sich veranlaßt sehe, nun endlich ganz groß ins Europageschäft einsteigen. Wer sagt's denn ... ? demnach kommen die Großen jetzt mit ganz anderen Strategien und sind ganz wild drauf, im Investitionsland auf den Kapitalmarkt mit secondary issues zu gehen, um irgendeine Fertigungsanlage draus zu machen. Is' doch logisch ... man nimmt beispielsweise die Gelder, die man für die convertibles hereinbekommen hat und baut. Und bei Inflationsraten von fünfzehn Prozent per anno hat sich die Investition schon nach kurzer Zeit amortisiert. Im Fall Sao Yegros sollte sich dies jedoch nicht nach herkömmlichen Gesichtspunkten abspielen. Keine Strategie von wegen hit & run; es ging um die Marktsicherung. Und im Neuen Kino der Stadt würde es abwechselnd die Filme DIE GRÜNEN TEUFEL und DIE LETZTEN VON ALAMO mit John Wayne geben; alles in englischer Sprache mit spanischen Untertiteln. Autokinoleinwand am Ausgang der Piazza. Die alten Armeeprojektoren und Lautsprecher sollten später ein festes Kino werden, sobald sich die Sache konsolidiert hätte und ein Unternehmer gefunden sei. Aber wie gesagt, dies sei bereits mittelfristig, wogegen die sofortige Freiluftaufführung kurzfristig wäre ... Konzeptualisierung eben! Wir spielen bereits mit dem Gedanken, ob die UNITED MEAT in New York nicht um die Möglichkeit einer ordentlichen Niederlassung angegangen werden sollte. Kalkulationen haben ergeben, daß die hier in Sao Yegros um rund 40 Prozent unter amerikanischen Herstellungskosten produzieren werden ... ja, ja, progressive Intensivzucht von Rindern, dann

Schlachthof undsoweiter, und die Rinderviertel schicken wir in Kühlzügen auf der AMERICANA HIGHWAY nach den Staaten, ist doch klar. Bei einer Fahrzeit von schätzungsweise 48 Stunden bis El Paso wäre man preislich einfach unschlagbar. Oder man könnte die Verarbeitung bereits an Ort und Stelle arrangieren und nur Filets und Roastbeefs schicken und den Rest zu Hamburgerpaddy's machen. Und mit den schnellen Thermolastern von General Motors ist das kein Problem, schließlich importieren die sogar von Argentinien, und das ist beinahe zehnmal soweit. Stimmt! Übrigens läuft in Europa momentan ein unheimlicher Dreh mit Rindervierteln ... stellen Sie sich die Kakophonie bloß einmal vor; die Leute bezahlen da für die Tonne Rindsviertel in Deutschland über zweitausend Mark im Großhandel. Weil die aber die staatlichen Lagerhäuser bis oben hin voll mit Rindfleisch haben, zahlt die EWEGE-Zentrale in Brüssel, wenn nach außerhalb der EWEGE verkauft wird, Subventionen pro Tonne. Im Grunde brauchen Sie nichts anderes tun als sich in Istanbul ein Import-Export-Büro zuzulegen und eine Importlizenz für Rindfleisch zu beschaffen. Die Lizenz legen Sie dann in Deutschland vor, und dann bekommen Sie die Tonne Rinderviertel für siebenhundert von der jeweiligen Vorratsstelle, die wiederum den Ausgleichsbetrag bis zu zweitausend von der EWEGE-Zentrale erhält, weil sie nach außerhalb exportiert hat. Und Sie laden Ihre angenommenen hundert Tonnen auf die Lastwagen und verkaufen die in verschiedenen Städten unterm Preis. Offiziell ist die Ware natürlich für die Türkei bestimmt, aber unterwegs haben Sie eben abgeladen ... glauben Sie mir's, es geht! Letzten Monat wurde eine riesige Schiebung mit fünfzigtausend Tonnen EWEGE-Butter bekannt. Die haben ja auch einen Butterberg, und deshalb gibt's eben auch Subventionen beim Export von Butter. Diesmal wurde der Vatikan eingeschaltet, stellen Sie sich vor, der Vatikan und fünfzigtausend Tonnen Butter. Also die Leute haben nach dem Vatikan diese Butter exportiert und die Subventionen kassiert, aber in Wirklichkeit ging die Butter überhaupt nicht nach dem Vatikan sondern wurde im EWEGE-Raum weiterverkauft ... glatter Betrug, aber ein Riesengeschäft; und was wollen Sie schon gegen solche Aktionen unternehmen. Komisch finde ich nur, daß in der EWEGE die Marktwirtschaft entgegen dieser dauernden Propagierungen überhaupt nicht existiert. Die Gesetze des Marktes besagen nämlich, daß, wenn viel Staub da ist, der Staub im Preis fällt und nicht künstlich hochgehalten wird, wie im Fall der Fleisch- oder Buttersubventionen. Kenn' sich einer mit diesen Europäischen Ökonomen aus! Denn dieselbe Arie gibt's auch noch mit Weizen, aber Schwamm drüber, im Grunde kommt's immer wieder auf einen Nenner raus: man muß die Handelsgesetze kennen, in diesem Fall eben die EWEGE-Bestimmungen, und etwas Phantasie haben, dann werden Sie Nullkommanichts zum Mister Steakfinger avancieren, he he he! THE MAN WITH THE BEFFY TOUCH, he he he ... oder Sie steigen in einen anderen Subventionsbusiness ein und dirigieren die Chose aus Lichtenstein, he he he ... aber wie gesagt, hier muß von archaischeren Ge-

sichtspunkten ausgegangen werden. Innerhalb der mittelfristigen Planung ist auch die Schaffung der SAO YEGROS PEOPLES & SAVINGS BANK vorgesehen, die die örtliche Repräsentanz der späteren Industrie & Handelskammer in diesem Bezirk übernehmen soll. Mit der Industrie & Handelskammer wolle man die Möglichkeit schaffen, eine neue Generation unternehmerischer Personen heranzubilden, die über die neugeschaffenen Unternehmen hinaus unternehmerrische Kreativität beweisen sollten. Dabei würde die SYPS BANK Kredite vergeben. Sämtliche Unternehmen würden als kleine Kapitalgesellschaften gegründet und geführt werden, wobei die Bank die Rolle einer partiellen Holdinggesellschaft innehalten solle. Läuft einwandfrei! Probleme gibt's nur hinsichtlich der personellen Besetzungen. Denn schließlich sei's mit Schwierigkeiten verbunden, so mir nichts dir nichts eine Sao Yegro'er Unternehmerrgeneration aus dem Boden zu stampfen; wirkungsvoll den Faktor der Gewinnmaximierung zu oktroyieren, um letztlich aber das ganze Spiel wirkungsvoll am Laufen zu halten, nein nein die Sache fällt und steht mit der Intensität des Machens oder des Nichtmachens! Sie können nur zwei Dinge, entweder Sie unternehmen etwas gegen ihre ökonomisch ungünstige Umwelt oder Sie unternehmen nichts. Und ökonomisch ungünstig ist es dann, wenn Sie motivationslos unten sind, wenn Sie merken, daß Ihr Chef der Chef ist, weil er eben der Chef ist, und weil Sie Lohnzahlungen empfangen, weil Sie Lohnempfänger sind. Vielleicht sind Sie sogar kreativer als er. Vielleicht ist Ihre profitgesteuerte Intensität so intensiv, daß Sie auf einen ganz verrückten Dreh kommen, und die Konkurrenz platt an die Wand dealen. Und natürlich sind Sie in der ersten Generation nahezu unschlagbar. Erst Ihr Sohn oder Enkel hat das Bedürfnis zur Destruktion. Es ist ein Kommen und Gehen in der Historie des Commerz. Selbst die großen Vermögen dieser Welt wurden angehäuft, um eines Tages wieder zu zerfallen. Alles unterliegt den Gesetzen des sich ewig drehenden Rads des Lebens. Und nur wenige Besitzer von Vermögen haben metaphysisches Bewußtsein erlangt; denn nichts scheint tragischer als ein alter unwissender Reicher, der auf dem Sterbebett erst erkennt, daß er seine Reichtümer auf dieser Welt zurücklassen muß. Man muß schon ein Ziel haben, wenn man Reichtümer ansammeln will, alles andere ist sinnlos, dachte Odeon Marbach, als er in den Jeep stieg und zu den anderen Baustellen fuhr.

Eine kleine Geschichte aus der Zukunft, die eigentlich schon gestern begann.

„... nach langen zähen Verhandlungen von der Unternehmerseite die verbindliche Zusage erhalten, daß bereits in den kommenden Monaten mit dem Bau einiger Familienerholungszentren in Kaschmir, Kenia und auf einigen unter internationaler Naturschutz gestellten Südseeinseln begonnen wird...“

Der Lautsprecher in der Küche scheppert ein bißchen. Alfred Klein nimmt sich vor, ihn in den nächsten Tagen zu reparieren.

„... Dieser Erfolg, Kolleginnen und Kollegen, darf uns natürlich nicht davon abbringen, unter voller Ausnutzung unserer Mitbestimmungsrechte weiter dafür zu kämpfen, daß auch hier bei uns, da, wo wir arbeiten und wohnen, wieder eine menschenwürdige Umwelt geschaffen wird...“

„Da werden sich die Herren oben ja freuen“, denkt Klein und lächelt. In dieser Woche ist er dran mit dem Abendessen. Sein Lächeln friert ein, er läßt die Sätze auf sich zukommen. Von der Gemeinwohlverpflichtung des Eigentums ist da die Rede, von der Forderung nach weitergehender demokratischer Kontrolle der Großindustrie. Er hört mit einem Ohr hin, sitzt am Küchentisch und grübelt. Immer dieses Problem mit dem Kochen.

„Ob es nur mir so geht?“ denkt Klein. Nein, Hedi, seine Frau, hat auch ständig Schwierigkeiten, wenn sie der Familie ein gutes Essen vorsetzen will. „Können ja nicht immer diesen Pamps aus dem Küchenautomaten essen! — Aber was?“

Die Erkennungsmelodie: Ein paar Takte des alten Arbeiterliedes „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“. Die Erkennungsmelodie wird ausgeblendet, dann eine Sprecherin: „Sie hörten unsere Sendung ‚Arbeit und Freizeit — Informationen und Berichte für Arbeitnehmer‘. Die nächste Sendung aus dieser Reihe können Sie morgen zur gewohnten Zeit hören.“ — Das Zeitzeichen, zehn-, elf-, zwölfmal, dann wieder die Stimme der Sprecherin: „Beim letzten Ton des Zeitzeichens war es sechzehn Uhr. Hier ist das erste Programm der Vereinigten Haus-tonanlagen. Sie hören Musik von Satellit Fünf, zunächst Volksweisen und populäre Kunstlieder aus deutschen Landen. Wir beginnen mit dem Lied ‚Wohlauf, die Luft geht frisch und rein‘, gesungen vom...“ — Knacks. Alfred Klein hat ausgeschaltet.

„Ob ich heute mal ganz was Besonderes koche?“ überlegte er. „Rouladen aus der Sicherheitsdose, garantiert fluorfrei — oder Synthetikfleischpaste aus der keimfreien Überdruck-Tube? — Vielleicht die Rouladen. Ja. Und dazu? Könnten mal die Büchse Erbsen und Möhren probieren, sollen ja garantiert giftfrei sein. — Oder besser die Großportion arsen- und zyankalilosen Spinat?“ Klein grübelt. „Beides gleich teuer, unverschämt teuer!“ denkt er. „Mal sehen, Möhren und Erbsen passen wohl besser zu den Rouladen. Auf jeden Fall aber Kartoffeln. Wird mal wieder Zeit, daß wir — also, eine Packung von den superdicht

verpackten, biochemisch sauber gewachsenen Schnellkoch-Kartoffeln. Dazu vielleicht ein, zwei Kleinkanister Bier, schäumt zwar nicht, ist dafür aber laut Fabrikationsangabe beinahe gift- und radioaktivitätsfrei; und für die Kinder den gesunden Algenextrakt. — Verdammte, wie sich einem die Werbesprüche einprägen!“

Er starrt durch das dicke Panzerglas des Küchenfensters in den von blassen Farbwolken durchsetzten graugelben Dunst, der draußen vorbeizieht. Früher, vor fünfzehn oder zwanzig Jahren vielleicht, hätte das ein schöner sonniger Herbstnachmittag sein können. Früher hat er noch manchmal „Mistwetter!“ oder etwas ähnliches geknurrte. Früher.

„Der letzte klare Tag — wann ist der letzte klare Tag gewesen?“ Er kann sich nicht mehr erinnern, muß schon ein paar Jahre her sein. „Soll ich den neuen Bleimantel zur Spätschicht anziehen, das unbequeme Ding?“ An der Außenwand des Hauses ist ein Gemeinschafts-Geigerzähler angebracht. Alfred Klein schaltet die Verbindung ein, lauscht dem Ticken, sieht dabei nach draußen. Der graugelbe Dunst reißt für einen Moment auf. Aha, ein neuer Baum auf der anderen Straßenseite. Seine Plastikblätter bewegen sich leise, der Schüttelmechanismus funktioniert also tadellos. Die riesige Werbewand drüben an der Ecke wird sichtbar, Klein kennt den Spruch, den sie da draufgespritzt haben, schon auswendig:

„Peusen-Chemie
schafft für Sie
die schöne bunte Welt von morgen“

Er lauscht dem Ticken des Geigerzählers, liest die Werte ab. Gott sei dank nicht allzu hoch! Vielleicht wird er auf den Bleimantel verzichten können. Die Atemluftentgiftungsanlage summt ihr altes Lied. Beruhigend, dieser vertraute Ton.

„Vergiß bloß nicht, dir nachher eine neue Arbeitsschutzkombination geben zu lassen!“ brummt er, merkt gar nicht, daß er zu sich selbst laut gesprochen hat, und ist in Gedanken schon im Betrieb. Ob er diesmal mit Unterstützung der Kollegen endlich die nächtliche Ausschaltung der Filteranlagen verhindern kann? „Urlaub in Kaschmir ist ja ganz schön“, denkt Klein, „frische Luft und endlich wieder Sonne, aber...“

Das Getöse des Sichtelphons schreckt ihn auf. „Warum müßt ihr das verdammte Ding denn immer so laut stellen?!“ schreit er in Richtung Wohnzimmer. Evelyn, die Kleinste, ruft zurück: „Weil das dann viel schöner ist, Alfred!“ Und Hedi versucht, ihn zu besänftigen: „Wir machen’s ja sofort leiser.“ Mit einem Seufzer der Erleichterung quittiert er das Abschwellen des Krachs.

Schon zu Zeiten, als das Sichtelphon noch ein kleiner Kasten war und Fernsehapparat, Tiewie, Pantoffelkino oder einfach Glotze hieß, als die Mattscheibe noch klein war und die Lautsprecher nicht allzu viel hergaben, hat die Kiste ihn manchmal aufgeregt. Heute macht ihn das Ding ständig verrückt. Nur selten

sieht er sich aktuelle Sendungen an oder mal hin und wieder einen Film. Klein liest lieber.

„Ein Paket von diesen bunten Synthetik-Nudeln mit dem Satt-aber-schlank-Effekt wäre vielleicht auch nicht so übel“, überlegt er. „Und Suppe aus der Werbeleitung des Chemosupp-Konzerns? — Mal hören, was Hedi und die Kinder dazu sagen.“

Die aber sagen zunächst einmal gar nichts, als er ins Wohnzimmer geht und fragt, was sie von seinem Vorschlag fürs Abendessen halten, sondern sitzen da, quadrophonisch umsäuselt, und starren auf die riesengroße Projektionsfläche, wo gerade ein allerliebste zurechtgemachtes Mädchen mit schleifendurchgesetzten Blondzöpfchen, strahlend blauen Auglein und gesundgeschminkten Pausbäckchen mit zuckersüßer Piepsstimme erklärt, diese und ganz bestimmt nur diese Medizin habe es vor der bösen Rachitis bewahrt. „Und wird bestimmt auch allen andern Kindern helfen!“ sagt das kleine Mädchen und lächelt werbewirksam, und Hedi und die Kinder lächeln mit.

Ihm reißt der Geduldsfaden. „Müßt ihr euch denn immer diese blödsinnigen Werbesendungen ansehen? Ewig dieser Sichtelphon-Werbemist, aber nicht mal 'ne Sekunde Zeit, um zu meinen Vorschlägen fürs Essen ja oder nein zu sagen!“ „Ist doch bloß die Schöner-Leben-Show!“ kräht Evelyn, ohne den Blick vom Projektionsschirm zu wenden.

„Schöner Leben! — Ich kann mir was Schöneres vorstellen als dieses ‚Schöner Leben!‘“ brummt der Mann.

„Ach, Alfred, laß ihnen doch den Spaß“, schmeichelt Hedi und sieht ihn sogar etwa eine Siebenzehntelsekunde lang an, „Du hast ja recht, aber was willst denn machen ...“

Klein gibt auf. Steht da und starrt — genau wie Hedi und die Kinder — auf riesige Sichtelphon-Bild. Ob diese Arznei wirklich gegen die weitverbreitete Rachitis hilft?

„Was sollen die Kinder denn nach der Schule machen?“ meint Hedi und starrt auf den Projektionsschirm. „Ein bißchen müssen sie sich doch entspannen; einen Platz im Spielzentrum bekommen sie nur einmal pro Woche, das weißt du doch selbst, auf die Straße können sie sowieso nicht, und immer nur lesen oder Profitopoly und Schön ist die Welt oder Mensch ärgere dich nicht spielen ...“

„Jaja“, brummelt er und schweigt, weil das Sichtelphon-Geschehen ihn ganz in Anspruch nimmt.

Eine Straßenschlucht. Ein Mann. Mit tappigen Schritten kommt er näher, schwankt auf die Kamera zu. Er keucht und japst, schnappt nach Luft, sein Gesicht hat sich bereits verfärbt. „Luft — Luuuuft!“ keucht der Mann. Da taucht die rettende Tür auf. Eine große Ladentür. Der Mann torkelt darauf zu, seine Hand verkrampft sich um die Öffnungsautomatik, die Tür schwingt auf. „Luuuft!“ keucht der Mann, stolpert durch den Türspalt und sackt drinnen zusammen. Schnitt. Neben dem Zusammengebrochenen, um den sich hübsche

Krankenschwestern liebevoll kümmern, steht ein seriös gekleideter, freundlich blickender Mann, der sich mit wohlklingender Stimme an sein Sichtelphon-Publikum wendet.

Alfred Klein kämpft mit sich, möchte weg, raus aus dem Zimmer. Aber er bleibt. Die Stimme des seriös Gekleideten dringt quadrophonisch auf ihn ein, freundlich, wohlklingend, selbstbewußt, zuvorkommend, gekonnt, im Sprachstil ein bißchen ältlich, aber er kommt an.

„Ja, meine sehr verehrten Zuschauer an den Projektionswänden“, sagt der freundliche Herr und deutet auf den am Boden Liegenden. „Da ist wieder der typische Fall für uns. Ein Fall für den Internationalen Lebenshilfe Konzern. Einer von durchschnittlich 20 683 Fällen, die sich tagtäglich auf der Welt ereignen: ein Mensch betritt eine unserer 472 Filialen und bittet dringend um Hilfe. — Lebenshilfe! Er kommt zu uns als Verzeifelter und wird uns als Zufriedener — Kunde — verlassen. Denn wir können ihm helfen. Der Internationale Lebenshilfe Konzern weiß, was seinen Besuchern nützt.“

„Luuuft!“ stöhnt der am Boden Liegende und versucht, sich aufzurichten. Sanfte Hände halten ihn zurück.

Der freundliche Kommentator sieht besorgt zu dem nach Luft Ringenden hin, wendet sich dann wieder mit einem Lächeln zur Kamera und fährt fort: „Nehmen wir zum Beispiel diesen Herrn hier, der unsere Filiale Ludwigshafenammüllberg um Hilfe ersucht. Wie so mancher in unserer schnellebigen Zeit, ist auch dieser Herr ein wenig hinter der Zeit zurück. Man möge ihm das bitte nicht verdenken, 's ist nur allzu verständlich, — *noch* hat er nicht verstanden, daß die Luft, nach der er so sehr verlangt, dringend von der Industrie benötigt wird. Schließlich: Wo kämen wir denn hin, wenn jeder ... Aber das wissen Sie ja selbst, verehrte Zuschauer.“

Schnitt. Wieder der seriös Gekleidete, diesmal an einem Schreibtisch sitzend. „Natürlich konnte auch diesem Herrn geholfen werden“, sagt er und lächelt selbstzufrieden, nimmt eine hübsch bemalte Gasmaske vom Tisch und zeigt sie den Zuschauern. „Wir machten ihn mit dem neuesten Modell aus unserer großen Schutzmasken-Kollektion vertraut.“

Klein will wütend werden, aber er sagt nichts, denn jetzt taucht neben dem Herrn eine der hübschen Krankenschwestern auf. Ein wohlgeformtes, etwas einfältig lächelndes Schnuckelkätzchen. Mit einer Schmeichelstimme, die man glatt zur Honigproduktion verwenden könnte. Schnitt.

„Luftflugs!“ säuselt die Wohlgeformte im überdimensionalen Brustbild und guckt Alfred Klein mit großen verführerischen Kulleraugen an. „Luftflugs, die Gasmaske mit ganz besonderem Pfiff! Atemberaubend kühn im Design. Zaubenhaft leicht und so erstaunlich preiswert! Luftflugs, ein echtes Lebenshilfe-Produkt, das Sie nie im Stich läßt.“

Schnitt. Der Werbeonkel am Schreibtisch. „Ja“, sagt er und schaut ernst drein, „unser Konzern ist nicht nur ständig darum bemüht, mit seinen Kreationen den

Erfordernissen der Zeit vorauszuweichen, wir schaffen für Sie auch ständig neue Produkte, die Auge und Herz erfreuen. Und unsere Kunden danken uns diese Anstrengungen oft mit lebenslanger Treue. Sie sehen es am Beispiel des Herrn von vorhin. Er machte sich mit unserer neuen „Luftflugs“-Schutzmaske vertraut und kaufte sie dann gleich für die ganze Familie. Denn es tut gut, in dieser unsicheren Zeit eine „Luftflugs“-Maske zu tragen!“

Schnitt. Der neue Kunde geht mit seiner Familie spazieren. Er, seine Frau und alle fünf Kinder tragen nagelneue, knallbunte Schutzmasken. Der Mann wendet sich zur Kamera. Schnitt. Großaufnahme. Der Mann spricht, seine Stimme klingt dumpf durch das Mundstück der Gasmasken. „Ja, diese Luftflugs hat uns sehr geholfen“, meint er und scheint zu lächeln, was man aber nur erahnen kann, weil die Maske fast das ganze Gesicht bedeckt. „Auch meine Frau und die Kinder sind sehr zufrieden mit meiner Wahl.“

Schnitt. Die Kinderchen, aufgereiht wie die Orgelpfeifen, singen durch die Gasmasken, und Evelyn kräht mit: „Jetzt geht es uns viel besser . . .“

„Dank Luftflugs, der neuen Schutz-Kreation des Internationalen Lebenshilfe Konzerns“, schmeichelt das Werbekätzchen und zeigt den Zuschauern dezent, was es zu bieten hat. „Und wenn Sie mehr über uns wissen wollen: in der morgigen Schöner-Leben-Show informieren wir Sie über . . .“

Die Hausanlage schneidet der Werbepuppe das Wort ab, platzt mitten in ihren Satz. Die Kulleraugen kullern weiter, das rotgeschminkte Mündchen klappt auf und zu, doch von dem, was es da plappert, ist nichts mehr zu hören. Ein irrsinniger Schwellton erfüllt den Raum, die Wohnung, das ganze Haus, alle Häuser der Stadt. Die Fünf im Wohnzimmer zucken zusammen, als hätten sie einen Schlag erhalten.

„Alarm!“ sagt Klein mit bleichem Gesicht, als das nervenzerreißende Signal endlich abschwilt. Hedi will etwas sagen, aber die Stimme aus dem Lautsprecher hindert sie daran.

„Achtung, eine dringende Durchsage an alle Mitbürger. Soeben ist im Hauptwerk der Peusen-Chemie aus noch ungeklärten Gründen ein Kessel explodiert. Ob jemand dabei zu Schaden kam, ist noch ungewiß. Achtung, Achtung, wir melden Alarmstufe Zwei. Chlorgasalarm! Bitte, bleiben Sie in Ihren Wohnungen, es besteht erhöhte Lebensgefahr, bitte, bleiben Sie in Ihren Wohnungen! Die Rettungsmannschaften des Peusen-Konzerns sind bereits im Einsatz, um die drohende Gefahr in kürzester Zeit von Ihnen abzuwenden.“

Während der letzten Sätze des Sprechers ist Alfred Klein schon in der Diele. Als Hedi ihm folgt, hat er bereits die alte Schutzkombination übergezogen. Erschrocken sieht sie ihn an.

„Mußt du denn hin?“ fragt sie leise und weiß eigentlich selbst die Antwort.

„Das weißt du doch“, brummt er und überprüft die Dichtungen der Kombination. „Ich kann doch nicht die Kollegen im Stich lassen, — und als Betriebsrat gehör ich jetzt erst recht in den Betrieb. Von der Werksleitung können wir so-

wieso nichts erwarten. Die Herren sitzen bestimmt im Schutzbunker und geben irgendwelche Befehle oder machen gerade mal wieder Urlaub auf den Bahamas.“

„Klar“, sagt sie, „aber du wolltest doch heute eine neue Schutzkombination . . .“

„Diesmal wird sie schon noch halten.“

„Hoffentlich!“ seufzt sie und streichelt ihm zärtlich über die Bartstoppeln.

„Ich paß schon auf.“ Am Fahrstuhl dreht er sich nochmal um und sieht, daß sie an der Flurtür steht. „Tut mir leid wegen dem Abendessen, aber . . .“

Die Frau lächelt. „Zieh los“, sagt sie, „und melde dich mal zwischendurch.“

„Klar doch!“ Die Fahrstuhltür schließt sich hinter ihm.

Harald Kruse
Kurskorrektur

Von der schiefen Bahn
zurück
auf den Holzweg

Schwierigkeiten mit der Altstadtsanierung

In vielen deutschen Städten
sind ein paar
alliierte Bomben
zu wenig gefallen,
höre ich Leute sagen.

(Auszug)

Die Erzählung ist der fiktive Bericht eines chinesischen Forschers, der auf dem Mars eine Gesellschaft menschenähnlicher Katzen kennenlernt. Die Katzen nähren sich von berauschenden Blättern, das Land gehört einigen Grundbesitzern, der bürokratisierte Staat befindet sich in vollem Verfall; Moral, Bildung und Kultur sind längst preisgegeben.

Ich hatte mich aus der Menge befreit und ging zum Palast des Kaisers. Man konnte nur schwer gehen, weil in alle Richtungen Musikanten marschierten, sie bliesen oder schlugen erbarmungslos auf ihre Instrumente ein. Die Zuhörer eilten hinter ihnen her, mal in die eine, mal in die andere Richtung, aber sie erreichten sie nie und ärgerten sich wahrscheinlich, daß sie so wenig Beine, Ohren und Augen hatten. An den Schreien der Gaffer merkte ich, daß es Hochzeitsmusiken waren, ich sah jedoch wegen der Menschenmassen die Sänften mit den Bräuten nicht und konnte nicht ausmachen, wieviel Katzenmenschen sie tragen mußten. Außerdem interessierte mich eine andere Frage sehr viel mehr: Warum stürzen sie sich in der Stunde der Gefahr so aufs Heiraten?

Fragen konnte ich niemanden; die Katzenmenschen hatten Angst, mit einem Ausländer zu sprechen. Ich ging zu Katzenjammer zurück. Sie saß im Zimmer und weinte, und bei meinem Anblick schluchzte sie stärker, als hätte ich sie beleidigt. Ich mußte sie lange trösten, bevor sie etwas sagte:

„Der Kleine Skorpion ist an der Front! Schrecklich . . .“

„Was denn, er kommt schon wieder!“ unterbrach ich sie und wünschte aufrichtig, meine Lüge möge wie Wahrheit aussehen, „er kommt unbedingt zurück, und ich gehe dann mit ihm.“

„Wirklich?“ sie lächelte unter Tränen.

„Natürlich! Und jetzt gehen wir spazieren. Du hast hier genug allein gegessen und geheult.“

„Ich heule überhaupt nicht“, sagte Katzenjammer, wischte an den Tränen herum und puderte sich.

„Warum sind heute so viele Hochzeiten?“, fragte ich unterwegs.

Das war eine müßige Frage, aber ich tröstete mich damit, daß sie das Mädchen von den trüben Gedanken ablenkte. Ehrlich gesagt, ich lenkte mich auch selber damit ab, denn ich ahnte den unvermeidlichen Tod des Kleinen Skorpion.

„Wenn eine wilde Zeit anfängt, beeilen sich alle mit dem Heiraten, damit die Soldaten nicht die Mädchen entehren,“ erklärte Katzenjammer.

„Warum wird dann so aufwendig gefeiert?“

Ich konnte an nichts anderes als den bevorstehenden Krieg denken, aber die katzenhafte Einstellung zum Leben zeigte sich dieses Mal vernünftiger als die menschliche.

„Zum Heiraten gehört ein Aufwand. Der Krieg wird bald zu Ende sein, aber die Hochzeit ist fürs ganze Leben!“

Da sie meinen Worten über die Rückkehr des Kleinen Skorpion Glauben schenkte, hatte Katzenjammer sich beruhigt und schlug sogar vor, ein Theaterstück zu besuchen.

„Heute gibt der Außenminister eine Straßenvorstellung, weil sein Sohn heiratet. Gehen wir hin?“

Es schien mir zwar erheblich passender, einen Minister, der sich in Kriegzeiten mit solchem Blödsinn befaßt, umzubringen als einer Aufführung zuzuschauen, jedoch eigne ich mich nicht für die Rolle des Mörders und hatte auch ein Katzentheater noch nicht gesehen. Ich beschloß hinzugehen: in letzter Zeit hat sich bei mir das dialektische Denken beträchtlich verkaterisiert. Vor dem Außenministerium standen eine Menge Soldaten. Die Vorstellung hatte schon begonnen, jedoch ließ man das einfache Volk nicht nah heran: wer sich vordrängte, bekam eins mit dem Knüppel über den Kopf. Gegen die eigene Zivilbevölkerung kämpften die Katzensoldaten ausgezeichnet! Mich hätten sie natürlich nicht zu schlagen gewagt, aber ich drängte mich nicht sehr vor, weil die vom Theater hertönende Musik mein Gehör nicht übermäßig erquickte. Lange horchte ich auf die durchdringenden Töne, die von Schreien der Schauspieler unterbrochen wurden, und fand nicht das geringste Vergnügen daran.

„Habt ihr keine besseren Stücke als die?“ fragte ich Katzenjammer.

„Ja, ausländische. Ich habe sie als Kind gesehen, sie sind viel feiner. Dann hat man aufgehört, sie zu spielen, weil niemand sie mehr verstand. Der Außenminister hat sich persönlich für die neuen Stücke eingesetzt — solange, bis irgendein Ausländer sagte, daß unser Theater auch sehr interessant sei. Dann kam der Minister auf das alte Theater zurück.“

„Und wenn ein anderer sagt, daß das ausländische Theater besser ist?“

„Das wäre jetzt nutzlos. Die ausländischen Stücke sind wirklich gut, aber zu tiefgründig. Als der Minister für sie kämpfte, hatte er sie wohl kaum richtig verstanden, daher schloß er sich auch der schmeichelhaften Meinung über unsere Stücke an. Er kennt sich überhaupt nicht aus im Theater, obwohl er Wert darauf legt, als sein Förderer zu gelten. Das alte Theater kann man leichter für sich reklamieren, es hat mehr Anhänger. Bei uns ist das häufig so: kaum ist das Neue entstanden, wird es schon vom Alten verdrängt. Um das Neue zu begreifen, ist zuviel Kraft und Energie notwendig.“ Ich merkte, daß es nicht ihre Gedanken waren, sondern die des Kleinen Skorpion, weil sie selbst sich weiter leise nach vorn drängelte.

Es war mir unangenehm, sie beim Wort zu nehmen, aber ich konnte es nicht länger aushalten.

„Gehen wir?“

Nach allem, was sie über das Theater gesagt hatte, war es Katzenjammer peinlich, nicht einzuwilligen. Sie protestierte auch nicht, als ich vorschlug, zum Kaiserpalast zu gehen.

Er war das größte, nicht aber das schönste Gebäude der Katzenstadt. Heute sah der Palast besonders unerfreulich aus: vor den Mauern Soldaten, auf den Mauern Soldaten. . . Außerdem waren die Mauern frisch mit Dreck beschmiert, und das Wasser im Graben stank stärker als gewöhnlich.

„Die Fremden lieben Sauberkeit“, sagte Katzenjammer, „Dreck ist der beste Schutz davor.“

Ich hatte nicht einmal mehr die Kraft zu lachen.

Einige Figuren krochen auf die Mauer hinaus, ließen sich lange oben nieder, offensichtlich in Angst herunterzufallen. Katzenjammer rief erregt:

„Ein allerhöchster Befehl!“

„Wo?“ fragte ich.

„Sieh doch!“

Die Leute auf der Mauer bewegten sich so langsam, daß mir die Beine zu schmerzen begannen. Schließlich ließen die Boten einen Stein mit weißen Zeichen an einem Faden herab. Katzenjammer, die scharfe Augen hatte, stöhnte auf.

„Was ist passiert?“ fragte ich schnell.

„Die Übergabe der Hauptstadt! Der Kaiser reist ab! So ein Unglück! Was werden wir ohne ihn tun?!“ wehklagte Katzenjammer, offensichtlich besorgt — weniger um den Kaiser als um den Kleinen Skorpion. Indessen ließ man noch einen Stein von der Mauer herunter.

„Den Soldaten und dem Volk“, las das Mädchen, „befehlen Wir, an ihrem Platz zu bleiben. Es reisen nur Wir und die Beamten.“

Ich war verblüfft von der Weisheit Seiner Hoheit und wünschte ihm nur, daß es sich auf halbem Wege den Hals bräche. Aber Katzenjammer wurde unerwartet heiter:

„Macht nichts. Wenn viele dableiben, habe ich keine Angst.“

„Interessant, wo sie die berausenden Blätter herbekommen, wenn die Beamten abgereist sind?“ überlegte ich, und in diesem Moment erschien ein neuer Stein.

„Vom heutigen Tage an ist es verboten, Uns den „Herrn aller Koppeln“ zu nennen. In dieser Minute ernster Gefahr hat das Volk innerlich geschlossen zu sein, daher wird aus Uns der ‚Herr der einzigen Koppel‘. ‚Alle zum Kampf gegen den Feind!‘ las Katzenjammer und setzte hinzu: „Besser wärs überhaupt ohne Koppeln . . .“ Wir warteten noch ein wenig, sahen aber, daß es weiter keine Befehle geben würde, da die Ausrufer sich hinter die

Mauer zurückzogen. Katzenjammer wollte dringend heim und sehen, ob der Kleine Skorpion zurückgekommen war, aber ich begab mich zur staatlichen Verwaltung, wo noch weitere Befehle aushängen mochten. Katzenjammer war nach Osten gegangen, dort lärmte wie zuvor die Musik, aber hier herrschte völlige Stille. Als ob die Hochzeiten tausendmal wichtiger wären als alle Probleme des Staates. Besonders interessierte ich mich für das Außenministerium, vor dem niemand zu sehen war. Richtig, der Minister feiert ja die Hochzeit seines Sohnes und hat offenbar alle seine Untergebenen entlassen. Es ist noch eine Frage, ob die Katzenmenschen auswärtige Angelegenheiten haben, wenngleich ein Ministerium existiert.

Die Abwesenheit der Beamten ausnutzend, beschloß ich, diese Frage zu klären. Ich trat formlos ein — drinnen war niemand. Die Räume nicht abgeschlossen, darin niemand und nichts, außer einem Haufen Steinscheiben mit der Aufschrift „Protest“. Wahrscheinlich wurden sie zu allen passenden und unpassenden Gelegenheiten verschickt: Diplomaten sind ja Spezialisten für Proteste. Ich wollte irgendwelche Dokumente auffinden, die aus dem Ausland geschickt waren, fand aber keine. Offenbar antworteten die Ausländer, in dem Bestreben, die diplomatischen Beziehungen zu vereinfachen, niemals auf die „Proteste“ der Katzen.

Es war überflüssig, andere Ämter zu besichtigen. Wenn das Außenministerium so genial einfach organisiert war, dann verfügten die übrigen wohl nicht einmal mehr über Steinscheiben.

Ämter fand ich in Menge: das Ministerium der Prostitution, das Institut für rauscherzeugende Blätter, das Amt für Katzenemigranten, das Ministerium für den Kampf gegen ausländische Waren, die Fleisch- und Gemüsekammer, das Komitee für gesellschaftlichen Waisenhandel . . . Etliche spannende Bezeichnungen habe ich überhaupt nicht verstanden. Um alle Beamten mit einem Amt zu versehen — oder mit bezahlter Faulheit —, brauchte man möglichst viele Ämter. Mir schienen es schon zu viele, aber den Katzenmenschen reichten sie offensichtlich nicht.

Ich ging geradeaus nach Westen, um einen Blick in das Ausländerviertel zu werfen. Nein, besser nach Hause und sehen, ob der Kleine Skorpion zurückgekommen ist. Ich ging durch eine andere Straße und erblickte plötzlich eine Gruppe Studenten, die sich nicht an einem Theaterstück oder an einem abgeschlagenen Kopf erfreuten, wie ihre Altersgenossen, sondern die auf Knien vor einem großen Stein lagen, der die Aufschrift trug: „Denkmal des Großen Heiligen Miau“. Da ich wußte, daß sie sofort weglaufen würden, wenn sie mich sahen, ging ich leise von hinten heran, sank auf die Knie und hörte zu, wovon sie redeten.

Vorne erhob sich ein Student zu voller Größe und schrie: „Es lebe der Miauismus! Es lebe der Katzismus!“

Alle stimmten mit ein. Nachdem er hinlänglich geschrien hatte, befahl der Student den übrigen, sich auf die Erde zu setzen, und hielt eine Rede.

„Wir müssen alle Götter stürzen und an ihre Stelle den Großen Heiligen Miau setzen!“ rief er aus. „Wir müssen die Eltern, die Lehrer unterdrücken und unsere Freiheit errichten! Wir müssen den Kaiser stürzen und den Katzismus verwirklichen! Wir fangen jetzt den Kaiser und übergeben ihn den Ausländern, damit sie uns unterstützen. Eine so herrliche Gelegenheit kann man sich nicht einmal ausdenken, deshalb werden wir unverzüglich handeln. Dann werden wir die alten Verwandten beseitigen, die Lehrer, und dann werden alle berausenden Blätter, die Frauen, das Volk und der Katzismus selbst unser sein. Beachtet, was der Große Heilige Miau sagt: „Vorwärts! Zum Palast!“

Niemand rührte sich von der Stelle. Der Student schrie nochmals — und niemand bewegte sich.

„Vielleicht sollten wir zu Anfang besser in die Häuser gehen und die Väter erschlagen?“ schlug einer vor. „Im Palast sind zu viel Soldaten, da werden wir schlecht ankommen!“

Alle sprangen von der Erde auf.

„Halt! Bleibt sitzen! Also, wollen wir mit den Vätern anfangen?“ Die Studenten stritten miteinander, unschlüssig:

„Wenn wir die Väter erschlagen, wer wird uns berausende Blätter geben?“

„Richtig! Zuerst muß man alle berausenden Blätter sammeln und erst dann ihre Besitzer erschlagen!“

„Wenn wir nicht einer Meinung sind, können wir uns auch teilen“, schlug ein anderer vor. „Die Antikaiserfraktion geht in den Palast, die Antiväterfraktion in die Häuser.“

„Aber der Große Heilige Miau hat nur von der Tötung des Kaisers gesprochen, nicht von den Vätern . . .“

„Das ist Konterrevolution!“

„Wenn wir sie erschlagen, brechen wir das Vermächtnis des Großen Heiligen!“

Ich sah voraus, daß die Jungen sich prügeln würden, aber sie beschränkten sich aufs Schreien. Nach und nach zerfielen die Schreier in mehrere Gruppen, von denen sich jede zum Denkmal des Heiligen Miau wandte. Dann zerstreuten sich die Studenten, aber umlagerten wie vorher das Denkmal. Schließlich waren alle müde und schrien mit letzter Kraft: „Es lebe der Miauismus!“ und gingen auseinander.

Was war das für Teufelswerk?

Das Problem der außerirdischen Zivilisationen und seine philosophischen Aspekte

Wir möchten ein uraltes und fundamentales Problem der Wissenschaft erörtern: Ist die Menschheit im Weltall allein, oder gibt es noch andere vernunftbegabte Wesen? . . . Wenngleich die grundlegende Frage, ob wir im Weltall allein sind, genauso unbeantwortet bleibt wie vor Jahrhunderten, hat sich die Fragestellung selbst radikal verändert. Ein grundlegender Wandel hat sich vor 20 bis 25 Jahren vollzogen. Dieser Wandel hängt mit der Revolution zusammen, die sich in den letzten zwei Jahrzehnten in der Astronomie und Biologie abgespielt hat. Das Wesen dieser Revolution besteht darin, daß die mit neuester Technik ausgerüstete moderne Astronomie eine Astronomie aller Wellenlängen geworden ist. Die enorme Erweiterung der Beobachtungsmöglichkeiten erlaubte es, völlig neue Gesetzmäßigkeiten im Weltall zu entdecken. Es wurde deutlich, daß das Weltall nichts Erstarrtes, ein für allemal Gegebenes ist, sondern ein erstaunliches Bild der Veränderlichkeit, einer fließenden Evolution sowie sprunghafter qualitativer Veränderungen bietet. Die moderne Astronomie ist durch und durch Evolutionsastronomie. Ausnahmslos alle kosmischen Objekte müssen in ihrer Entwicklung und in ihrer Wechselbeziehung mit anderen Objekten betrachtet werden. Diese Wechselbeziehungen weisen häufig eine erstaunliche Spezifik und unerwartete Eigenschaft auf. Ohne zu übertreiben kann man sagen, die gesamte Entwicklung der Astronomie im 20. Jahrhundert ist eine glänzende Bestätigung des dialektisch-materialistischen Weltbildes und schließt die naive metaphysische Konzeption völlig aus.

Eine der größten Errungenschaften der modernen Astronomie besteht darin, daß das Alter der verschiedenen Objekte im Weltall festgestellt wurde, und zwar mit ausreichender Genauigkeit . . .

Wenn die Sterne und Galaxien historische Erscheinungen sind, so muß das gleiche vom Leben im Weltall gesagt werden. Natürlich kann im Hinblick auf die frühen Entwicklungsstadien des Weltalls von Leben keine Rede sein. Das folgt allein schon aus der primitiven chemischen Zusammensetzung der „Feuerkugel“, die das damalige Weltall bildete. Wenn wir zudem die gewaltige Temperatur und die Tatsache in Betracht ziehen, daß es in dem Plasma der Feuerkugel keinerlei Moleküle geben konnte, dann erscheint diese Folgerung noch begründeter. Unser Sonnensystem bildete sich aus dem Gas-Staub-Nebel vor etwa fünf Milliarden Jahren. Die Galaxis war damals ebenso wie das Weltall etwa halb so alt wie jetzt, aber im wesentlichen ähnelte sie durchaus unserem heutigen Sternensystem. Das bedeutet nicht, daß sie genauso war wie heute. Viele Sterne (beispielsweise der Sirius oder die Wega) waren damals noch nicht entstanden. Aber eine Reihe fundamentaler Merkmale der Galaxis — die Ausmaße, die Spiralstruktur, die totale Leuchtkraft, der Inhalt des interstellaren Gases — waren etwa wie heute.

Leben entstand auf der Erde in seinen primitivsten Formen bereits vor drei Milliarden Jahren. Wird es sich auf der Erde unbegrenzt weiterentwickeln? Auf diese direkte Frage kann die moderne Wissenschaft heute eine durchaus begründete Antwort geben: Wenn das vernunftbegabte Leben nicht höchste Stufen seiner Entwicklung erreicht und nicht zu einem kosmischen Faktor wird (siehe unten), muß das Leben auf der Erde nach einem riesigen, aber endlichen Zeitraum von 5—6 Milliarden Jahren zu existieren aufhören. Die Sonne wird nämlich dann die Vorräte an Kernbrennstoff erschöpft haben und sich „aufzublasen“ beginnen; ihre Ausmaße vervielfachen sich. Zwar sinkt die Temperatur an der Oberfläche, aber die Stärke ihrer Ausstrahlung vervielfacht sich entsprechend der größeren Oberfläche, und das wirkt sich verhängnisvoll auf die Entwicklung und die Existenz des Lebens auf der Erde aus. Die Temperatur an der Oberfläche unseres Planeten wird dann nämlich 1 000 °C übersteigen. Wenn aber in dieser von uns so weit entfernten Zukunft vernunftbegabtes Leben nicht nur erhalten bleibt, sondern sich wesentlich entwickelt, könnte die Menschheit von der Sonne entfernte Planeten und Asteroiden kolonisieren und sie künstlich umgestalten. Dazu wird durchaus genügend Zeit sein, denn die Umwandlung der Sonne in einen roten Riesen ist ein außerordentlich langsamer, keineswegs katastrophenartiger Prozeß. Allerdings wird sich nach weiteren Hundert Millionen Jahren dieser rote Riese, nachdem er seine äußere Hülle abgeworfen hat, in einen „weißen Zwerg“ verwandeln. Sobald dieser erkaltet ist, wird er überhaupt zu strahlen aufhören (Stadium des „schwarzen Zwerges“).

Vorläufig war nur vom Leben auf der Erde die Rede. Es ist aber doch durchaus wahrscheinlich, daß unser Planet nicht der einzige Ort für Leben und auch nicht der einzige Ort für vernunftbegabtes Leben ist. Es ist keineswegs abwegig anzunehmen, daß das Leben auch im „Weltallmaßstab“ eine historische Erscheinung ist. Daß es in den frühen Entwicklungsstadien des Weltalls kein Leben geben konnte, sagten wir bereits. Ich halte es ebenfalls für recht logisch, daß das Leben, wenn es bestehenbleibt, nach vielen Milliarden Jahren ein qualitativ anderes sein wird.

Jetzt müssen wir klären, was wir eigentlich unter den grundlegenden Begriffen „Leben“ und „Vernunft“ verstehen. Das ist keineswegs eine elementare Frage. Wenn wir z. B. über Leben im Maßstab nicht nur unseres Planeten Erde, sondern des gesamten Weltalls sprechen, dann ist die bekannte Definition des Lebens als Daseinsweise von Eiweißkörpern unzureichend, denn diese erfaßt nur die wesentlichen Merkmale des irdischen Lebens. Es ist aber doch die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß in entfernten Welten Leben auf einer ganz anderen Basis (also nicht auf Kohlenstoffbasis) existiert. Angesichts dessen halte ich die von A. A. Ljapunow stammende „funktionale“ Definition des Lebens für die beste: „Leben ist ein solcher hochstabiler Zustand des Stoffes, der für die Ausarbeitung von Erhaltungsreaktionen Information verwendet, die in den Zu-

ständen der einzelnen Moleküle kodiert ist.“ . . . Die kybernetische Betrachtungsweise dieses Problems erlaubt die wichtige Schlußfolgerung, daß kein *prinzipieller* Unterschied zwischen einem „natürlichen“ vernunftbegabten Wesen und einem speziell hergestellten künstlichen Apparat besteht. Für die Modellierung beliebig komplizierter, darunter auch „vernunftbegabter“, Systeme gibt es prinzipiell keine Grenze.

Jetzt wollen wir die grundlegende Frage untersuchen: Wieviel hochentwickelte Zivilisationen kann es in der Galaxis geben? Wir wollen die Größe mit N bezeichnen. Es ist leicht einzusehen, daß N als ein Produkt mehrerer Faktoren (Formel von Drake) dargestellt werden kann:

$$N = n \cdot P_1 \cdot P_2 \cdot P_3 \cdot P_4 \cdot t_1/T$$

Hier bedeuten: n — Anzahl aller Sterne in der Galaxis, P_1 — die Wahrscheinlichkeit, daß ein Stern ein Planetensystem besitzt, P_2 — die Wahrscheinlichkeit der Entstehung von Leben auf einem Planeten, P_3 — die Wahrscheinlichkeit, daß das Leben im Evolutionsprozeß auf einem Planeten zu vernunftbegabtem Leben wird, P_4 — die Wahrscheinlichkeit, daß das vernunftbegabte Leben in seinem Entwicklungsprozeß das „technologische“ Stadium erreicht, das mit der Erkenntnis der objektiven Gesetze der Natur und deren aktiver Umwandlung verbunden ist, t_1 — die durchschnittliche Dauer der Ära der technologischen Entwicklung, T — die Größenordnung des Alters der Galaxis. Der Faktor t_1/T ist notwendig, damit N die Anzahl der in unserem Sternensystem *gleichzeitig* existierenden planetarischen Zivilisationen ausdrückt.

Vor allem muß betont werden, daß der Terminus „Wahrscheinlichkeit“ in unserem Fall nicht den gewöhnlichen mathematischen Sinn hat. Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitstheorie setzt die Existenz einer statistischen Gesamtheit voraus. Vorerst kennen wir ausreichend genau nur ein einziges Planetensystem — unser Sonnensystem. Und wir kennen nur einen einzigen Planeten, auf dem Leben entstanden ist, welches Bewußtsein hervorgebracht hat. Die gesamte Entwicklungsgeschichte des Lebens ist nicht wiederholbar, sie kann nicht „von neuem durchgespielt“ werden. Von welchen Wahrscheinlichkeitsabschätzungen kann dann überhaupt die Rede sein? Die „Wahrscheinlichkeiten“ P_1 , die in der Formel auftreten, sind mehr oder weniger subjektive Experteneinschätzungen. Daraus erklärt sich auch der Terminus für derartige Wahrscheinlichkeitsbewertung: „subjektive Wahrscheinlichkeit“.

Trotz aller Subjektivität sind solche Bewertungen nicht sinnlos. Entscheidend ist nämlich, daß der Fortschritt der Wissenschaft eine deutlich ausgeprägte Tendenz zur Umwandlung der „subjektiven“ in „objektive“ Wahrscheinlichkeiten aufweist. Ich möchte dies an einem einfachen und zugleich wichtigen Beispiel erläutern. Noch vor 35 Jahren hatte die Größe P_1 den Charakter „subjektiver Wahrscheinlichkeit“. . . Nach der damals herrschenden kosmogonischen Konzeption von Jeans stellt unser Sonnensystem ein äußerst seltenes, praktisch ein-

maliges Phänomen unter den Hunderten Milliarden zur Galaxis gehörenden Sternen dar. Jeans . . . hielt die Entstehung des Sonnensystems für das Resultat eines außerordentlich seltenen Ereignisses — der Begegnung der Sonne mit einem anderen Stern. Wenn man berücksichtigt, daß der mittlere Abstand zwischen den Sternen millionenmal so groß ist wie der Durchmesser der Sterne und daß die Relativgeschwindigkeiten der Sterne die Größenordnung von einigen Dutzenden Kilometer in der Sekunde haben, dann läßt sich leicht zeigen, daß sich die Zahl von Sternbegegnungen in der gesamten Geschichte der Galaxis an den Fingern einer Hand abzählen läßt (mit Ausnahme eines kleinen Bereichs in der Umgebung des Zentrums der Galaxis, wo auf Grund der im Vergleich zur Umgebung der Sonne wesentlich größeren Sternendichte die Wahrscheinlichkeit der Begegnung von Sternen größer ist) . . .

Der amerikanische Astronom van de Kamp gelangte bei der Analyse der Eigenbewegung eines der uns nächsten Sterne, des Barnardschen Pfeilsterns, zu der Feststellung, daß diese Bewegung nicht geradlinig verläuft, sondern wellenförmig ist. Das erklärt sich aus dem Vorhandensein von (unsichtbaren) Satelliten, deren Anziehungskraft auf Barnards Stern wirkt. Eine solche Erscheinung war für die Astronomen nichts Neues. In früher entdeckten Fällen dieser Art hatte sich stets herausgestellt, daß sehr kleine, schwach strahlende Sterne, deren Masse die Masse des größten Planeten unserer Sonne, des Jupiters, um das Zehnfache übersteigt, die Ursache des Wellencharakters der Sternbewegung sind. Bei Barnards Stern ergab jedoch eine sehr sorgfältige Analyse, daß sich um diesen Stern drei unsichtbare Satelliten bewegen, deren Masse der Masse des Jupiters sehr nahekommt. Die Masse des größten Satelliten beträgt das 1,26fache der Jupitermasse. Ein Umlauf um Barnards Stern dauert 24,8 Jahre und der Abstand vom Zentralgestirn beträgt 4,5 astronomische Einheiten, fast ebensoviel wie der Abstand zwischen Jupiter und Sonne. Die Masse der beiden anderen Satelliten ist kleiner als die des Jupiters (das 0,63- bzw. 0,89fache), die Umlaufperioden betragen 12,5 bzw. 6,1 Jahre und der Abstand zum Zentralgestirn 2,9 bzw. 1,8 astronomische Einheiten. Es ist durchaus möglich, daß im System von Barnards Stern noch einige weniger massereichen Satelliten existieren, die sich aus einer Analyse der Bewegung dieses Sterns nicht ermitteln lassen.

Ein kosmischer Körper mit einer Masse, die geringer ist als die des Jupiters, ist aber schon kein Stern mehr. Mit anderen Worten: ein solches Objekt kann kein selbstleuchtender Körper sein. Die Temperatur in seinem Inneren beträgt lediglich einige Hunderttausend Grad, während die Temperatur im Inneren normaler Sterne viele Millionen Grad beträgt. Die relativ niedrige Temperatur im Innern der kosmischen Objekte mit kleiner Masse läßt keine Kernreaktionen zu, die mit Freisetzung von Energie einhergehen. Andere Energiequellen (beispielsweise allmähliche Kontraktion des kosmischen Objekts) gibt es in diesem Fall auch nicht. Folglich ähnelt ein solches Objekt durchaus den großen Planeten vom Typ des Jupiters und des Saturns. Der Hauptteil des Drehim-

pulses bei Barnards Stern ist in der Bahnbewegung seiner Planeten konzentriert. In dieser Hinsicht ähnelt das System von Barnards Stern durchaus unserem Sonnensystem. Astronomische Beobachtungen haben somit bewiesen, daß einer der uns nächsten Sterne ein *Planetensystem* hat.

Deshalb kann man mit sehr großer (keineswegs subjektiver) Wahrscheinlichkeit behaupten, daß in unserer Galaxis Planetensysteme außerordentlich verbreitet sind. Zu demselben Ergebnis kann man mit Hilfe einer indirekten Methode gelangen — indem man die Achsendrehung von Sternen verschiedener Spektralklassen analysiert. Diese Drehung, die bei relativ heißen Sternen sehr schnell erfolgt, verlangsamt sich beim Übergang zu Sternen vom Typ der Sonne und noch kälteren Sternen sehr stark, nahezu sprunghaft. Würde der gesamte Drehimpuls des Sonnensystems (der, wie oben erwähnt, vorwiegend in der Bahnbewegung der Planeten enthalten ist) auf die Sonne übertragen, müßte sich deren Rotationsgeschwindigkeit auf das 50fache vergrößern und sich der Rotationsgeschwindigkeit heißer Sterne annähern. Daraus könnte man durchaus begründet folgern, daß sich die geringen Rotationsgeschwindigkeiten der relativ kalten Zwergsterne so erklären, daß diese von Planeten umgeben sind, welche fast den gesamten Drehimpuls in sich aufnehmen. Im Zusammenhang mit dieser Erkenntnis geht die Größe P_1 aus einer „subjektiven Wahrscheinlichkeit“ in eine objektive Wahrscheinlichkeit über. Ich schätze, daß die Größe P_1 größer als 0,01 ist. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie größer als 0,1 ist. Das heißt, in unserer Galaxis muß es mindestens einige Milliarden Planetensysteme geben.

Leider steht es um die Schätzung der übrigen Größen P_1 , die in obige Formel eingehen, weitaus schlechter. Schwierigkeiten ergeben sich schon bei der Bewertung der Größe P_2 — der „subjektiven Wahrscheinlichkeit“ des Entstehens von Leben auf einem Planeten. Es ist offensichtlich, daß nicht auf jedem Planeten Leben entstehen kann. Ein überzeugendes Beispiel dafür ist unser Planetensystem. Man kann heute mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß von allen Planeten des Sonnensystems die Erde der einzige ist, der Leben hervorgebracht hat. Noch vor anderthalb Jahrzehnten waren wir weit größere Optimisten. Die Untersuchungen, die mit Hilfe sowjetischer und amerikanischer automatischer interplanetarischer Stationen vorgenommen wurden, ergaben, daß die natürlichen Bedingungen auf dem Mars außerordentlich lebensunfreundlich sind und daß auf der Venus ein gewaltiger atmosphärischer Druck und eine hohe Temperatur herrschen sowie eine für das Leben ungünstige chemische Zusammensetzung der Atmosphäre besteht. Aber gerade diese Planeten galten lange Zeit als mögliche Träger von Leben in unserem Sonnensystem. Man konnte niemals ernsthaft über die Existenz von Leben auf dem stark erhitzten Merkur debattieren, einem Planeten, auf dem Blei schmelzen würde, oder über die Existenz von Leben auf den kalten, mit giftigen Gasen angefüllten Riesenplaneten, die keine feste Oberfläche und keine Hydrosphäre haben. (Einige gar zu optimisti-

sche Wissenschaftler hatten allerdings behauptet, daß auf solchen Planeten Leben möglich ist.) Im allgemeinen ist recht klar, daß eine Reihe günstiger Faktoren zusammentreffen muß, damit auf einem Planeten Leben entstehen kann. Der Planet muß ein entsprechendes Volumen und eine entsprechende Masse haben, eine für die Entstehung von Leben günstige Temperatur (die hauptsächlich von seiner Entfernung vom Zentralgestirn abhängt); offensichtlich ist auch das Vorhandensein einer Hydrosphäre und schließlich die Zusammensetzung der Atmosphäre sehr wichtig.

Das Problem besteht darin, daß die heutige Wissenschaft keine Antwort auf die Frage geben kann, wie das Leben auf der Erde entstanden ist. Will man eine wissenschaftlich begründete Antwort geben, dann muß man weitaus tiefer in den „Mechanismus“ des Lebens eindringen. Vor der Entstehung der Molekularbiologie, zu der Zeit, als die Biologen sich noch nicht mit dem genetischen Kode beschäftigten, konnte man meiner Meinung nach überhaupt nicht ernsthaft über mögliche Wege der Entstehung des Lebens auf der Erde sprechen. Die Entstehung von Leben ist eine *qualitative* Veränderung in der Entwicklung der Materie, eine Veränderung, der langwierige quantitative Transformationen zugrunde liegen. In der Vergangenheit wurde diese außerordentlich wichtige Seite des Problems im Grunde genommen außer acht gelassen. Die Aufmerksamkeit wurde auf die unter natürlichen Bedingungen möglichen Wege der Bildung jenes organischen Materials (beispielsweise von Aminosäuren) gerichtet, aus dem sich lebender Stoff aufbaut. Aber eine Menge noch so komplizierter organischer Verbindungen ist noch kein Leben. Man muß vor allem begreifen, wie aus solchen „Blöcken“ eine „Maschine“ mit ihren Fähigkeiten zur Selbstduplikation sowie zur Mutation und anderen Wundern der lebenden Natur entstanden ist. Die gewaltige Kluft zwischen den primitivsten Lebensformen (beispielsweise den Viren) und den Verbindungen kompliziertester, aber dennoch toter organischer Stoffe ist bisher noch nicht ausgefüllt. Daher kann man keineswegs ausschließen, daß die erste lebende Substanz auf der Erde zufällig entstanden ist oder sogar in Form von Sporen aus dem Weltraum auf die Erde gelangte. Es ist aber durchaus auch möglich, daß damals auf der Erde so günstige natürliche Bedingungen zusammentrafen, daß das Leben mit Notwendigkeit entstehen mußte. Darin eben liegt die Schwierigkeit des Problems, daß wir beim gegenwärtigen Entwicklungsstand der Wissenschaft noch nicht zwischen diesen extremen Möglichkeiten entscheiden können. Die Situation ist auch deshalb so kompliziert, weil dieses Problem zumindest in den nächsten Jahrzehnten, wenn nicht Jahrhunderten, mit den Mitteln der Astronomie und Kosmonautik nicht zu lösen sein dürfte. Das geht schon daraus hervor, daß wir auch heute nach so vielen Jahren der Forschung keine hundertprozentig eindeutige Antwort auf die Frage geben können, ob Leben auf dem Mars existiert. Um so weniger ist zu erwarten, daß die unvergleichlich schwierigeren astrobiologischen Untersuchungen der uns am nächsten liegenden Planetensysteme eine Lösung

bringen. Angesichts dessen müssen wir meines Erachtens alle Hoffnungen auf die sich gegenwärtig so stürmisch entwickelnde Biologie setzen. Ich denke dabei an eine Modellierung der seinerzeit auf der Erde bestehenden Bedingungen (übrigens ist unser Wissen von diesen Bedingungen noch völlig unzureichend) und an den Versuch, unter solchen Bedingungen künstlich Leben hervorzurufen. Wenn dieses Problem experimentell gelöst sein wird, kann man die Größe P_2 vernünftig bewerten.

Die Größe P_2 kann also innerhalb weitester Grenzen liegen. Sie kann verschwindend klein sein (wenn das Leben auf der Erde zufällig entstanden ist) — das ist die „pessimistische“ Variante. Aber nach der „optimistischen“ Variante kann sie nahezu Eins sein, eben dann, wenn das Leben auf Planeten vom Typ der Erde mit Notwendigkeit entsteht. Mehr können wir heute nicht sagen.

Gehen wir jetzt zur Bewertung der Größe P_3 über. Hier stehen wir meines Erachtens vor einem weniger schwierigen Problem. Ein allgemeines Gesetz sowohl der nichtlebenden Natur (des Weltalls) wie auch der lebenden Natur (des Lebens auf der Erde) ist die Entwicklung vom Einfachen zum Komplizierten. Diese Entwicklung verläuft dialektisch: Quantitative Veränderungen führen zu qualitativ neuen Formen der sich bewegenden Materie. Daher ist es nicht verwunderlich, daß in einer bestimmten Evolutionsetappe des Lebens auf der Erde Wesen entstanden, die primitive Arbeitswerkzeuge und Jagdwaffen als Mittel im Existenzkampf nutzen. Die weitere Entwicklung dieser Gattung, ihre allmähliche Befreiung vom rein biologischen Evolutionsweg führte dazu, daß sich auf der Erde vernunftbegabte Wesen herausbildeten. Ich möchte daher dem Symbol P_3 einen Wert zuordnen, der nahe bei Eins liegt. Natürlich ist das eine „subjektive Wahrscheinlichkeit“.

Weitaus schwieriger ist es, die Größe P_4 zu bestimmen. Es besteht Grund zu der Annahme, daß sie nicht sehr groß sein kann. In der Tat: Ist denn der technologische Entwicklungsweg der Zivilisation so sehr unvermeidlich? Die moderne Wissenschaft, die sich auf das Studium und die Beherrschung der Natur gründet, besteht erst etwas mehr als 350 Jahre (am Anfang dieses Prozesses steht Galilei, der als erster das Geheimnis der mechanischen Bewegung erkannte.) Zum „Überleben“ der Gattung ist die technologische Ära der Entwicklung der Zivilisation keineswegs obligatorisch. Im Gegenteil, sie kann sogar gefährlich sein. Denken wir nur an das gegenwärtig so akute Problem des Umweltschutzes, das nur auf dem technologischen Entwicklungsweg der Gesellschaft entstehen konnte. Daß die technologische Ära keineswegs unvermeidlich ist, kann man am Beispiel der antiken Sklavenhaltergesellschaft erkennen. Die Wissenschaft jener Zeit war dicht bis an die Erfindung der Dampfmaschine herangekommen. Aber die objektiven Umstände, vor allem die Sklavenhalterordnung, verhinderten den Eintritt einer technologischen Entwicklung, schoben ihn um anderthalb Jahrtausende hinaus. Ein anderes Beispiel ist die Geschichte Chinas.

Man kann sagen, daß sich die Zivilisation Chinas im Verlauf von Jahrhunderten für zu vollkommen hielt, als daß sie sich entwickelt hätte!

Ich möchte unterstreichen, daß eine Gesellschaft, die sich auf dem nichttechnologischen Entwicklungsweg bewegt, keineswegs als rückständig und primitiv anzusehen ist. Die Kultur einer solchen Gesellschaft kann höchste Stufen erreichen... Natürlich wird sich in einer solchen Gesellschaft eine Evolution vollziehen, es wird auch revolutionäre Sprünge geben, die durch Klassenwidersprüche bedingt sind; für uns aber ist wichtig, daß die Interessen dieser Gesellschaft und die vor ihr stehenden Aufgaben sich grundlegend von den Interessen der technologisch entwickelten Gesellschaft unterscheiden. Bemerkt sei noch, daß auch eine klassenlose Gesellschaft nicht den technologischen Entwicklungsweg einschlagen muß...

Wir wissen also keineswegs mit Sicherheit, ob die technologische Entwicklungs-
etappe des vernunftbegabten Lebens unvermeidlich ist. Die Größe P_4 ist also offensichtlich kleiner als Eins. Aber dennoch, das sagt uns unsere Intuition, kann P_4 nicht verschwindend klein sein. Auf jeden Fall ist die Unbestimmtheit der Größe P_2 bedeutend größer. Berücksichtigt man den Näherungscharakter unserer Bewertungen, dann kann man P_4 allerdings durchaus gleich Eins annehmen.

Wir kommen jetzt zu einem äußerst wichtigen Problem — zur Bewertung der Größe t_1 — der „Zeitskala“ einer technisch entwickelten und sich weiterentwickelnden Zivilisation. Diese Größe ist neben P_2 entscheidend für die Bestimmung der Menge der hochentwickelten Zivilisationen, die in der Galaxis gleichzeitig mit uns existieren. Zugleich muß der Wert von t_1 irgendwie mit dem wissenschaftlich-technischen Potential der Zivilisation, mit ihrer Fähigkeit zur radikalen Umwandlung unserer kosmischen Umgebung verbunden sein. Soviel ist klar, wenn t_1 groß ist, kann dieses Potential einen sehr hohen Wert annehmen. Bekanntlich ist in den letzten drei Jahrhunderten eine solche wichtige Charakteristik des wissenschaftlich-technischen Potentials der Gesellschaft wie die Energieerzeugung nach dem Exponentialgesetz gewachsen. Das „explosive“ Wachstum des wissenschaftlich-technischen Potentials macht unsere Gesellschaft in den nächsten Jahrhunderten und vielleicht sogar Jahrzehnten zweifellos zu einem kosmischen Faktor. Die ersten, wenngleich zaghaften Schritte in dieser Richtung hat die Menschheit bereits getan. Beispielsweise hat die Entwicklung des Fernsehens im Erdmaßstab zu einem unerwarteten Ergebnis geführt: Die Radiowellen des Meterbereichs, die im wesentlichen bei Fernsehübertragungen verwendet werden, werden nicht von der Ionosphäre der Erde reflektiert, sondern dringen ungehindert in den Weltraum. Berücksichtigt man die Menge der auf der Erde vorhandenen Fernsehübertragungsanlagen, ihre Senderleistung und Sendedauer, so ergibt sich, daß die Erde im Meterwellenbereich etwa millionenmal soviel Energie ausstrahlt wie auf natürlichem Wege, d. h. als ein Körper mit einer Temperatur im Bereich um 300 Grad Kelvin. Über dieses Beispiel

sollte man nachdenken. Die Tätigkeit der vernunftbegabten Wesen hat innerhalb weniger Jahre die Erde hinsichtlich ihrer Strahlungsenergie im Meterbereich auf den ersten Platz unter den Planeten vorrücken lassen. In dieser Hinsicht hat die Erde die Riesenplaneten Jupiter und Saturn überholt und steht sie (vorläufig!) nur noch hinter der Sonne zurück. Aber was wird nach einigen Jahrhunderten sein?

Schon bei den ersten Schritten in den erdnahen Weltraum demonstrierte die Menschheit ihren aktiven, umgestaltenden Charakter. Milliarden Jahre bewegte sich um die Erde ein einziger Satellit — der Mond. Aber wieviel Hunderte (vielleicht auch Tausende) künstliche Satelliten umkreisen jetzt die Erde? Bereits heute beginnt der Mensch den „Generalplan“ des Sonnensystems zu verändern. Zu den beiden natürlichen Satelliten des Mars kamen zwei künstliche hinzu. Allerdings werden sie nicht lange existieren und recht bald auf die Oberfläche des roten Planeten stürzen. Aber, wie es heißt, aller Anfang ist schwer. Bald wird es künstliche Satelliten der Venus geben, und danach werden auch die großen Planeten an der Reihe sein.

Kaum sind die Menschen in den erdnahen Weltraum vorgestoßen, entwickeln sie sofort kühne, auf den ersten Blick phantastisch anmutende Projekte. Dazu gehört beispielsweise das Projekt der Umwandlung der Atmosphäre der Venus durch Hinschaffen von Wasserstoff und Chlor, das Projekt der „Verlagerung“ von Asteroiden usw. Für eine fernere Zukunft werden noch kühnere Projekte aufgestellt, beispielsweise das Projekt von Dyson zur Schaffung einer gewaltigen Sphäre um die Sonne mit einem Radius von einer astronomischen Einheit, und zwar unter Ausnutzung des Materials der großen Planeten. Nach Ansicht von Dyson kann sich die Menschheit, für die die Erde bald zu eng sein wird, in dieser Sphäre ansiedeln. Nebenbei sei bemerkt, daß lange vor Dyson K. E. Ziolkowski ähnliche Ideen entwickelt hat.

Gegenwärtig entsteht der Eindruck, daß das wissenschaftlich-technische Potential, wenn es sich vielleicht auch nicht im beschleunigten, so doch im bisherigen Tempo weiterentwickelt, einen beliebig großen Wert annehmen kann. Aber ist das so? Es ist bereits ein Fehler, das gegenwärtige Wachstumstempo der Produktivkräfte und des wissenschaftlich-technischen Potentials über weite Zeiträume zu extrapolieren. Unsere Epoche ist eher eine Übergangszeit, nach der eine mehr oder weniger gleichbleibende Entwicklung einsetzt...

Aber wenngleich im Prozeß der unbegrenzten Expansion der Vernunft notwendigerweise Pausen eintreten, kann dennoch die Haupttendenz — die immer stärkere Eroberung des Weltraums — andauern. Die Entwicklung der Gesellschaft könnte aber auch völlig andere Interessen hervorrufen, wodurch das Interesse an der Eroberung des Weltalls verlorengehen würde.

Wir gelangen somit zu der Überzeugung, daß das Problem der außerirdischen Zivilisation und der Kontaktaufnahme mit ihnen weitgehend ein futurologisches Problem ist. Es handelt sich um Prognosen der Hauptentwicklungstenden-

zen der Gesellschaft, vor allem der klassenlosen Gesellschaft um einige Jahrhunderte voraus...

Die marxistische Untersuchung solcher Fragen wäre sehr wichtig, und zwar nicht nur im Hinblick auf das von uns erörterte Problem. Indes beschäftigen wir uns mit diesen Fragen nicht gründlich genug. Die Klassiker des Marxismus waren so kühn, ein Jahrhundert vorauszublicken, sie sahen darin den Sinn ihres Lebens und Handelns. Mögen sie unseren Philosophen, die sich diesem nicht leichten, ja undankbaren Problem zuzuwenden wagen, als Beispiel dienen. Aber vorerst beschäftigen sich bei uns und im Ausland nur utopische Schriftsteller — Lem, Bradburry und einige weniger talentierte Leute — mit der Zukunft.

Auf welche Fragen sollte die marxistische Zukunftsforschung eine Antwort geben? Vor allem muß man den Konflikt, den Widerspruch zwischen der Tendenz zum unbegrenzten Wachstum der Produktivkräfte und des wissenschaftlich-technischen Potentials der Gesellschaft auf der einen und der Beschränktheit der Ressourcen der Erde auf der anderen Seite untersuchen, insbesondere im Zusammenhang mit der Notwendigkeit, der katastrophalen Zerstörung der Umwelt Einhalt zu gebieten. Bereits heute müssen hochentwickelte Länder auf des Messers Schneide balancieren, so daß dieses Problem schon gar nicht mehr so futurologisch ist. Man muß auch Klarheit in einer anderen Frage schaffen: Ist eine Entwicklung (nicht Stillstand, sondern *Entwicklung*) ohne quantitatives Wachstum der Produktivkräfte denkbar? Was heißt „quantitative“ und nur qualitative Entwicklung der Produktivkräfte der Gesellschaft? Heute ist die Ansicht recht verbreitet, eine solche Gesellschaft müsse unweigerlich degenerieren. Ist das wirklich so? Und noch eine Frage: Widerspricht die These von der Unvermeidlichkeit des Untergangs jeder Gesellschaft in mehr oder weniger ferner Zukunft den Leitsätzen der Philosophie des Marxismus? Engels war der einzige, der über diese Frage nachgedacht hat (siehe dazu die Einleitung zur „Dialektik der Natur“). Seine Antwort läuft darauf hinaus, daß hier kein Widerspruch vorliegt. Ich halte den Standpunkt von Engels für ein Musterbeispiel der Dialektik. Eeben deshalb hat die Größe t_1 in der Formel von Drake einen echten Sinn. Das ganze Problem besteht darin, wie groß t_1 ist.

Auf dem Symposium von Bjurakan über die außerirdischen Zivilisationen wurde von unseren amerikanischen Kollegen zu diesem Problem sehr viel gesagt. Die sowjetische Seite hat sich an dieser Diskussion nicht beteiligt. Leider waren in unserer Delegation keine Experten für diese Fragen vertreten. Die Amerikaner redeten viel von einem „verlorenen Interesse“ für die kosmische Expansion, über die Möglichkeit, auf der Erde in Zukunft ein „sorgloses“ und sich nicht mehr entwickelndes „goldenes Zeitalter“ zu errichten, ein „inneres Polynesien“ usw. Offensichtlich fehlt diesen mitunter recht interessanten Überlegungen die wissenschaftliche Grundlage. Sie müßten kritisiert werden. Aber wer kann dies sachkundig und konkret tun? Hier zeigte sich wieder einmal, wie

wichtig es für die marxistischen Philosophen ist, Zukunftsprobleme zu durchdenken. Tun sie es nicht, überlassen wir diesen wichtigen ideologischen Bereich unseren Gegnern.

Ich gehe jetzt zur Bestimmung der Größe t_1 über. Die Auffassungen dazu kann man in zwei Gruppen einteilen. Die Verfechter des einen Standpunkts nehmen eine „kurze“ Dauer der technologischen Phase in der Entwicklung der Gesellschaft an, in der Größenordnung von Tausenden oder auch nur Hunderten von Jahren. Man beruft sich dabei auf das zu schnelle Entwicklungstempo unserer Zivilisation in den letzten zwei Jahrhunderten, das ernsthafte Krisen, die Gefahr der Erschöpfung der materiellen Ressourcen sowie eine nicht wieder rückgängig zu machende Umweltverschmutzung heraufbeschwört und möglicherweise die Interessen der Gesellschaft in völlig andere Richtungen lenkt (z. B. könnte das Interesse an einer unbegrenzten kosmischen Expansion verlorengehen.) Daraus wird abgeleitet, daß der Faktor t_1/T in der Formel von Drake einen sehr kleinen Wert in der Größenordnung 10^{-7} hat. Anhänger einer „langen Skala“ sind so „optimistisch“, daß sie annehmen, der Faktor t_1/T weiche nur wenig von Eins ab. Die meisten Überlegungen zu dieser Frage, darunter auch meine eigenen, enthalten den Versuch, eine „kurze Skala“ zu begründen. Es gibt eindeutig mehr „Pessimisten“ als „Optimisten“. Vom Standpunkt der ersteren kann die Gesamtmenge der gleichzeitig mit uns existierenden technologisch entwickelten Zivilisationen in der Galaxis nicht größer als einige hundert sein. Es läßt sich indes auch eine Art Kompromiß zwischen den Standpunkten der „Pessimisten“ und der „Optimisten“ finden.

Da eine ausgearbeitete marxistische Futurologie fehlt, wollen wir uns folgendermaßen behelfen: Nehmen wir an, den sich unabhängig voneinander entwickelnden technologischen Zivilisationen drohen Krisen verschiedener Art, von denen manche den Untergang der betreffenden Zivilisation hervorrufen können. Dennoch besteht eine bestimmte Wahrscheinlichkeit, daß einige (vielleicht auch nur ganz wenige) der Zivilisationen in der Lage sein werden, die Krisensituationen zu überwinden und sich unbegrenzt (genauer, „praktisch unbegrenzt“) zu entwickeln, ihr wissenschaftlich-technisches Potential exponentiell zu vergrößern, indem sie die gewaltigen stofflichen und energetischen Ressourcen ihres kosmischen Milieus ausnutzen. Wenn die Menge der Zivilisationen in unserem Sternensystem ausreichend groß ist, dann kann man natürlich annehmen, daß die Zahl der technologischen „Superzivilisationen“ nicht gleich Null ist. Solche Superzivilisationen können eine Zeitskala t_1 haben, die die mittlere Existenzzeit der „gewöhnlichen“ Zivilisationen (etwa vom Typ der auf der Erde bestehenden Zivilisation) wesentlich übertrifft. Das bedeutet, daß auf Grund des großen Wertes des Faktors t_1/T ein großer Teil der gleichzeitig existierenden Zivilisationen Superzivilisationen sein können. Der Maßstab ihrer Tätigkeit muß ein wahrhaft kosmischer sein. Im Prinzip — wenn man berück-

sichtigt, daß die für die Vergrößerung des wissenschaftlich-technischen Potentials charakteristische Zeit stets wesentlich kürzer ist als jede beliebige „natürliche“ kosmogonische Skala — sind hier zwei Typen von Zivilisationen möglich: einmal die sogenannte Zivilisation vom Typ II, die sich die stofflichen und energetischen Ressourcen „ihres“ Zentralgestirns und „ihres“ Planetensystems angeeignet hat, zum anderen die Zivilisation vom Typ III, die im Besitz aller Ressourcen „ihres Sternensystems“ ist. Dieser Klassifikation zufolge, die vor einigen Jahren von N. S. Kardaschew vorgeschlagen worden ist, gehören Zivilisationen, die ihrem Niveau nach unserer, der irdischen Zivilisation mehr oder weniger ähnlich sind, zum Typ I.

Recht aufschlußreich für das Entwicklungsniveau einer technologischen Zivilisation ist das Niveau der Energieerzeugung. Für die irdische Zivilisation erreicht dieses Niveau bald die Größe $\approx 10^{20}$ erg/sec. Es sei erwähnt, daß die Energie der auf unseren Planeten auftreffenden Sonnenstrahlung von der Größenordnung 10^{24} erg/sec ist. Eine weiterhin starke Vergrößerung der Energieerzeugung auf der Erde kann zur Störung des energetischen Gleichgewichts der Erde als eines kosmischen Körpers führen. Die mittlere Temperatur unseres Planeten wird sich um einige Grad erhöhen, was die verhängnisvollsten Auswirkungen haben wird (beispielsweise schmilzt das Eis der Antarktis).

Eine Zivilisation vom Typ II kann, sobald sie verschiedenartige Krisensituationen überwunden haben wird, Energie bis 10^{33} erg/sec und die gewaltigen Ressourcen an Stoff (beispielsweise der „unnützen“ großen Planeten, falls solche im jeweiligen Planetensystem vorhanden sind) ausnutzen. Selbstverständlich müssen die Träger der Zivilisation dieses Typs sich „ihr“ Planetensystem vollständig aneignen und es umwandeln. Obgleich eine solche Situation auf den ersten Blick phantastisch anmutet, kann man sich leicht davon überzeugen, daß, wenn ein solcher Prozeß der Umwandlung des Planetensystems begonnen hat und die Aneignung der Ressourcen des näheren Kosmos in einem recht langsamen Tempo erfolgt (z. B. eine Verdopplung der materiellen Ressourcen und der Verarbeitung der Sternenenergie in hundert Jahren), bis zur vollständigen Umwandlung des Planetensystems eine — nach astronomischen Begriffen — verschwindend kurze Zeit von lediglich einigen tausend Jahren nötig sein wird. Wir würden in diesen Zeitraum auch den „Übergangs“prozeß des allmählichen Herausgehens der Zivilisation in den Kosmos und seiner relativ langsamen Aneignung einbeziehen. Was aber kann man von den Zivilisationen des Typs II sagen, die eine Energetik in der Größenordnung 10^{42} erg/sec aufweisen und ihre Galaxien in Zeiträumen umgewandelt haben, die Millionen Jahre nicht übersteigen (solche Zeiträume werden vor allem durch die Ausmaße der Galaxien bestimmt, die sich auf Hunderttausende von Lichtjahren belaufen)?

Wenngleich die Annahme einer möglichen Existenz von Zivilisationen des zweiten und dritten Typs im Weltall phantastisch ist, kann man ihr nicht die Logik absprechen. Diese Annahme folgt mit Notwendigkeit aus der zu beobachtenden

Entwicklungstendenz unserer technologischen Zivilisation und aus der optimistischen These von der Möglichkeit einer Überwindung aller Krisen- und Konfliktsituationen, auf die eine solche Entwicklung stößt. Und dennoch wird in solchen Überlegungen die Logik nicht bis zum Ende durchgehalten, denn es erhebt sich die naive Frage: Aber warum soll eigentlich bei den Zivilisationen des Typs III Schluß sein? Warum soll man sich nicht eine noch grandiosere Expansion der Vernunft vorstellen? Warum soll man sich z. B. nicht eine von der Vernunft umgewandelte Ansammlung von Galaxien vorstellen, die Hunderte Mitglieder und Ausmaße von Dutzenden Millionen Lichtjahren hat? Und kann nicht überhaupt solch ein explosiver Expansionsprozeß der Vernunft wenn nicht das ganze (dafür reicht ihre Zeit nicht), so auf jeden Fall einen beträchtlichen Teil des Weltalls erfassen, vielleicht sogar jenen Teil des Weltalls, in dem wir uns befinden? Ein denkender Mensch, der sich Philosoph nennt, kann meines Erachtens dieses Problem nicht einfach als Phantasterei abtun.

Unten kehren wir nochmals zur Frage nach den Entwicklungswegen der Zivilisationen vom zweiten und dritten Typ zurück. Jetzt wollen wir auf eine wichtige Folge des wissenschaftlich-technischen Fortschritts der Zivilisationen, die den technologischen Entwicklungsweg eingeschlagen haben, etwas näher eingehen. Es handelt sich um den Fortschritt der Radiophysik, die selbst beim gegenwärtigen Stand der technologischen Entwicklung der Zivilisation auf der Erde die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Zivilisationen eröffnet, welche durch astronomische Entfernungen voneinander getrennt sind. Leistung und Empfindlichkeit der modernen Mittel der Radiophysik erlauben eine *einseitige* Verbindung zwischen Sendern und Empfängern, die einige hundert Lichtjahre voneinander entfernt sind. Erinnern wir uns daran, daß nach der „pessimistischen“ Einschätzung (die Gesamtmenge der technologisch entwickelten Zivilisationen beträgt danach einige tausende) die uns am nächsten liegende Zivilisationen rere tausend Lichtjahre von uns entfernt wäre.

Aber wir sind bei der Einschätzung der Möglichkeiten der Radiophysik für die interstellare Kommunikation vom *gegenwärtigen* Stand dieses Gebiets der Technik ausgegangen. Wenn nun das technologische Niveau der die Signale aussendenden Zivilisation das gegenwärtige irdische Niveau wesentlich übertrifft, kann sich die Situation beträchtlich verändern. So könnten mit den gegenwärtigen irdischen Mitteln Signale von einer Zivilisation des Typs II selbst dann festgestellt werden, wenn sich diese Zivilisation beispielsweise im Andromedanebel befindet, also in einer Galaxis, die zwei Millionen Lichtjahre von uns entfernt ist. Das heißt, schon heute ist ein systematisches, wissenschaftlich geplantes Suchen nach Signalen von außerirdischen Zivilisationen keineswegs sinnlos. In diesem Zusammenhang ergeben sich eine ganze Reihe von Fragen rein technischer Art (auf die in diesem Artikel nicht eingegangen werden kann) und ein sehr wichtiges und interessantes philosophisches Problem: Werden wir diese Signale (wenn sie einst festgestellt werden) verstehen können? Dieses

keineswegs einfache Problem hängt mit der Widerspiegelungstheorie zusammen. Bekanntlich widerspiegelt das Bewußtsein die objektiv existierenden Gesetzmäßigkeiten der Natur. Es ist naheliegend anzunehmen, daß eine solche Widerspiegelung bei den einzelnen Zivilisationen verschieden verläuft, bedingt durch die biogenetische und soziale Geschichte der betreffenden Zivilisation. Einen extremen Standpunkt vertritt beispielsweise B. N. Panowkin, der die Möglichkeit einer Entschlüsselung von Radiosignalen außerirdischer Zivilisationen im Grunde ausschließt. Ich halte diese Auffassung für ebensowenig begründet wie die extrem optimistische Ansicht jener Forscher, die hier keinerlei Problem sehen. Die Frage nach der Möglichkeit der Entschlüsselung kosmischer Signale künstlichen Ursprungs verlagert sich somit vor allem in das Gebiet der Erkenntnistheorie. Eine negative Antwort auf diese Frage läuft faktisch auf die These Kants von der prinzipiellen Unerkennbarkeit der Welt hinaus und ist für die marxistische Philosophie nicht akzeptabel. Es wäre interessant, dieses Problem aus der Sicht der Erkenntnistheorie näher zu analysieren...

Sehr wichtig ist die Frage nach den Kriterien, die es erlauben, künstliche Signale von Signalen natürlichen Ursprungs zu unterscheiden. Ein allgemeineres Problem ist das Problem des sogenannten kosmischen Wunders. Das heißt, können wir irgendwann, wenn außerordentlich ungewöhnliche kosmische Objekte festgestellt werden, mit Sicherheit behaupten, daß sie Zivilisationen des zweiten und dritten Typs tragen? Nach welchen Merkmalen kann man das tun? Daß das keineswegs einfach ist, zeigt die Entdeckung der Pulsare. Auf den ersten Blick sprach alles dafür, daß (nun endlich!) kosmische Radiosignale künstlichen Ursprungs festgestellt worden seien. Aber bald wurde klar, daß recht ungewöhnliche, aber dennoch natürliche kosmische Objekte entdeckt worden waren — Objekte, die sich schnell drehen, stark magnetische Neutronensterne. Damit derartige Fehleinschätzungen in Zukunft nicht wieder auftreten, habe ich auf dem Symposium in Bjurakan vorgeschlagen, bei Untersuchungen stets von der Annahme der Natürlichkeit beliebiger kosmischer Erscheinungen auszugehen. Das heißt, erst wenn alle Versuche erschöpft sind, eine Erscheinung als natürlich zu interpretieren, sollte man mit großer Vorsicht einen künstlichen Charakter in Erwägung ziehen. Natürlich kann man sich außerirdische Radiosignale künstlichen Ursprungs vorstellen — beispielsweise eine Impulsfolge, die im Dualsystem den Wert der Zahl mit außerordentlicher Genauigkeit überträgt. Hinsichtlich des Dualsystems kann man annehmen, daß es, wenn es auch nicht universell ist, so doch unter den außerirdischen Zivilisationen zumindest recht verbreitet sein wird. Jedoch kann die Struktur von Signalen von Zivilisationen, die sich auf einer grundsätzlich anderen biologischen Basis als wir entwickeln, durchaus natürlichem Rauschen ähneln.

Man darf sich jedoch nicht von den Schwierigkeiten schrecken lassen, die mit der Identifizierung und Entschlüsselung möglicher Signale von außerirdischen Zivilisationen zusammenhängen. Obwohl unter letzteren eine große Vielfalt

von Formen mit recht unterschiedlichen Systemen der Widerspiegelung der äußeren Welt denkbar ist, wird ein Teil von ihnen unserem System mehr oder weniger ähnlich sein. In der ersten Zeit werden wir uns wohl auf eine solche begrenzte Klasse von uns ähnlichen Wesen beschränken. In Anbetracht der außerordentlichen Subjektivität der verschiedenen Bewertungen der Größe P_1 dürfte eine solche Beschränkung kaum ins Gewicht fallen.

Ich komme jetzt auf die Frage nach der Möglichkeit der Existenz von Superzivilisationen des zweiten und dritten Typs im Weltall zurück. Wir müssen dabei einen wichtigen Umstand beachten. Es besteht wohl kein Zweifel, daß beim Übergang von Zivilisationen vom Typ I (d. h. von mehr oder weniger erdähnlichen Zivilisationen, die sich alle Ressourcen ihres Planeten angeeignet haben) zu Zivilisationen vom Typ II das vernunftbegabte Leben selbst qualitative Veränderungen durchmachen muß. Die Aufgaben und die „Ideologie“ einer solchen Superzivilisation unterscheiden sich doch radikal von denen der „gewöhnlichen“ Zivilisation. Obwohl wir heute natürlich nicht über die Besonderheiten der Superzivilisationen urteilen können, muß man meines Erachtens einen Umstand im Auge behalten: Die oben erwähnte qualitative Veränderung des vernunftbegabten Lebens kann darin bestehen, daß es künstliches Leben wird. Bereits heute wurden gewaltige Erfolge bei der Entwicklung elektronischer Rechenmaschinen erzielt. Der Fortschritt auf diesem Gebiet ist geradezu das Hauptmerkmal der heutigen wissenschaftlich-technischen Revolution. Und dieser Fortschritt vollzieht sich in einem wachsenden Tempo. Bereits heute werden eine ganze Reihe von Operationen, die früher das Privileg der Geistes-schaffenden waren, von Maschinen ausgeführt. Man kann als bewiesen annehmen, daß es keine Art Tätigkeit gibt, weder körperliche noch — was besonders wichtig ist — geistige, die im Prinzip nicht von Maschinen ausgeübt werden könnte. Die stürmische Entwicklung der Kybernetik hat prinzipiell unbegrenzte Möglichkeiten eröffnet, beliebig komplizierte materielle Systeme zu modellieren. Damit verschwindet die Grenze zwischen den „natürlichen“ und den „künstlichen“ vernünftigen Wesen. Die Vernunft löst sich gewissermaßen von ihrem biologischen Ursprung, bleibt allerdings Eigenschaft einer besonderen, sehr hochorganisierten Materie. Die wichtigste Eigenschaft des vernunftbegabten Lebens — seine Fähigkeit zur Entwicklung, zur Selbstvervollkommenung — ist nicht mehr Privileg des natürlich-biologischen Typs der Vernunft. Schon heute sind elektronische Rechenmaschinen zur Selbstvervollkommenung fähig. Bereits heute übertreffen die elektronischen Rechenmaschinen den Menschen bei einer so wichtigen Eigenschaft vernunftbegabter Wesen wie dem Gedächtnis.

Natürlich sind gegenwärtig die elektronischen Rechenmaschinen Produkte des menschlichen Geistes. Der Mensch hat die Maschine geschaffen und die Programme für sie entwickelt. Dieser Prozeß wurde durch die gesellschaftliche Praxis diktiert. Aber bereits heute können Menschen andere, vollkommeneren,

selbstlernende Maschinen projektieren. Immer mehr geistige und körperliche Tätigkeiten der Menschheit werden von kybernetischen Geräten ausgeführt werden. Das ist die Haupttendenz der wissenschaftlich-technischen Revolution — einer gesetzmäßigen Entwicklungsetappe der Gesellschaft, die den technologischen Weg eingeschlagen hat. Wir wollen hier nicht die keineswegs unwichtige Frage diskutieren, ob dies gut oder schlecht sei. Wichtig ist, daß dieser Prozeß unaufhaltsam ist. Mitte des nächsten Jahrhunderts können die denkenden Maschinen bei der Ausführung einzelner, darunter auch sehr wichtiger Operationen vollständige Selbständigkeit erlangen. Zu solchen Operationen gehören in erster Linie die Weltraumflüge, die Arbeit im Weltraum und überhaupt die Aneignung von Milieus, die dem Menschen fremd sind. Die leibliche Anwesenheit des Menschen im Weltraum ist im Grunde genommen etwas Unsinnes.

Der Mensch als biologische Gattung eignet sich trotz aller Anpassungsfähigkeiten nicht für das Leben und die Arbeit im Weltraum und überhaupt in einem derart fremden Milieu. Er kann beispielsweise nur bestimmte Strahlungsdosen aushalten. Sobald die Menschheit von einzelnen episodischen Flügen mutiger Kosmonauten zur systematischen Arbeit zur Umgestaltung des Weltalls und zur Aneignung seiner Ressourcen übergeht, brauchte man eine Armee von Menschen, was offensichtlich unpraktisch und vor allem gar nicht nötig ist. Diese Arbeit können durchaus spezialisierte kybernetische Geräte übernehmen, die bei unerwarteten Veränderungen selbständige Entscheidungen zu treffen vermögen.

Der Aufruhr der Roboter ist seit der Zeit des hervorragenden tschechischen Schriftstellers Karel Capek (von dem das Wort „Roboter“ stammt) ein beliebtes Sujet utopischer Schriftsteller. Die Widersprüche zwischen „natürlichem“ und „künstlichem“ Verstand wurden stets als antagonistisch hingestellt. Aber ist das so? Ich denke, lange Zeit werden beide Arten von Vernunft friedlich miteinander koexistieren, es wird sich eine Kombination von künstlichem und natürlichem Verstand ergeben. Im Grunde genommen zeichnet sich dieser Prozeß schon heute ab.

Wir meinen daher, daß die Träger der Superzivilisationen vom zweiten und dritten Typ künstliche vernünftige Wesen sein müssen. Künstliche Wesen sind natürlichen Wesen unter anderem durch ihre Langlebigkeit überlegen. Diese Eigenschaft hat beispielsweise für interstellare Flüge mit nichtrelativistischer Geschwindigkeit entscheidende Bedeutung. Wir können heute natürlich nichts Konkretes über die Existenz- und Entwicklungsbedingungen und über den Charakter der Tätigkeit von Superzivilisationen sagen, die auf der Grundlage künstlicher Vernunft funktionieren. Für uns hat nur die Tatsache prinzipielle Bedeutung, daß die materielle Grundlage des Bewußtseins keineswegs eine biologische sein muß.

Zum Abschluß meiner Ausführungen muß ich noch auf eine wichtige Frage ein-

gehen. Wenn im Weltall Superzivilisation vom Typ II und III existieren, warum hat man sie dann noch nicht entdeckt? Beispielsweise könnte der „nicht-natürliche“ Charakter eines Objekts, das Träger einer Zivilisation vom Typ III ist, mit den vorhandenen astronomischen Mitteln aus beliebiger Entfernung in der Metagalaxis festgestellt werden. Hier sind im Prinzip zwei Erklärungen möglich: a) Unsere Kriterien der Künstlichkeit sind sehr unvollkommen, und Objekte, die wir als natürlich ansehen (beispielsweise die vor 10 Jahren entdeckten Quasare), sind in Wirklichkeit Superzivilisationen vom Typ III; b) es gibt im Weltall keine Superzivilisationen. Ich neige zu der zweiten Erklärung. Bisher ist in den Quasaren und anderen Objekten aber auch gar nichts „Übernatürliches“, Rätselhaftes festgestellt worden. Zwar bleibt noch vieles unverständlich, doch m. E. werden die Astronomen und Physiker, geleitet von dem oben formulierten Prinzip der „Annahme der Natürlichkeit“, diese Probleme des Kosmos irgendwie klären. Ich muß jedoch unterstreichen, daß meine Einschätzung der Situation eine subjektive ist, da es zur Entscheidung dieser Frage vorerst ebenfalls keine objektiven Kriterien gibt. Wenn die Schlußfolgerung richtig ist, daß im Weltall keine Superzivilisationen vom zweiten und dritten Typ existieren, dann kann dies entweder bedeuten, daß auf dem technologischen Entwicklungsweg Krisen auftreten, die die Möglichkeit einer Transformation der Zivilisationen in Superzivilisationen ausschließen, oder daß das Leben im Weltall, insbesondere das vernunftbegabte Leben, eine äußerst seltene, vielleicht sogar einmalige Erscheinung ist.

Ich wiederhole, die zuletzt aufgestellte Behauptung ist nur eine ungenügend begründete Annahme. Dennoch wäre es vom Standpunkt der Philosophie interessant, sich die Frage zu stellen: Aber was ist, wenn wir im Weltall allein sind? Meines Erachtens widerspricht eine solche Behauptung nicht der Philosophie des dialektischen Materialismus. Würde irgendwann einmal bewiesen werden, daß wir im riesigen Weltall allein sind, dann würde davon die Philosophie des dialektischen Materialismus nicht im mindesten ins Wanken geraten. Nur der Astronom, der sich die räumlichen und zeitlichen Maßstäbe des Weltalls real vorstellt, kann das Ungeheuerliche der Idee von unserer kosmischen Einsamkeit und Einmaligkeit voll erfassen, und zwar einer Einmaligkeit nicht nur im Raum, sondern auch in der Zeit (denn was sind schon 350 Jahre technologische Ära im Vergleich zu den 10—15 Milliarden Jahren der Entwicklung des Weltalls). Wenn wir im Weltall einmalig wären, so würde dies im Grunde die Renaissance einer geozentrischen, ja sogar einer anthropozentrischen Philosophie bedeuten, natürlich auf einem unvergleichlich höheren Niveau, als dies im Mittelalter der Fall war.

Die Philosophen sollten über diese Probleme nachdenken.

Ein Überblick über Science Fiction

Seit den fünfziger Jahren hat die Verbreitung von Science Fiction in der BRD kontinuierlich zugenommen, sieht man von kurzen Stagnationsphasen einmal ab, so daß Science Fiction heute einen großen Teil der Massensliteraturproduktion ausmacht. Auch in nichtliterarischen Medien befindet sich die SF spätestens seit Mitte der sechziger Jahre ständig auf dem Vormarsch, was zum Beispiel der große Erfolg von Fernsehserien wie „Orion“ und „Raumschiff Enterprise“, Filmen wie „2001“ oder der „Planet der Affen“-Serie und zahlreichen Hörspielproduktionen hinlänglich belegt. Heute erscheinen in der BRD etwa 10 auf SF spezialisierte Taschenbuchreihen, fast genauso viele Heftreihen und zahllose SF-Einzelveröffentlichungen. Auch Verlage wie Fischer, dtv und Insel publizieren seit einiger Zeit Science Fiction.

Wenn im folgenden zunächst nur ein kurzer Abriss der anglo-amerikanischen SF-Geschichte versucht wird, so hat das zwei Gründe: Erstens hat die SF-Produktion in der BRD eine recht enge Beziehung zur amerikanischen SF; nach dem Zweiten Weltkrieg drangen im Zuge des Engagements von US-Kapital in der BRD auch die dominierenden amerikanischen SF-Syndikate erfolgreich in den westdeutschen Markt als Absatzgebiet für ihre Produkte ein. Zweitens sind die einheimischen Eigenproduktionen, die gemessen an der Flut der Übersetzungen ohnehin nur einen sehr geringen Teil der hier verbreiteten SF ausmachen, im wesentlichen an anglo-amerikanischen Vorbildern orientiert, übernehmen von dort Themen, Erzählweise und Ideologie. Allerdings bedeutet dies nicht, daß Science Fiction ein ausschließlich amerikanisches Phänomen ist. Heute lassen sich in zahlreichen Ländern durchaus eigenständige SF-Formen finden, als Beispiel sei hier nur auf Frankreich und Italien verwiesen¹; hinzu kommt die *Wissenschaftliche Phantastik* in den sozialistischen Staaten, die aber völlig andere Funktionen als die westliche Science Fiction wahrnimmt.

So betonten die Autoren wissenschaftlicher Phantastik aus sieben sozialistischen Ländern, die sich vom 11.—14. September 1973 in Poznan trafen, ihre schriftstellerische Möglichkeit und Verantwortung, an der Gestaltung der Zukunft im Sinn der Humanisierung teilzunehmen. In der Abschlusserklärung des internationalen Autorentreffens wird die Überzeugung ausgedrückt, „daß wissenschaftlich-phantastische Literatur von hohem künstlerischem Wert den Idealen des Friedens und der Entwicklung des Sozialismus dient. Der Friedenskampf der sozialistischen und anderen Staaten, alle Völker der Welt,

¹ Beiträge zu der Entwicklung phantastischer Literatur veröffentlicht vor allem die Zeitschrift *Quarber Merkur*, in der bis heute u. a. Aufsätze über die phantastische Literatur Spaniens, Italiens, Rumäniens, Ungarns und der UdSSR erschienen sind.

sowie die Realisierung unserer nationalen und internationalen Vorhaben schaffen die Grundlage für einen optimistischen Blick in die Zukunft“.

Was ist Science Fiction?

Was früher die Utopie war, stellt heute nach ihrem Selbstverständnis, d. h. nach Auffassung ihrer bekanntesten Vertreter, die Science Fiction dar. Sehr beliebt unter SF-Lesern und -Autoren ist denn auch der Versuch, die „reine“ Science Fiction von verwandten literarischen Genres wie Phantastik, Weir Fiction und „Sword & Sorcery“ abzugrenzen. Entweder glaubt man, in der Science Fiction einen geheimnisvollen philosophischen Kern entdecken zu können, wie etwa der amerikanische SF-Historiker Sam Moskowitz („Willing suspension of disbelief“; etwa: bewußtes Aufgeben von Zweifeln am Realismus der Geschichten auf seiten des Lesers), oder aber man begreift sie als naturwissenschaftliche Spekulation („naturwissenschaftliche Utopie“) — wobei dann allerdings 90 % aller SF keine mehr wäre. Weniger anspruchsvoll klingende Deutungsversuche beschränken sich auf das Zusammenstellen eines Merkmalkataloges von „typischen“ Eigenschaften, zum Beispiel Zukunftsthematik, Technologie, etc.

Nun ist aber Produktion von Massensliteratur unter kapitalistischen Verhältnissen Warenproduktion und von daher dem Prinzip der optimalen Kapitalverwertung unterworfen, was jedoch nicht die totale Subsumption von Ideologie unter das Profitprinzip bedeutet. So muß die Suche nach einem vermeintlichen tieferen Sinn ohne Berücksichtigung dieses Sachverhaltes am eigentlichen Problemen vorbeigehen. Reduzierte Problemstellungen, wie die oben angeführten, zielen zudem darauf ab, der SF im Rahmen der fatalen Aufteilung in „höhere“ und „niedere“ Literatur einen Platz im oberen Bereich zu sichern.

Demgegenüber soll hier Science Fiction primär als Marktkategorie verstanden werden, als Sammelbegriff für den Teil der Massensliteratur, der sich phantastischer Elemente bedient und diese, wenigstens tendenziell, naturwissenschaftlich zu begründen sucht.

Man sollte nicht den Fehler begehen, jegliche bürgerliche SF als schlecht zu verdammen und sie lediglich der Apologie bestehender Verhältnisse zu bezichtigen. Auch hier gibt es starke Unterschiede bezüglich der literarischen Qualität, mit der sich zumeist auch relativ fortschrittliche Ansätze verbinden, die allerdings nur in einem sehr geringen Teil des gesamten SF-Angebots zu finden sind, der zudem kaum gelesen wird. Das Gros der Science Fiction ist jedoch primär als Träger bürgerlicher Ideologie anzusehen und muß wegen ihrer Massenwirksamkeit vor allem ideologiekritisch untersucht werden.

Von der Utopie zur Science Fiction

Die klassischen frühbürgerlichen Sozialutopien, die im 16. und 17. Jahrhun-

dert zunehmend auftraten, waren eine Waffe des aufsteigenden Bürgertums gegen die alte Feudalordnung. Das Bürgertum konnte jedoch nur so lange ein Interesse an solchen Utopien haben, bis es selbst zur herrschenden Klasse geworden war. So mußte es zur Absicherung seiner Herrschaft die folgenden, in utopische Form gekleideten Gesellschaftsentwürfe der Frühsozialisten als Hirngespinnste denunzieren. Die „utopische“ Literatur des Bürgertums zeichnete sich dagegen nun durch zunehmende phantastische Elemente und ihre Unverbindlichkeit aus. Vorläufiger Endpunkt in dieser Entwicklung waren in der phantastischen Literatur des Bürgertums des 19. Jahrhunderts Formen wie die „Gothic Novel“ und die „Schwarze Romantik“. Ende des 19. Jahrhunderts entstand eine starke naturwissenschaftliche Aufklärungsbewegung als Reaktion auf die zunehmende Verwissenschaftlichung der Produktion und die damit verbundenen erhöhten Qualifikationsanforderungen an die Ware Arbeitskraft. Diese Aufklärungsbewegung fand ihren literarischen Niederschlag u. a. im Bereich der neuen Massensliteratur, in dem sich die phantastische Literatur des Bürgertums über Zwischenstufen wie die Romane Jules Vernes zur Science Fiction entwickelte.

Entwicklung amerikanischer SF: Die Zeit der SF-Magazine

In den anglo-amerikanischen Ländern vollzog sich die Entwicklung der Science Fiction zur Massensliteratur zuerst. Die dominierende Publikationsform waren am Anfang auf ein möglichst großes Publikum zugeschnittene literarische Magazine. Vorformen lassen sich in den USA bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts finden, die als „Dime Novels“ bezeichnet wurden. Ihre Inhalte umfaßten die verschiedenartigsten Themenbereiche: Western-, Kriminal- und Abenteuer Geschichten und eben auch Science Fiction. Alle diese Serien waren eindeutig auf ein jugendliches Leserpublikum zugeschnitten. Die bekannteste Dime-Novel-Reihe, die sich vorwiegend mit SF beschäftigte, war die „Frank Reade, jr.“-Serie. Ungefähr zur gleichen Zeit entwickelten sich Magazine, in denen vorwiegend phantastische und Abenteuer Geschichten erschienen, da offenbar ein ausreichender Markt existierte, so z. B. *Argosy*, *Weird Tales* oder auch *The Thrill Book*. Zudem gab es auch noch populärwissenschaftliche Zeitschriften wie *Science Monthly* und *Modern Electrics*, die ebenfalls regelmäßig SF-Geschichten veröffentlichten. Hier erschien 1911 auch der bekannte Roman „Ralph 124 C 41+“ von Hugo Gernsback, laut amerikanischer SF-Geschichtsschreibung „Vater“ der SF. Gernsback war es auch, der 1926 die erste Zeitschrift auf den Markt brachte, die sich ausschließlich der SF widmete, nämlich *Amazing Stories*. Als „Vater“ der SF kann Gernsback höchstens insofern bezeichnet werden, als er 1929 den Terminus *Technicus* für dieses Genre prägte. Er sah in der SF die einzig adäquate Form der Gegenwartsliteratur; sie erschien ihm als das geeignete Mittel, um die seiner Meinung nach einzig relevanten Ideen des 20. Jahrhunderts, nämlich die der Naturwissenschaften, zu ver-

breiten. Von diesem „hohen“ Anspruch her ist es zu verstehen, daß Gernsback in den ersten Nummern seiner *Amazing Stories* fast ausschließlich Kurzgeschichten von Jules Verne, H. G. Wells und Edgar Allan Poe nachdruckte, die er als Musterbeispiele für das ansah, was seiner Meinung nach SF sein sollte. Nach kurzer Zeit wurde das Magazin jedoch von Autoren dominiert, die dann für lange Zeit das Gesicht der gängigen SF prägen sollten, beispielsweise Austin Hall, Edgar Rice Burroughs und Murray Leinster. Drei Jahre lang war *Amazing Stories* das einzige SF-Magazin, sieht man von den übrigen Gernsback-Produktionen ab. Erst im Januar 1930 wurde das Magazin etabliert, das sich als einziges neben *Amazing Stories* von damals bis heute halten konnte, *Astounding Stories of Super Science*, 1960 in *Analog* umbenannt. Berühmt wurde dieses von Harry Bates begonnene Magazin durch die beiden Herausgeber F. Orlin Tremaine und John W. Campbell, jr., der die Leitung 1937 übernahm und bis zu seinem Tod 1971 behielt. Neben diesen bekannten Magazinen entstanden in kürzester Zeit eine Unmenge ähnlich konzipierter. Die meisten der heute bekannten SF-Autoren wurden ausschließlich durch Publikationen in diesen Magazinen bekannt: so E. E. „Doc“ Smith, Robert A. Heinlein, Isaac Asimov, Lester Del Rey, A. E. van Vogt und Clifford D. Simak.

Die in den dreißiger Jahren nunmehr massenhaft einsetzende SF-Produktion wandelte die in Frühformen vorgefundenen Themen und Schreibweisen rasch in Stereotypen um und lieferte, von einigen formalen Neuerungen abgesehen, jahrzehntelang fast ausschließlich mehr oder weniger einfallslose Variationen der gleichen Muster².

Da SF zu dieser Zeit noch eine Randliteratur, d. h. als Ideologieträger noch relativ unterentwickelt und von daher anderen Massensliteraturformen unterlegen war, schlug den Lesern in der Regel Unverständnis und Ablehnung entgegen. So erklärt sich die Tendenz bei Autoren und einem Teil der Leserschaft, sich eng zusammenzuschließen. Mit Hilfe der Leserbriefspalten der Magazine entstanden Fan-Clubs, die klangvolle Namen wie „Cosmic Circle“ oder „Futurians“ trugen, eigene Zeitschriften herausgaben, eine eigene Fachsprache entwickelten und parallel zu Einrichtungen der „hohen“ Literatur Konferenzen abhielten und Literaturpreise verliehen.

Außer von diesem Kreis Eingeweihter wurde SF bis etwa 1945 durchweg von Jugendlichen konsumiert. Da sie in dieser Zeit ihren Ruf als minderwertige Literatur noch nicht verloren hatte, blieb ihr bis etwa 1950 fast ausschließlich das Medium der Magazine vorbehalten. Die literarische Produktion war im Prinzip mit industrieller Fließbandproduktion vergleichbar; dabei war die Quantität des gelieferten Materials weitaus wichtiger als seine Qualität. Demgemäß vollzog sich auch die Bezahlung der Autoren — der Inhalt ihrer Lohntüte bestimmte sich ausschließlich nach der Anzahl der gelieferten Worte; in

² John T. Sladeks bekannte Liste der gängigsten SF-Klischees findet sich in: Frank Rainer Scheck (Hrsg.), *Computerträume, Neue Science Fiction*, München 1973, S. 189 f.

der Anfangsphase der Magazin-SF schwankte die Bezahlung zwischen einem halben und einem Cent pro Wort, und auch heute ist die Art der Bezahlung noch die gleiche, lediglich die Höhe hat sich geringfügig geändert. Hier zeigt sich der Warencharakter von Massensliteratur in vollendeter Form: von primärem Interesse ist die Realisierung des Tauschwertes, während der Gebrauchswert zunächst als sekundäres Problem auftritt. Robert A. Heinlein drückt diesen Sachverhalt so aus: „We don't want it good, we want it Wednesday“³. Die Produktionsbedingungen fördern beim Autor die Anpassung an die herrschenden bürgerlichen Normen und Wertvorstellungen, die Erkenntnisstrahlen, denen die bürgerliche Gesellschaft unterworfen ist, werden reproduziert. Zudem sind die Autoren, die fast durchweg aus kleinbürgerlichen Schichten stammen, mit diesen Wertvorstellungen aufgewachsen. Robert A. Heinlein, auch heute noch beliebtester SF-Autor in den USA, vertritt die Überzeugung: „SF bewältigt auf fröhliche Weise die wirklichen und drängenden Probleme unserer Rasse, ringt mit ihnen, ignoriert sie niemals — Probleme, die andere Formen der Fiktion nicht meistern können. Aus diesem Grund behaupte ich, daß SF die realistischste, seriöseste, bedeutsamste, nüchternste, gesündeste und menschlichste Fiktion ist, die heute verlegt wird.“⁴ In der Praxis sah diese „gesunde und nüchterne Fiktion“ dann meist so aus, daß in intergalaktischen Kriegen die Beseitigung unwerten Lebens in wahrhaft kosmischem Maßstab durchgeführt wurde, der „Fluch der Wissenschaft“ nicht in ihrer kapitalistischen Anwendung und Verwertung, sondern im Wahnsinn ihrer Protagonisten oder schlicht ihrem „Wesen“ lag, auch die fernste Zukunft nur als lineare Fortsetzung der Gegenwart (unter amerikanischer Vorherrschaft, versteht sich) erschien — die Bewegungsgesetze der Gesellschaft waren den „Seekers of tomorrow“ (so ein Buchtitel) völlig unbekannt, so daß etwa in den zahllosen Zeitreisegeschichten die gesamte Menschheitsgeschichte vom willkürlichen Eingreifen Einzelner abhängig gemacht wird. Aufrechterhaltung und Verbreitung dieser Ideologie gewinnen in der sich verschärfenden Systemauseinandersetzung zunehmend an Bedeutung, was sich vor allem in der während des Kalten Krieges produzierten SF zeigt.

Die SF wird salonfähig

Durch die im Zweiten Weltkrieg herrschende Papierknappheit mußten die meisten SF-Magazine ihr Erscheinen einstellen. Auch nach 1945 erlangten sie bei weitem nicht mehr die Bedeutung, die sie früher gehabt hatten. Es wurde zwar eine ganze Reihe neuer Magazine gegründet, von denen die meisten jedoch im Laufe der fünfziger Jahre wieder eingingen; bis heute haben sich nur sechs halten können, deren Auflagenhöhe und Bedeutung jedoch

³ Robert A. Heinlein, „Science Fiction — Its Nature, Faults and Virtues“, in: Basil Davenport (Ed.), *The Science Fiction Novel — Imagination and Social Criticism*, Chicago 1969, S. 39.

⁴ Ebda., S. 45.

ständig weiter zurückgeht. Dieser Rückgang hing unmittelbar mit der Entstehung eines neuen literarischen Mediums zusammen: das Taschenbuch verdrängt die Magazine. Während alle wichtigen Romane früher zuerst als Fortsetzungsserie in Magazinen erschienen, wurden sie nun sofort in Buch- bzw. Taschenbuchform veröffentlicht; die Magazine verloren ihre Anziehungskraft, SF-Autoren waren nicht mehr ausschließlich an die Publikation in Magazinen gebunden.

Generell läßt sich nach dem Zweiten Weltkrieg ein steigendes Interesse an SF feststellen. Dafür gibt es mehrere Gründe: Mehr und mehr bestätigten sich Voraussagen über naturwissenschaftliche Innovationen, die in SF-Geschichten gemacht worden waren. Die bekanntesten Beispiele dafür sind die Erwähnung der Atombombe durch Heinlein, von Satelliten durch Arthur C. Clarke und generell die Prophezeiung der Raumfahrt. So avancierte SF im Bewußtsein weiter Teile gerade der amerikanischen Öffentlichkeit zur prognostischen Literatur. Damit konnte sie nun das real bestehende Bedürfnis nach Vorhersagen künftiger gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Entwicklungen für sich nutzen. Dieses wachsende Bedürfnis resultiert nicht zuletzt aus der konkreten Erfahrung der verstärkten Krisenanfälligkeit des Kapitalismus, verdeutlicht noch durch die Erfolge des Sozialismus. Einer der Versuche, perspektivische Planung im Kapitalismus zu erreichen, war die Einrichtung der wissenschaftlichen Disziplin Futurologie. Die Science Fiction tritt heute gerne als ihr literarischer Ableger auf, betrachtet man jedoch die Ergebnisse bürgerlicher Futurologie, so liegt vielmehr der Schluß nahe, daß diese Futurologie pseudowissenschaftlicher Ableger der SF ist.

Nachdem Science Fiction nunmehr ein ständig steigendes Interesse weckte, konnte sie aus ihrer traditionellen Randposition heraustreten und allmählich sogar den Verbreitungsgrad des Western übertreffen. Das gestiegene Renommee der SF zeigt sich darin, daß die von SF-Autoren und -Fans vergebenen „Literaturpreise“ („Hugo“, „Nebula-Award“, „International Fantasy Award“) mehr und mehr vom Verlagswesen als zugkräftige Werbemittel eingesetzt werden.

Das erweiterte Lesepublikum der salonfähig gewordenen SF setzt sich aus dem traditionellen Leserkreis von Lehrlingen, Schülern und Studenten und in zunehmendem Maße aus Angehörigen der wissenschaftlich-technischen Intelligenz zusammen. Parallel mit dieser Entwicklung verläuft eine gewisse Differenzierung: Während sich die SF noch zur Zeit des Kalten Krieges vorwiegend überaus plumper formaler und ideologischer Mittel bediente, verstärkte sich bei einigen Autoren seit Beginn der fünfziger Jahre die sozialkritische Tendenz (z. B. Ray Bradbury, „Fahrenheit 451“ oder Fred Pohl/Cyril M. Kornbluth, „Eine Handvoll Venus und ehrbare Kaufleute“), die jedoch angesichts der Erkenntnisstrahlen bürgerlicher Weltanschauung letztlich resignativ verharren muß. Später entwickelte sich eine spezielle Art von

Science Fiction für das neue Lesepublikum, die wissenschaftlich-technische Intelligenz.

Neuere Tendenzen

Mitte der sechziger Jahre entstand in England eine SF, die sich — wenigstens auf den ersten Blick — von allen bisherigen Formen grundlegend unterschied. Das bislang konventionelle Magazin *New Worlds* wurde von dem jungen Autor Michael Moorcock übernommen, der es in ein Avantgarde-Literaturmagazin umwandelte. Die Geschichten, die jetzt dort abgedruckt wurden, befaßten sich nicht mehr wie herkömmliche SF mit dem „outer space“, sondern mit dem sogenannten „inner space“, der als der Raum verstanden wurde, in dem sich Psyche und Realität treffen. Diese auf den ersten Blick so neu anmutenden Stories unterschieden sich von üblicher SF vor allem durch drei Hauptmerkmale: Zum ersten wurden verstärkt Gegenwartsprobleme aufgegriffen, wie der Vietnam-Krieg, Überbevölkerung oder Umweltverschmutzung; zum zweiten waren die *New Worlds*-Geschichten großenteils reine Stilexperimente (etwa an Dadaismus anknüpfend), Neuverarbeitungen von alten Mythen, gepaart mit einem Schuß Existentialismus — ein Sammelsurium von modernen und antiquierten bürgerlichen und antibürgerlichen Stilrichtungen; zum dritten wurden die in der konventionellen SF vorhandenen Tabus aufgehoben, die primär das Gebiet der Sexualität betrafen (z. B. Norman Spinrad, „Bug Jack Barron“). Diese durch Moorcock initiierte „New Wave“-Bewegung wendet sich als intellektualistische SF-Variante vorwiegend an den sogenannten Underground und gebärdet sich ungeheuer revolutionär, ohne jedoch eine echte Alternative zu bieten. Die wichtigsten Vertreter der „New Wave“ sind J. G. Ballard, der ähnliche Geschichten bereits in den fünfziger Jahren schrieb, John T. Sladek, der wie zahlreiche andere versucht, Gesellschaftskritik zu üben, Thomas M. Disch, der die formalästhetisch anspruchsvollsten „New Wave“-Geschichten schreibt, sowie Brian W. Aldiss und John Brunner, die beide als Verfasser konventioneller SF bereits bekannt waren.

Die letzten Entwicklungen in der anglo-amerikanischen SF gehen dahin, daß sich verstaubte Formen der Magazin-SF einen Stammplatz auf dem Markt sichern können, was z. B. die Tatsache belegt, daß das zur Zeit führende SF-Magazin *Analog* ist, das sich der „Hardcore“-SF verschrieben hat. Daneben werden immer häufiger aktuelle Themen wie z. B. Umweltverschmutzung oder Frauenemanzipation in SF-Geschichten verarbeitet, ohne daß jedoch ein bescheidenes Maß an Sozialkritik überschritten würde.

Im Zusammenhang mit dem immer noch steigenden Renommee der SF beschäftigen sich sehr viele, vor allem amerikanische Universitäten mit dem Genre und bieten auch Kurse über das Schreiben von SF an, die sich in der

Zwischenzeit als die Hauptquelle für neue Autoren (z. B. Geo. Alec Effinger) erwiesen haben; vor allem der „Clarion-Workshop“ ist dabei zu erwähnen.

SF als Massenkultur: Zukunft = Gegenwart

Bei einem Vergleich der bisher erwähnten SF-Formen mit anderen Arten von Massenkultur lassen sich folgende spezifische Merkmale feststellen:

Alle Formen von SF, die mit mehr oder weniger großem wissenschaftlichen Anspruch auftreten („Hardcore-SF“), sind in gewisser Weise anderer Massenkultur überlegen, da sie bestimmte wichtige Ideologeme bereits a priori enthalten.

Das Bild des Wissenschaftlers wird in unserer Gesellschaft mehr und mehr dazu benutzt, um die als „Sachzwänge“ hypostasierten, sich verschärfenden gesellschaftlichen Probleme als durch den Einsatz von Wissenschaft im Rahmen des Systems lösbar darzustellen. Überall in den Massenmedien und besonders in der Werbung wird der Forscher mit einer Aura der Allmächtigkeit versehen. So auch in der SF. Der Autor Isaac Asimov kann hier als repräsentativ angesehen werden. Er stellt ein Problem dar, allerdings isoliert von seinen gesellschaftlichen Zusammenhängen, setzt einen Wissenschaftler darauf an, der dann in kürzester Zeit die entsprechende Lösung vorweist. Dieses Muster von der prinzipiellen Lösbarkeit irgendwelcher wie auch immer gelagerter Probleme ist allen „Hardcore“-Formen gemein.

Nicht zuletzt durch ihre Stellung im gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß (sie sind vorwiegend Naturwissenschaftler) weisen sich die Autoren dem Leser gegenüber aus, so erscheint alles, was sie schreiben, letztlich als richtig. Da die Produktionsverhältnisse nicht als konstitutiv für eine Gesellschaft begriffen werden, bleibt die Sphäre der Produktion in ihrer Science Fiction in der Regel ausgeklammert. Unterschiede zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft werden daher lediglich phänomenologisch begriffen. Die kapitalistische Gesellschaft wird ahistorisch als naturgegeben verstanden, soweit kapitalistische und sozialistische Gesellschaften überhaupt ins Bild kommen, wird der prinzipielle Unterschied nicht dargestellt. Der Hauptunterschied zwischen Gesellschaften des Jahres 1950 und 2050 besteht lediglich in einer verbesserten Technologie, deren Fortschritt so mit gesellschaftlichem Fortschritt gleichgesetzt wird. Eben diese Form der Reproduktion bürgerlicher Ideologie ist der SF durch ihre thematische Spezifik eigen und macht sie daher gegenüber anderen Massenkulturförmern so funktionabel.

Dienstleistung für die wissenschaftlich-technische Intelligenz

Laut einer von Vera Graaf publizierten Umfrage des größten amerikanischen SF-Magazins (Auflage: ca. 100 000) *Analog* haben 55,4 % der Leser dieses Magazins einen akademischen Grad, die große Mehrheit ist in tech-

nischen Berufen tätig.⁵ Diese Angaben decken sich mit den Ergebnissen zahlreicher ähnlicher Umfragen.

Die Attraktivität von SF für die wissenschaftlich-technische Intelligenz leitet sich vor allem aus der Tatsache ab, daß der in dem Genre verwendete Begriff von Wissenschaft ihrem eigenen entspricht; die Texte werden von ihren Kollegen geschrieben; die Problemlösungsstrategien verstärken ihr technokratisches Selbstverständnis. Angesichts der steigenden Abhängigkeit des Wissenschaftlers in der Gesellschaft, bietet ihm Science Fiction die Möglichkeit der Kompensation.

Flucht in die Zukunft

Während Kriminal-, Western- oder Liebesromane eine Flucht ins Private antreten, schlägt die SF einen anderen Weg ein. Auch hier findet eine Flucht statt, eine Flucht aus der konkreten gesellschaftlichen Realität. Wie unbedeutend und geringfügig müssen dem Leser doch seine eigenen realen Probleme angesichts der wahrhaft „kosmischen“ erscheinen, die in der SF geschildert werden. Durch seine Lektüre wird ihm suggeriert, er sei auf die Zukunft mit all ihren Eventualitäten hinreichend vorbereitet und könne im Falle eines Falles ein Wörtlein mitreden, wodurch die literarische Fiktion mit seiner eigenen Realität verbunden scheint. Tatsächlich soll er jedoch an gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen auch in der Zukunft nicht beteiligt sein, und auch der Wissenschaftler, der als an den Hebeln gesellschaftlicher Macht sitzend dargestellt wird, soll de facto in seinen Abhängigkeitsverhältnissen verbleiben.

Stößt die allmächtige Naturwissenschaft wirklich einmal an ihre Grenzen, ist dies kein Grund zur Panik für den Leser, denn dann holt der Autor als letzten Trumpf den rettend eingreifenden außerirdischen *deus ex machina scriptura*. Spätestens wenn Hexen, Vampire und Zauberer auch noch mit ins Geschehen kommen, ist der Punkt erreicht, an dem sich blinde Wissenschaftsgläubigkeit und -feindlichkeit berühren.

Am deutschen Wesen soll das Weltall genesen

Während die anglo-amerikanische SF noch lange Zeit vorwiegend Naturwissenschaft als Allheilmittel propagierte, wurde die deutsche SF ab Ende des Ersten Weltkriegs von irrationalistischen Theorien dominiert. Nachdem durch die Philosophie eines Schopenhauer, Spengler und besonders Nietzsche die junge bürgerliche Intelligenz seit Beginn des imperialistischen Zeitalters entsprechend infiziert worden war, übernahm gerade die SF spätestens nach dem Niederschlagen der Novemberrevolution und der Räterepubliken die Aufgabe, „mit Mythos und Magie gegen Vernunft und Revolution . . . die

systemkonformen Irrationalismen massenhaft auch in jenen Schichten zu verbreiten, die von der philosophischen und pseudowissenschaftlichen Traktatliteratur nicht erreicht wurden.“⁶ Gerade dem deutschen Kleinbürgertum bot sich hier die Möglichkeit, die Niederlage von Versailles zu kompensieren. War auch der deutsche Imperialismus in der Realität vorläufig geschlagen, so eilte er doch wenigstens literarisch von Sieg zu Sieg.

Die Theorien, die den Hintergrund für diese SF abgaben, lassen sich als faschistische Mythologien bezeichnen. Besonders wichtig waren dabei die Hohlwelttheorie, die Weltelehre, der Atlantismythos, schließlich die Theozologie. Ihr Hauptvertreter war der Herausgeber und Verfasser der „Ostara“-Hefte (1905–1930), der ehemalige Zisterziensermönch Lanz. In diesen Hefen wurde der arische Übermensch als mutierter Abkömmling göttlicher Wesen gezeigt, den die Vorsehung dazu bestimmt hat, die Erde von minderwertigen „Menschentierassen“ wie Negern, Juden und natürlich Bolschewisten zu befreien. Zu welchen widerlichen Exzessen Lanz und Konsorten fähig waren, zeigt sich etwa in der Behauptung, Rosa Luxemburg sei eine „kleine, reinrassige Bezah-Zwergin“, „wie sie noch vor 2000 Jahren in Palästina in den Tempel-Tiergärten gezüchtet werden“.⁷

Nach der Weltelehre soll das Sonnensystem durch einen gigantischen Zusammenprall von einem Feuer- und einem Eisball entstanden sein. Diese „Theorie“ trat meist zusammen mit dem Atlantis-Thule-Mythos auf. „Entweder versanken beim Wiederauftauchen von Atlantis (wohl nach dem Prinzip kommunizierender Röhren) die Länder der Entente, oder die Relikte des durch kosmische Ereignisse untergegangenen Atlantis fanden sich im Welt-raum und mahnten die deutschen Astronauten an die Wiederherstellung und Rechtmäßigkeit der arischen (i. e. deutschen) Weltherrschaft, an die Rassenreinheit, das Führerprinzip und den Irrationalismus als ‚arische Wissenschaft‘.“⁸ Hauptvertreter dieser Theorie war Regierungsbaurat Kiß, dessen vierbändiger Zyklus („Das gläserne Meer“, „Frühling in Atlantis“, „Die letzte Königin von Atlantis“, „Die Singschwäne aus Thule“) von den Nazis mit einem Literaturpreis honoriert wurde.

Zu den beliebtesten Heftautoren dieser Zeit zählte P. A. Müller mit „Sun Koh, der Erbe von Atlantis“ und „Jan Mayen“. Müller vertrat neben den erwähnten „Theorien“ auch die aus den USA importierte Hohlwelttheorie, nach der die Menschen auf der Innenseite der hohlen Erdkugel leben. „Dieses Wahnsystem war nichts anderes als die sinnfällige Verdinglichung der reaktionären Haltung zu einer infantilen Regressionsphantasie (mit einem Uterus von 12 750 km Durchmesser)“.⁹

Wohl am bekanntesten unter den damaligen deutschen SF-Autoren war Hans

⁶ Manfred Nagl, *Science Fiction in Deutschland*, Tübingen 1972, S. 173.

⁷ Ebda., S. 188.

⁸ Ebda., S. 178.

⁹ Ebda., S. 185.

⁵ Vera Graaf, *Homo Futurus*, Hamburg/Düsseldorf 1971, S. 37.

Dominik, dessen Werke auch heute noch viele Leser finden, als hätte dieser Wust von Atlantis-Mythos und Spionage-Hysterie, dieser Scheinkonflikt von „schaffendem“ und „raffendem“ Kapital, dieser Schwindel vom deutschen Supergenie zur machtpolitischen Lösung der Weltkonflikte nicht schon genug Unheil angerichtet.

Demokratische, antifaschistische deutsche SF-Autoren sind hingegen selten, Namen wie Werner Illing oder Bernhard Kellermann hierzulande kaum bekannt. Kellermann, der 1949 den Nationalpreis für Literatur der DDR erhielt, ist vor allem durch seinen Roman „Der Tunnel“ hervorgetreten, der vor kurzem in der BRD in übel verstümmelter Form unter weitgehender Amputation der Kapitalismus-Kritik neu veröffentlicht wurde. Fast die einzige sozialistische Utopie dieser Zeit ist Werner Illings „Utopolis“, die Geschichte der „freien Arbeitergenossenschaft von Utopien“.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs trat in den Westzonen kaum ein Bruch in der Kontinuität der unter dem Faschismus gängigen SF ein. Die meisten der bekannten Autoren schrieben weiter, wenn auch zum Teil unter Pseudonym, abgesehen von erwähnten Wahnwelttheoretikern. Ehemals erfolgreiche Serien wurden wieder publiziert. In der Ära vor der Remilitarisierung der BRD führten sie in scheinbar unverfänglicher Form militaristisches Gedankengut fort, bis nach der Etablierung der Bundeswehr ein Teil des Leserstamms zu wieder salonfähig gewordenen Landserromanen und ähnlichen Angeboten abwanderte.

Science Fiction in der BRD

In den fünfziger Jahren stiegen Produktion und Distribution von SF wenn auch nicht rasch, so doch beständig an. Der Durchbruch gelang allerdings erst um das Jahr 1960, als die Verlage Heyne und Goldmann erstmals SF-Taschenbuchreihen starteten. Bis zu diesem Zeitpunkt war die SF-Produktion auf Heftromanreihen und Leihbuchpublikationen beschränkt, von wenigen kurzlebigen Versuchen einiger Kleinverlage wie Carl Rauch und Gebr. Weiß abgesehen.

Im Gegensatz zu anderen US-amerikanischen Produkten war dem SF-Import in der BRD zunächst kein durchschlagender Erfolg beschieden. Auch hier kam der Durchbruch erst später. Übersetzungen anglo-amerikanischer SF sollten dann jedoch den Markt dominieren. Zwar traten vereinzelt neue deutsche Autoren auf den Plan wie K. H. Scheer, Walter Ernsting („Clark Darlton“) und Herbert W. Franke, jedoch orientierten sie sich an Vorbildern aus Übersee und nicht an der deutschen Tradition, die relativ in Vergessenheit geriet. Scheer, der sich bereits in den fünfziger Jahren durch seine faschistoide „ZBV“-Serie hervorgetan hatte, war es dann auch, der im Jahre 1961 zusammen mit Ernsting die Perry-Rhodan-Serie im Moewig-Verlag ins Leben rief. Bis dahin war der Pabel-Verlag der einzige gewesen, der kontinuier-

lich mehrere SF-Reihen herausgebracht hatte. Nachdem sich Perry Rhodan als unerwarteter Erfolg erwiesen hatte, wurde eine Begleitserie, „Terra“, auf den Markt gebracht. Es ist bereits soviel über die Perry-Rhodan-Serie geschrieben worden, daß es sich an dieser Stelle erübrigt, längere Ausführungen dazu zu machen. Sie steht in der Tradition anglo-amerikanischer „Space Operas“ und der „ZBV“-Serie, wie ihre Vorbilder verbreitet sie permanent faschistoides Gedankengut. Bis zum heutigen Tage umfaßt die Serie fast 700 Hefte, die in drei Auflagen erscheinen. Die deutsche Gesamtauflage wird vom Verlag mit über 100 Millionen angegeben. Ferner gibt es noch eine gleichnamige 14tägig erscheinende Taschenbuchreihe, bis jetzt über 100 Bände mit einer Auflage von 50 000 Exemplaren, sowie eine Comic-Serie. Außerdem erscheint Perry Rhodan in Lizenz in Frankreich, Holland, den USA und Japan. Ein Teil der Leserschaft ist in vom Verlag initiierten und unterstützten Perry-Rhodan-Clubs organisiert, die sowohl als preiswerte Propagandisten der Serie und auch als Markt für die entsprechende Nachfolgeindustrie dienen, die diesen Clubs Lexika, Anstecknadeln, Plastik-Raumsoldaten, PR-Briefmarken und anderes liefert.

Während des SF-Booms von 1966/67, zur Zeit der damaligen ökonomischen Krise, versuchten mehrere Verlage, in das SF-Geschäft einzusteigen, so Kelter mit seiner „Ren Dark“-Serie und Bastei mit „Rex Corda“, die stark an Perry Rhodan angelehnt waren, jedoch dessen Erfolge nicht im mindesten erreichten. In den folgenden Jahren ließ die Heftproduktion merklich nach, mit Ende der sechziger Jahre wurde ihr Platz zunehmend von Taschenbüchern eingenommen, zu denen sich etwas später sogar Buchreihen gesellten. Bis auf die Perry-Rhodan-Serie ist die Heftproduktion relativ stark zurückgegangen. Gesamtpublikationen von SF in der BRD: Heftromane 340 (1966)/140 (1971); Taschenbücher 85/150; Hardcover 5/35 (11).

Die Taschenbuchproduktion verteilt sich heute im wesentlichen (abgesehen von den Perry-Rhodan-Taschenbüchern) auf sechs Verlage: Heyne, Goldmann, Pabel, Ullstein, Fischer und Bastei.

Die älteste Taschenbuchreihe stammt vom Heyne-Verlag, der bis heute über 400 SF-Taschenbücher herausgegeben hat, deren Auflagen sich zwischen je 20 000—100 000 bewegen. Der Verlag publiziert vor allem die bekanntesten angloamerikanischen Autoren wie Paul Anderson, Isaac Asimov, Anne McCaffrey, Harry Harrison, Robert A. Heinlein, Frank Herbert, Robert Silverberg, A. E. van Vogt und John Wyndham. Darüber hinaus bringt er Auswahlbände aus amerikanischen SF-Magazinen heraus und führt auch seit einigen Jahren eine sogenannte „SF-Classics“-Serie im Programm, in der auch gelegentlich deutsche SF-„Klassiker“ wie Dominik, Kellermann oder Däumann erscheinen. Seit kurzem publiziert Heyne auch eine „Fantasy-Classics“-Serie. Neuere deutsche Autoren sind so gut wie nicht im Programm vertreten, und wenn, dann hauptsächlich in der neuen „Story-Reader“-Reihe.

Die zweitälteste Taschenbuchreihe wird vom Wilhelm-Goldmann-Verlag herausgegeben. Bis heute sind fast 200 Bände erschienen, zum überwiegenden Teil Übersetzungen aus dem Englischen. Im Laufe der Jahre läßt sich eine Schwerpunktverlagerung von eher „gehobener“ Literatur auf ein niedrigeres literarisches Niveau feststellen. Die anspruchsvollere SF wird mittlerweile in einer besonderen Serie („SF der Chef-Auswahl“) herausgegeben, in der sich u. a. auch eine Anthologie wissenschaftlicher Phantastik der sozialistischen Länder findet (Darko Suvin (Hrsg.), „Andere Welten, andere Meere“). Neben angloamerikanischen Autoren wie Paul Anderson, Arthur C. Clark oder Clifford D. Simak erschienen auch mehrere Romane von Herbert W. Franke, der sich jedoch als Autor der BRD keinesfalls von seinen amerikanischen Vorbildern unterscheidet.

Im Pabel-Verlag erscheinen heute drei SF-Taschenbuchreihen, nämlich „ZBV“, in der Romane Scheers neu veröffentlicht werden, die amerikanische Superheldenserie „Doc Savage“ und eine normale SF-Serie, in der vor allem unbekannte Werke gängiger amerikanischer Autoren nebst einigen Fantasy-Produkten etwa einer Andre Norton gedruckt werden.

Ullstein gibt seit 1970 zwei SF-Taschenbücher in einer Auflage von je 17 000 bis 20 000 Exemplaren pro Monat heraus. Schwerpunkte der Reihe sind Kurzgeschichtenbände und Romane amerikanischer Autoren der 40er Jahre. Nachdem der Fischer-Taschenbuch-Verlag mit zwei Bänden des Polen Stanislaw Lem und Nachdrucken aus dem Marion-von-Schröder-Verlag die Marktlage erkundet hatte, veröffentlicht er seit 1971 die Fischer-Orbit-Reihe, die mittlerweile ca. 40 Bände umfaßt. Neben den „Orbit“-Anthologien von Damon Knight, „New Wave“-SF und politisch engagierter angloamerikanischer SF wie „The Sheep Look up“ von John Brunner veröffentlicht Fischer auch Sozialutopien wie Edward Bellamys „Ein Rückblick auf das Jahr 2000“ und Werner Illings „Utopolis“. Vor kurzem erschien auch eine Anthologie junger deutscher Autoren.

Weniger wählerisch in der Gestaltung seines Programmes ist der Bastei-Verlag, der seit 1971 am SF-Taschenbuchgeschäft beteiligt ist und der von den jüngsten angloamerikanischen SF-Technokraten wie Larry Niven bis zu unkonventionelleren Autoren wie George Zebrowski nahezu alles veröffentlicht.

Seit 1969 erscheinen auch erstmals wieder SF-Buchreihen in der BRD. Vorreiter war der Marion-von-Schröder-Verlag, der mit seiner „SF und Fantastica“-Serie begann und ungewöhnliche Autoren publizierte. So erschienen u. a. Bücher des amerikanischen Kulturpessimisten Ray Bradbury, des englischen Surrealisten J. G. Ballard und der „New Wave“-Autoren Ellison und Moorcock. Daneben veröffentlichte MvS auch „Solaris“ von Stanislaw Lem und SF-Romane ungarischer und sowjetischer Autoren wie György Botond-Bolics, Péter Lengyel, Arkadij und Boris Strugatzkij.

Kurze Zeit später zog der Lichtenberg-Verlag mit einer auf 15 Bände begrenzten Serie nach, in der neben neueren amerikanischen Autoren auch die westdeutschen Jeschke und Franke publiziert wurden, die heute das Heyne SF-Lektorat innehaben.

Die anspruchsvollste SF-Reihe wird im Insel-Verlag von Franz Rottensteiner herausgegeben. Im Gegensatz zu anderen Verlagen legt Insel besonderen Wert auf nicht-englischsprachige ausländische SF. Akzente des Programms setzen Stanislaw Lem und die sowjetischen Brüder Strugatzkij.

Nach wie vor liegt der Schwerpunkt der SF-Publikationen in der BRD auf angloamerikanischen Produktionen; abgesehen von einigen wenigen einheimischen Renommierautoren wie Franke und Jeschke sind die meisten der übrigen Verfasser mit in der Heftproduktion tätig. Das Gros der westdeutschen Schreiber reproduziert weiterhin die wohlbekannten Ideologeme, im Höchstfall eine Handvoll junger Autoren in einzelnen Heftromanreihen bemüht sich um ihre Entschleierung. Mehr als erste Ansätze zu einer fortschrittlichen SF können jedoch hierin noch nicht gesehen werden. Das wenige, was an Fortschrittlichem hier publiziert wird, ist zumeist aus den sozialistischen Ländern importiert, vorwiegend aus Polen und der Sowjetunion, nicht jedoch aus der DDR. Fortschrittliche SF aus den westlichen Nachbarländern liegt kaum vor.

In der Gesamtpublikation der BRD läßt sich seit einiger Zeit eine gewisse Schwerpunktverlagerung feststellen. Zwar dominieren weiterhin die konventionellen SF-Formen, doch nimmt gerade in letzter Zeit die Publikation von phantastischen Literaturformen wie Horror, Fantasy und „Sword & Sorcery“ äußerst stark zu, auch die „New Wave“ wird stärker betont.

Diese drei phantastischen Formen stellen in ihrer Reihenfolge eine Progression dar, von regressiver Infantilität bis zu direkt faschistischer Reaktion. In den Fantasy-Romanen wird eine heile Märchenwelt beschworen, in der sich Gut und Böse in Reinform gegenüberstehen, das Leben noch in der friedvollen Abgeschlossenheit des Dorfes abläuft und drohende Gefahren durch die gute Fee oder den hilfreichen Zauberer abgewendet werden — so etwa in Tolkiens Trilogie „Herr der Ringe“. Bei den Horror-Themen findet eine noch weitaus stärkere Irrationalisierung statt. Reale Ängste des Lesers werden auf Vampire, Ghoule und andere Monster projiziert, damit personalisiert und scheinbar gelöst. Die gesellschaftlichen Bewegungsgesetze werden verschleiert durch das scheinbar unabänderliche Schalten und Walten des „ewig schicksalhaft Bösen“, dem der Mensch ohnmächtig ausgeliefert ist und das er lediglich durch den Einsatz von Mystik in Form von Knoblauchzehen, Silberkugeln und Requisiten des Exorzismus überlisten kann. So auf die Realität vorbereitet, wird der Leser leicht zur Beute der modernen Teufelsaustreiber der politischen Reaktion. Den Gipfel stellt jedoch die sogenannte „Sword & Sorcery“ dar. Hier wird wieder einmal auf offenen Faschismus

zurückgegriffen. Durchgängiges Schema ist der hinreichend bekannte heilige Krieg arischer Übermenschen mit Schwert und Zauberei gegen rassistisch minderwertige, der Sieg des Guten über das Böse, wobei der Leser verinnerlichte Vorurteile und Wertungen allzu leicht reproduzieren kann. In der politischen Ummünzung läuft das dann wieder auf den Ruf nach dem starken Mann hinaus. Die steigende Popularität von Autoren wie Lin Carter, R. E. Howard („Conan“-Serie) und Edgar Rice Burroughs („Tarzan“, „Mars“- und „Venus“-Serien) dürfte nicht zuletzt wiederum eine Reaktion der in zunehmendem Maße verunsicherten Leser auf die wachsende Instabilität des kapitalistischen Systems sein. Da ihm ständig neu diese Plan- und Perspektivlosigkeit bewußt wird, er keinen realen Ausweg sieht, liegt die Flucht in vermeintlich heile Phantasiewelten, die der vertrauteren Vergangenheit entlehnt sind, nur zu nahe.

Dies ist allen drei genannten Formen gemeinsam: In der Fantasy erscheint die als Fluchtmöglichkeit angebotene Vergangenheit idealisiert, in der „Sword & Sorcery“ wird sie heroisiert, im Horror taucht sie irrationalisiert in der Gegenwart wieder auf.

Aufgaben für eine demokratische SF

Über die Aufgaben einer demokratischen Science Fiction ist von der Kritik bis heute recht wenig laut geworden, ein sicheres Zeichen dafür, wie unterentwickelt eine solche in der BRD bisher noch ist, im Unterschied etwa zu Frankreich oder Italien.

Mit der Formulierung von Grundlagen für fortschrittliche SF sind als erste Pehlke und Lingfeld mit ihrem Buch „Roboter und Gartenlaube“ bekannt geworden: „Utopischer Realismus hätte sich zunächst prognostischer Bescheidenheit zu befleißigen, dürfte sich nicht auf den ästhetischen Reizwert ausschweifender Phantasie berufen, sondern ist stattdessen gehalten, dem Wahrscheinlichen, dem möglichen, dem utopisch Realen sich zu widmen: Technik und Wissenschaft nicht mehr als ewig verhängter Fluch oder Segen sondern als Mittel zur Selbstbefreiung des Menschen. Der negativen Science Fiction fällt es zu, die Widerstände gegen diese Befreiung der Menschen beim Namen zu nennen, sie als konkrete gesellschaftliche Kräfte zu entlarven, der positiven, deren Überwindung zu schildern.“¹⁰ Diese Trennung in negative und positive SF wäre insofern zu relativieren, daß sie lediglich eine analytische Einteilung darstellen kann. Würde sie als absolut verstanden, wären Voluntarismus hier, Perspektivlosigkeit dort sehr leicht die Folge.

Wäre aber der Mensch aller Fähigkeiten bar ... zu träumen, könnte er nicht dann und wann vorseilen, um in seiner Phantasie als einheitliches und vollendetes Bild das Werk zu erblicken, das eben erst unter seinen Händen zu entstehen beginnt, dann kann ich mir absolut nicht vorstellen, welcher Beweggrund den Menschen zwingen würde, weitläufige und anstrengende Arbeiten auf dem Gebiet der Kunst, der Wissenschaft und des praktischen Lebens in Angriff zu nehmen und zu Ende zu führen.

LENIN

„Utopie (aus griech. ou, ‚nicht‘ und topos, ‚Ort‘), ‚Nirgendland‘, ein in Gedanken konstruierter idealer Zustand menschl. Zusammenlebens, vorwiegend kommunist.-humanitärer Färbung.“¹

So verkrümelt definiert das „Philosophische Wörterbuch“ Utopie. Was hier eher mokant klingt, als sei Utopie ein Wolkenkuckucksheim, trifft doch noch deren Kern: Utopie richtet sich gegen die bestehenden Verhältnisse, insofern sie einen Gegenbereich und Gegenentwurf zur Wirklichkeit darstellt.

Realismus und Utopie, ist das nicht ein Widerspruch? Zunächst muß zwischen Realität und Realismus unterschieden werden. Realismus, das ist eine Methode, Realität darstellerisch zu erfassen und zu verstehen. Aber eben diese realistische Methode wird für den Roman — und der interessiert mich hier — als Darstellungsprinzip in Frage gestellt. Einer jener Erzväter, die den Realismus für die zeitgenössische Literatur verdammt, war Adorno. In seinem Aufsatz: „Standort des Erzählers“ schreibt er: „Will der Roman seinem realistischen Erbe treu bleiben und sagen, wie es wirklich ist, so muß er auf einen Realismus verzichten, der, indem er die Fassade reproduziert, nur dieser bei ihrem Täuschungsgeschäft hilft.“²

Adorno unterstellt, daß der zeitgenössische Realismus nicht die wesentlichen Gesetze der Gesellschaft erfassen könne.³ Diesen Einwand teilen auch heute noch die meisten Kritiker des Realismus. Jörg Drews beispielsweise meint, die Antriebskräfte und die Organisationsformen der Gesellschaft seien abstrakter geworden, so daß man sie nicht mehr realistisch darstellen könne.⁴ Aber diese Aussage ist so allgemein, daß sie weder für noch gegen ein realistisches Darstellungsprinzip spricht, und darüber hinaus: „abstrakt“ waren die gesellschaftlichen Antriebskräfte auch schon zu Zeiten Fontanes.

Die Ursache für die Kompliziertheit der Wirklichkeit und die Möglichkeit einer adäquaten Darstellung in der Literatur muß dann auch auf einer sozioökonomischen Ebene konkretisiert werden. Gefragt werden muß, wie die ge-

¹ Philosophisches Wörterbuch, Stuttgart 1961, S. 602.

² Theodor W. Adorno, Noten zur Literatur I, Frankfurt 1968, S. 64.

³ Dabei wird ein weiteres unreflektiertes Implikat in der Argumentation mitgeschleppt: Realismus „bilde“ die Wirklichkeit ab, eins zu eins, gleichsam photographisch. Unberücksichtigt bleibt die naheliegende Überlegung, inwieweit durch die Auswahl bestimmter realistischer Details und durch deren literarische Präsentation und Organisation, eben diese Wirklichkeit auf ihr Wesen hin transparent gemacht wird.

⁴ Vgl. Jörg Drews, SZ vom 28. 10. 1974.

¹⁰ Buchmarkt 12/1972, S. 38.

¹¹ Michael Pehlke/Norbert Lingfeld, Roboter und Gartenlaube, München 1970, S. 149.

sellschaftliche Fassade in einer warenproduzierenden Gesellschaft entsteht und wie es zu dem „Täuschungsgeschäft“ kommt.

In einer Gesellschaftsform, die vom Tauschprinzip bestimmt wird (dem notwendigen Austausch),⁵ in einer kapitalistischen Gesellschaft also besteht die Tendenz, alle Dinge und Menschen in Waren zu verwandeln, es entsteht, was Marx eine „Warenwelt“⁶ nennt, in der Verdinglichung und Entfremdung vorherrschen. Marx hat dieses Phänomen im Kapital analysiert und auf den Fetischcharakter der Ware zurückgeführt.

„Ware erscheint auf den ersten Blick ein selbstverständliches triviales Ding“, schreibt er. Erst bei einer genauen Analyse zeige sich, daß es ein „sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeiten und theologischer Mucken“. „Es ist sinnenklar, daß der Mensch durch seine Tätigkeit die Formen der Naturstoffe in einer ihm nützlichen Weise verändert. Die Form des Holzes z. B. wird verändert, wenn man aus ihm einen Tisch macht. Nichtsdestoweniger bleibt der Tisch Holz, ein ordinäres sinnliches Ding. Aber sobald er als Ware auftritt, verwandelt er sich in ein sinnlich übersinnliches Ding. Er steht nicht nur mit seinen Füßen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen anderen Wagen gegenüber auf den Kopf, und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne.“⁷ Von der Seite des Gebrauchswerts ist nichts „Mysteriöses“ an einer Ware, erst durch den Tauschwert bekommt sie ihren übersinnlichen Charakter. Gebrauchsgegenstände werden aber erst zur Ware, wenn sie das Produkt unabhängig betriebener „Privatarbeiten“ sind, das heißt, wo die Arbeitsteilung mit der Berufsteilung zusammenfällt. Die Produzenten treten erst durch den Austausch ihrer Arbeitsprodukte in Kontakt. Die Verhältnisse der Produzenten zueinander erhalten die Form eines gesellschaftlichen Verhältnisses der Arbeitsprodukte. Den Produzenten erscheinen ihre tatsächlichen gesellschaftlichen Beziehungen als *sachliche* Verhältnisse der Personen und *gesellschaftliche* Verhältnisse der Sachen. „Das Geheimnisvolle der Warenform besteht also einfach darin, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen.“⁸

In der warenproduzierenden Gesellschaft liegen gleichermaßen die Ursachen für Entfremdung und Verdinglichung einerseits, wie die beständige Mystifikation der Wirklichkeit andererseits, die sich insbesondere im ideologischen

⁵ Marx spricht von der „notwendigen Warenform“, weil ausschließlich für den Markt produziert wird. Kapital, MEW, Bd. 23, S. 79 f.

⁶ Karl Marx, Das Kapital, MEW, Bd. 23, S. 80.

⁷ Karl Marx, Das Kapital, MEW Bd. 23, S. 85.

⁸ a. a. O., S. 86.

Bereich niederschlägt, das, was Adorno mit dem Täuschungsgeschäft bezeichnete. Adorno und in seinem Gefolge viele Realismus-Kritiker (allerdings bei weitem nicht mit dem gleichen Niveau) haben daraus den Schluß gezogen, die Realität sei mit realistischen Mitteln nicht mehr darstellbar. Ihre Fehleinschätzung, soweit sie sich — wie Adorno — auf Marx berufen, liegt gerade darin, daß sie den zwieschlächtigen Charakter der Ware und der warenproduzierenden Gesellschaft verkennen, oder genauer, daß sie den Aspekt des „Mysteriösen“ verabsolutieren. Sie sehen nur den Tisch, der kopfstehend und aus seinem Holzkopf Grillen produziert, „viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne“. Sie übersehen dabei die andere Seite, den „ordinären sinnlichen Tisch“, der nach wie vor mit beiden Beinen fest auf dem Boden steht und von Menschen gebraucht und benutzt wird. Der Realismus ist aber gerade diejenige Methode, die vom Anspruch her, das Wesen der Realität zu erfassen, beide Aspekte umfassen muß, insofern nämlich, als sie, von den konkreten Phänomenen ausgehend, deren wunderlichen Tanz zeigen kann. Die Aufgabe des Realismus ist gerade, das Wesen einer Gesellschaftsform, das heißt der Wirklichkeit, aus deren Erscheinungsform heraus darzustellen. Wer aber die Mystifikation und den Grad der Entfremdung so absolut ansetzt, daß die Wirklichkeit selbst nicht mehr erkennbar und damit nicht darstellbar ist, kann diese dann auch nicht mehr als veränderbar verstehen.

Es ist dann auch nicht weiter verwunderlich, wenn sich plötzlich eine metaphysische Dimension einstellt. Adorno dekretiert für die Darstellungsform der heutigen gesellschaftlichen Realität durch den Roman ein antirealistisches Moment: „Das antirealistische Moment des neuen Romans, seine metaphysische Dimension, wird selbst gezeitigt von seinem realen Gegenstand, einer Gesellschaft, in der die Menschen voneinander und von sich selber gerissen werden.“⁹

Die undialektische Absolutsetzung des Warenfetischismus durch Adorno findet ihre logische Verlängerung in einer undialektischen normativen Ästhetik, die eine absurde unrealistische Literatur fordert, die ihrem realen Gegenstand, der Gesellschaft entspreche. Dabei wird von Adorno — unbeachtet — genau das gefordert, was er selbst so vehement verdammt: eine undialektische, naive Widerspiegelung von Wirklichkeit¹⁰. „Neue Kunst ist so abstrakt, wie die Beziehungen der Menschen in Wahrheit es geworden sind. Die Kategorien des Realistischen und Symbolischen sind gleichermaßen außer Kurs gesetzt.“¹¹

Ich will hier nicht weiter auf die erkenntnistheoretischen Fehlschlüsse Adornos eingehen und mich auch nicht mit der von ihm bewußt als naiv mißver-

⁹ Theodor W. Adorno, Noten zur Literatur I, Frankfurt 1968, S. 65.

¹⁰ Die meisten Realismus-Kritiker fordern, die literarischen Techniken dürften nicht „reduziert“ und „zu ermäßigten Preisen“ abgegeben werden. Einmal abgesehen von dem kommerziellen Sprachgebrauch, liegt hier eine rein immanente literarische Beurteilung vor, die von einem konkreten historischen Bezug absieht und Literatur als Prozeß von Neuinszenierungen versteht. Vgl. Jörg Drews, SZ v. 28. 10. 74.

¹¹ Theodor W. Adorno, Gesammelte Schriften 7, Frankfurt 1968, S. 54.

standenen Widerspiegelungstheorie auseinandersetzen. Ich möchte hier zunächst davon ausgehen, daß Wirklichkeit sich bewußt verändern läßt. Das ist kein politischer Glaubensakt, sondern läßt sich in der Realität belegen. Deutlich wird das beispielsweise im Überbau, seit der Studentenrevolte 1967, an der Basis verstärkt seit den spontanen Streiks von 1969.

Wie veränderbar unsere gesellschaftliche Wirklichkeit ist, kann auch an der Reaktion derer abgelesen werden, die sich gegen jede Veränderung stemmen, die das, was da in Bewegung gekommen ist, mit allen Mitteln versuchen abzumähen, mit Berufsverboten, mit antikommunistischen Slogans, mit Stimmungsmache und mit Diffamierungen.¹²

Die Politisierung in den vergangenen Jahren und die jetzt einsetzende Polarisierung hat ihren Reflex auch in der Prosaform gefunden. Seit ungefähr zwei Jahren liegen dafür Beispiele in Form von Romanen und Erzählungen vor, die, das ist ein Vorschlag, sich unter dem Begriff *politischer Realismus* subsumieren ließen: „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ von Heinrich Böll, „Behringer und die lange Wut“ von Gerd Fuchs, „Zündschnüre“ von Franz Josef Degenhardt, „Das Brot mit der Feile“ von Christian Geissler, „Charly Traktor“ von Michael Scharang, „Lenz“ von Peter Schneider, „Die Gallist'sche Krankheit“ von Martin Walser. Die literarische Tendenz dieser neuen Literatur schafft man auch damit nicht mehr aus der Welt, wenn man wie Jörg Drews behauptet: „Der Realismus schimmert schal (? U. T.) und vieldeutig.“¹³ Daß sich das, was als politischer Realismus zu bezeichnen wäre, in verschiedenen stilistischen Richtungen abschattet, ist für jeden selbstverständlich, der einmal begriffen hat, daß es sich beim Realismus um eine Methode handelt, nicht um die Kanonisierung eines Stils.

Wenn man die vorliegenden Beispiele sichtet, erweist sich, daß Literatur, die sich gezielt auf Wirklichkeit richtet, gerade in der heutigen historischen Situation keine, wie Adorno „rekommandiert“, metaphysische Dimension hat. Um nicht abermals die — zugestanden — schwer durchschaubare Wirklichkeit zu mystifizieren (was bei Beckett beispielsweise der Fall ist), bemüht sich diese Literatur um eine konkret historische Dimension, die notwendigerweise an Menschen gebunden ist. Wie es neben den „wunderlichen Grillen“ der Dinge, sofern sie Waren sind, auch einen konkreten Gebrauchswert gibt, sinnlich überprüfbar, gibt es nicht bloß den atomisierten, von sich und anderen gerissenen Menschen, sondern auch den gesellschaftlichen, solidarisch handelnden Menschen. Daran anzuknüpfen in der Literatur bedeutet gerade nicht Simplifikation oder das bornierte Insistieren auf ein „positives Moment“, sondern im Gegenteil, es bedeutet äußerste Anstrengung und Präzision in dem Versuch, Wirklichkeit literarisch darzustellen, bedeutet die konsequente Aufnahme des bestehenden Widerspruchs, ohne ihn zum „positi-

¹² Vgl. dazu den Aufsatz von Gerd Deumlich im *kürbiskern* 4/74, S. 114.

¹³ Jörg Drews, SZ vom 28. 10. 1974.

ven“ oder „negativen“ zu verwischen, bedeutet schließlich die Hereinnahme der historischen und gesellschaftlichen Dimension. Im Mittelpunkt einer realistischen Literatur müssen konkrete Menschen stehen und keine linguistischen Sprechblasen oder metaphysischen Marionetten. Menschen, die handeln, die tätig sind, das heißt arbeiten, also selbst wieder Realität herstellen, sei es unmittelbar an den Drehbänken oder nur mittelbar an der Schreibmaschine. Wenn Menschen in der Literatur als handelnde Personen dargestellt werden, kommt notwendig Veränderung, sowohl thematisch als auch formal, als Handlung, in die Literatur.¹⁴ Veränderung, die sich inhaltlich an den dargestellten Figuren zeigt, als Veränderung ihres Bewußtseins, ihrer Sensibilität und schließlich ihre Praxis. Wo die Gegenwart als Resultat der Geschichte verstanden wird, gibt es nicht nur ein Heute und Gestern, sondern — das klingt selbstverständlich, hat aber erhebliche Folgen — auch ein Morgen. Das Signum jeder antirealistischen Literatur ist die Exekution der Geschichte, sowohl bei Beckett wie bei Bernhardt, sowohl bei den Linguisten wie bei den Strukturalisten. Geschichte kommt allenfalls noch als Negation ihrer selbst vor.¹⁵

Wenn der Autor die Wirklichkeit nicht als gottgewollte versteht oder als Resultat eines blinden Fatums, wird er die Widersprüche der Wirklichkeit (unter denen er individuell leidet) so darstellen, daß in ihnen implizite Realitätsmomente eingehen, das bedeutet aber auch, daß er die den Widersprüchen innewohnende Dynamik darstellen wird, die über das Bestehende hinausdrängen. Zukunft geht damit notwendigerweise als Dimension in die literarische Arbeit ein. Sie kann als Perspektive auch thematisch werden, wenn der Autor die Wirklichkeit für revolutionär veränderbar hält.

Kennzeichnenderweise sagt ein Autor wie Peter Handke: „Vor einer Zukunftsvorstellung habe ich Ekel.“¹⁶ Hier wird sogar von der psychischen Disposition des Autors — einmal unterstellt, daß diese Aussage keine Koketterie ist — jede mögliche Veränderung von vornherein verbaut. Literatur, die versucht, die gesellschaftlichen Widersprüche darzustellen an Menschen, die solche Widersprüche erfahren, muß selbstverständlich die Isolation zeigen, aber auch die Möglichkeit der Solidarität; die Entfremdung und Verdinglichung, aber auch die Möglichkeit der Bewußtwerdung darüber und damit die qualitativen Werte, die dem entgegenstehen. Literatur, die diese Dialektik aufnimmt, ist realistisch und trägt in sich utopische Momente. Un-

¹⁴ Der Zusammenhang zwischen der Wiedergewinnung realistischer Erzählweisen und der Herausbildung einer sozialistischen Bewegung in der BRD müßte noch genauer untersucht werden. Ebenso das Faktum, daß die meisten Schriftsteller des politischen Realismus zugleich auch politisch arbeiten. In den Romanen und Erzählungen des politischen Realismus werden auch wieder „individuelle Helden“ dargestellt, was nach Ansicht vieler Realismus-Kritiker *ex cathedra* gar nicht mehr möglich ist; individuelle Helden, die qualitative Werte verfolgen, insofern sie bewußt gegen die „unkollektive“ individualistische Wirklichkeit ankämpfen.

¹⁵ Es bleibt reine Sophistik, wenn man, wie Adorno, darauf hofft, aus der reinen Negation der Wirklichkeit könne sich eine neue Position einstellen, insofern sich aus der Erstarrung und Hoffnungslosigkeit die Veränderung als ein Desiderat einstellen würde.

¹⁶ Christian Linder, Schreiben und Lesen, darin: Gespräch mit Peter Handke, Köln 1974, S. 45.

ter diesem utopischen Moment verstehe ich nicht die abstrakte und darum leere Umkehrung, Literatur sei schon immer, insofern sie „ästhetischer Schein“ ist, der Realität antithetisch entgegengestellt (was dann insbesondere auf die „autonome“ Literatur zutrifft),¹⁷ sondern ich meine damit Momente in der gegenwärtigen Realität (in der Gesellschaft wie in der Literatur), die auf ein Zukünftiges deuten, insofern sie nach Veränderungen drängen.¹⁸ Qualitative Werte¹⁹ also, die sich gegen eine Gesellschaftsform richten, in der ein aktives Kollektibewußtsein zunehmend von den ökonomischen Prozessen gemodelt wird, das also auftaucht, was Marx mit dem Begriff des Warenfetischismus belegt hat.

Solche qualitativen Werte müssen den literarischen Figuren nicht gewaltsam aufgepappt werden, sondern sind in der Realität konstatierbar. Der politische Realismus unterscheidet sich vom bürgerlichen gerade dadurch, daß seine Figuren nicht nur eine kritische Haltung gegenüber der gesellschaftlichen Realität einnehmen, sondern daß sie eine bewußte Veränderung dieser Gesellschaft versuchen. (Inwieweit ein solcher Versuch dann mißlingt oder gelingt, ob ein „positiver Held“ oder ein „negativer Held“ gezeigt wird, ist dabei nur von sekundärer Bedeutung.) Das Utopische würde aufscheinen in dem Anspruch auf Glück und in dem Versuch, diesen Anspruch in der gesellschaftlichen Praxis einzulösen, gerade weil Qual und Glück dominieren, auf Selbstverwirklichung, weil die Kommerzialisierung die Bedürfnisse pervertiert, auf eine Welt ohne Ausbeutung, weil Ausbeutung in ihrer brutalsten und freundlichsten Form dominieren, auf eine Welt, in der nicht mehr der Mensch über den Menschen herrscht, weil sich diese Herrschaft offen oder versteckt in dieser Gesellschaft aufwirft. Aus dieser Dialektik gewinnt die literarische Utopie ihre Sprengkraft gegenüber dem Bestehenden, vorausgesetzt, daß dieses nicht als metaphysische Statik erscheint, wie beispielsweise bei Beckett oder Bernhardt.

Damit rede ich selbstverständlich nicht einer „heilen“ oder „gesunden“ Literatur das Wort. Das wäre, wenn man sich die Wirklichkeit hier im Lande ansieht, höchst unrealistisch. Aber Literatur vermag mehr als nur eine platt naturalistische Abschilderung der bestehenden Verhältnisse zu liefern, sie kann Perspektiven aufzeigen, die über das Bestehende hinausgehen, indem sie dieses als veränderbar darstellt oder doch darauf insistiert, daß es verändert werden muß. Darin liegt das Humane (die Humanisierungsfunktion) von Literatur. Sie ist, wenn sie den utopischen Aspekt aus der realistischen Darstellung heraus einlöst, eine wichtige „Produktivkraft“ auf dem Weg, daß der Mensch sich diese Welt menschlich gestaltet. „Das absolute Herausarbeiten seiner schöpferischen Anlagen, ohne andere Voraussetzung als die

¹⁷ Vgl. Theodor W. Adorno, *Noten zur Literatur III*, Frankfurt 1966, S. 134.

¹⁸ Das schließt selbstverständlich auch negative Utopien ein. Von hier aus müßte eine Interpretation Kafkas versucht werden.

¹⁹ Vgl. Lucien Goldmann, *Soziologie des Romans*, Darmstadt und Neuwied 1972, S. 36 f.

vorhergegangene historische Entwicklung, die diese Totalität der Entwicklung, d. h. der Entwicklung aller menschlichen Kräfte als solcher, nicht gemessen an einem vorhergegebenen Maßstab, zum Selbstzweck macht? Wo er sich nicht reproduziert in einer Bestimmtheit, seine Totalität produziert? Nicht irgend etwas Gewordenes zu bleiben sucht, sondern in der absoluten Bewegung des Werdens ist?“²⁰

Das utopische Moment kann im jeweiligen Text in unterschiedlicher Form auftauchen, so beispielsweise als ein Motiv, das sich durch den Roman „Das Brot mit der Feile“ von Christian Geissler durchzieht: „Und Nina hat eben ihre Friseurprüfung fertig, neunzehn und etwas, und schlängelt und flitzt mal endlich durch ganz klares Wasser mit Sonne und lauter Freiheit, denkt sie, und hat lauter Küsse für Ossi, da war sie noch nicht mal vier, und hat schon bei ihm in der Jacke im Schilf gesessen, heimlich hinter den Herrschaftsmauern und Gutshecken derer von Brehmsahn, die hatten vorm Arbeiter damals noch gerade mal Angst, und auch keine Waffen, noch paar Wochen nach 45, auf in den Kampf, Ossi heimlich auf Aale im Schaalsee, und Nina bei ihm in der Jacke im Schilf . . .“

Nina hatte auch etliches schon über Inseln gelesen, aber nicht Strindberg und Schnabel und Melville und Conrad, sondern in Illustrierten und Heften und Comics und Kino mit Bounty und Fletcher Christian, und manchmal, immer mal wieder, ganz früher, in einem Märchenbuch die Geschichte von Inseln, die gar keine sind, Gespenstertiere, die plötzlich mal auftauchen, aufstehen, wild werden und alles mit sich reißen und untertauchen: Die mochte sie nicht. Die las sie ängstlich immer noch mal. Aber das ist jetzt vorbei. Gewalt und Gespenster sind nur Märchen, sonst nie. Die Inseln hier in der Stadt hatte sie längst alle angeschwommen, zuerst noch bei Ossi vorn auf dem Fahrrad, da war sie erst sechs oder sieben, später allein oder mit Kerstin Tode, Steilshoop, im Brahmfelder See, gleich nebenan Friedhof, oder im Jenefelder Moor, oder Ojendorf, auch wieder gleich mit Friedhof, aber macht nichts, jedenfalls kamen einem die Jungen übers Wasser auf Inseln so leicht nicht nach, da mußte er schon schwimmen können, und Mut haben, und gegen jede Gefahr, und ganz bestimmt alles Sonne, und am besten kein Boot und kein Dampfer, so muß das mal werden, aber bloß wann denn nun endlich? Und wer? Jetzt könnte nämlich allmählich schon langsam mal einer kommen, für Schaalsee dahinten, aber den hol ich mir lieber selber.“²¹

Das Motiv der Insel als Symbol für einen utopischen Zustand hat eine lange literarische Tradition. Aber bei Geissler wird dieses Inselmotiv nicht nur symbolisch eingesetzt, sondern erhält seine konkrete Bedeutung gerade aus der Einbindung in die Handlung. Mit der Insel verbindet sich für Nina die Vorstellung eines individuellen Glücks und eines nichtentfremdeten Daseins. Diese Insel ist nicht

²⁰ Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, Berlin 1953, S. 387.

²¹ Christian Geissler, *Das Brot mit der Feile*, München 1973, S. 176 f.

im „Niemandland“ angesiedelt, sondern sie ist Teil dieser „Warenwelt“, topographisch bestimmbar und im Privatbesitz eines adeligen Gutsherrn. Nina träumt nicht bloß von dieser Insel (von einer glücklichen Welt), sondern sie versucht, ihren Wunsch zu verwirklichen, im privaten Bereich, indem sie Ahlers das Schwimmen beibringt und ihn dann zu dieser Insel schleppt, im gesellschaftlichen Bereich, indem sie organisiert politisch arbeitet (in der DKP). Eine Flucht aus dieser Gesellschaft ist unmöglich — das weiß auch Nina —, allenfalls kann man sich für eine kurze Zeitspanne zurückziehen und solche qualitativen Werte realisieren, beispielsweise in dem Urlaub, den Nina mit Ahlers und Freunden auf einer griechischen Insel verleben. Aber das Ursprüngliche und — was anklingt — die Idylle werden von der gesellschaftlichen Realität negiert. Nina und Ahlers werden in Griechenland von dem Putsch der Obristen überrascht. „Das Wasser war kalt gewesen, ohne Last und ohne Ziel, sie waren schon da, alles in ihren Händen, sie selber, die Insel, das Licht auf der Haut, das Wasser im Haar, der runde Himmel. Als sie weg mußten, wußten sie nicht mehr, wohin.“²² Utopische Momente finden sich auch in den anderen Büchern des politischen Realismus. In „Behringer und die lange Wut“ von Fuchs werden sie situativ deutlich in der Veränderung des Bewußtseins und in den Reaktionen Behringers und sprengen immer wieder verkrustete Denk- und Sehweisen; oder im „Lenz“ von Peter Schneider, wenn am Schluß der Erzählung Lenz in Trento spontane solidarische Formen des Zusammenlebens kennenlernt.²³

Neben diesen Beispielen, in denen Utopie thematisch wird, gibt es noch eine weitere Bestimmung, die die realistische Form an sich betrifft. Vermutlich ist gerade darin der eigentliche Grund zu suchen, warum endzeitlich gestimmte Kritiker den Realismus so vehement ablehnen²⁴. Dieses „formale“ utopische Moment ist in der Handlungsführung eines Romans oder einer Erzählung zu suchen, in dieser Handlungsführung werden „Schicksale“ gezeigt, das heißt, es werden Entwicklungen von Personen dargestellt. Oben wurde herausgestellt, daß ein wesentliches Moment des Realismus seine historische Dimension ist, die sich an den handelnden oder auch nicht-handelnden Personen innerliterarisch darstellt.

In allen bisherigen Gesellschaftsformen hat sich die Geschichte gleichsam hinter dem Rücken derer vollzogen, die sie selbst — meist unbewußt — gemacht haben. Geschichte erschien und erscheint auch heute noch als ein unabänderliches Schicksal, das dem Zugriff des Einzelnen entzogen ist, weil es — vermeintlich — von einigen Mächtigen gemacht wurde und wird. In der Tat spielt der Zufall für den Einzelnen in der chaotischen kapitalistischen

Gesellschaftsform eine entscheidende Rolle. Gesetzmäßigkeiten sind gesellschaftlich ableitbar nur für Klassen.

Rational — und das meint nach humanen Gesichtspunkten — planen kann sich eine Gesellschaft aber erst dann, wenn die chaotische kapitalistische Produktion abgeschafft wird und sich damit auch die Distribution verändert, wenn also nicht mehr das Tauschprinzip, die Warenform bestimmend ist, sondern die gesellschaftlichen Produkte durch Verteilung zu den Konsumenten kommen. „Die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen zu ihrer Arbeit und ihren Arbeitsprodukten bleiben hier durchsichtig einfach in der Produktion sowohl als in der Distribution.“²⁵

Entfremdung und Verdinglichung, das Zur-Ware-werden von Dingen und Menschen, wären damit aufhebbar. Damit würde auch tendenziell schwinden, was als individueller Zufall in der der kapitalistischen Gesellschaftsform als das Normale gilt: das „Schicksal“.

Auch das „Schicksal“ des einzelnen erschiene dann nicht mehr als ein blindes Geschick, sondern als gesellschaftlich verstehbar und damit auch als bestimmbar. Unbestritten würde auch weiterhin ein Rest von Zufall und Leiden bleiben, die als anthropologische Konstanten in Krankheit und Tod liegen. Wobei aber wiederum gerade das Phänomen des Todes das Fundament für die „absolute Bewegung des Werdens“ ist, für Geschichte und Zeit überhaupt. Erst durch den Tod und damit auch durch die Limitierung der Zeit steht der Mensch als einzelner sich selbst und der Gesellschaft gegenüber in der Verantwortung. Weil die Zeit des einzelnen durch den Tod begrenzt ist, bekommt auch jede Handlung die Bedeutung der unwiederholbaren Einmaligkeit.

Das Verlangen, Herr über den Zufall zu werden, sein eigenes Schicksal zu bestimmen, „seine Totalität zu produzieren“, wie Marx schreibt, der Versuch aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit aufzusteigen, ist eine Konstante in der menschlichen Geschichte. Aber ist das überhaupt noch vorstellbar oder ist das nicht schon reine unrealistische Utopie? Marx bestimmt diesen Zustand von der Arbeit her: „Das Reich der Freiheit beginnt in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört; es liegt also in der Natur der Sache jenseits der Sphäre der eigentlichen materiellen Produktion.“²⁶ Es ist müßig, sich jetzt eine Gesellschaftsform auszumalen, die jenseits der eigentlichen materiellen Produktion — etwa durch eine totale Automation — läge. Schon die Vorstellung, daß die Produktivkräfte voll in den Dienst eines menschenwürdigen Lebens gestellt würden, ohne Rüstungsetat und ohne Kapitalvernichtung, trägt in sich utopische Züge. Eine Gesellschaft, die das menschliche Wesen voll entfalten würde, in der Arbeit nicht mehr von Not und äußerer

²² Christian Geissler, *Das Brot mit der Feile*, München 1973, S. 268.

²³ Peter Schneider, *Lenz*, Berlin 1973, S. 82 f.

²⁴ Ich kenne hingegen kaum realistisch schreibende Autoren, die den experimentellen Literaten derart unsachlich ans Leder gehen.

²⁵ Karl Marx, *Das Kapital*, MEW Bd. 23, S. 93.

²⁶ Karl Marx, *Das Kapital*, MEW, Bd. 25, S. 873.

Zweckmäßigkeit bestimmt würde, wäre selbst Artefakt und wäre also nicht mehr der Naturnotwendigkeit unterworfen.²⁷ Einen Vorgriff auf jene gesellschaftlich noch ferne Utopie leistet Kunst aber schon heute. Die produktive Einbildungskraft des Schriftstellers vermag „Schicksale“, also individuelle Geschichte, innerhalb einer literarischen Welt zu entwerfen und darzustellen. (Geschichte wird im literarischen Werk sozusagen organisiert.) Diese literarische Welt, ist als Artefakt eine Gegenwelt zur bestehenden Welt. Der Leser vermag mit seiner Einbildungskraft den Text als Rezeptionsvorgabe wieder zu reaktualisieren, mehr noch, er kann die „Schicksale“, die Handlungen, die Reaktionen und Reflexionen der literarischen Figuren weiterführen; er vermag sich zu der vorgegebenen Handlung Alternativen auszudenken und diese dann selbst weiterzuspinnen. Er kann in seiner Phantasie solche Gegenwelten aufbauen, nicht als Traumwelten, wie sie die Trivialliteratur vorzeichnet, sondern — insofern sie mit dem Wunsch und seiner Wirklichkeitserfahrung zu tun haben — als Wunschwelten, als utopische Welten, die in sich die Möglichkeit und den Anspruch auf Verwirklichung tragen, die damit das „absolute Herausarbeiten seiner schöpferischen Anlagen“ vorantreiben. Das utopische Moment der realistischen Literatur verlängert sich bis in den Rezeptionsvorgang und konstituiert ein *neues* Einverständnis über gesellschaftliche Wirklichkeit.

Zugleich entfaltet und befriedigt Literatur ästhetische Bedürfnisse des Menschen, Bedürfnisse, die nicht abgespalten sind von seinem konkreten gesellschaftlichen Dasein, sondern unmittelbar eingehen in sein Bewußtsein, seine Sensibilität, seine Einbildungskraft und damit mittelbar wiederum seine Praxis bestimmen. Gerade in einer warenproduzierenden Gesellschaft hat Phantasie, die sich auf die Entfaltung qualitativer Werte richtet, auf die Ausbildung aller menschlicher Fähigkeiten, ihre utopische Funktion in der konkreten Gegenwart, als Gegenbereich von Verdinglichung und Entfremdung. Literatur — auch die nicht-realistische — vermag Irritationen gegenüber eingerasteten Denk- und Sehgewohnheiten zu liefern.

Realistische Literatur kann darüber hinaus aber noch emotionale, rationale und ethische Erfahrungen und Erkenntnisse vermitteln, die durch keine andere Form der Weltaneignung erreicht werden kann, oder aber *noch nicht* erreicht werden kann. „Entdeckungen und Erkenntnisse, die den Menschen nicht nur das vorführen was sie sind, sondern auch das, was sie sein sollten.“²⁸ Darin liegt die „Humanisierungsfunktion“ von Literatur überhaupt und ihr Besonderes, was sie von der Wissenschaft unterscheidet. Sie ist gerade dann, wenn sie diesen utopischen Aspekt aus dem „Umgang“ mit Realität

²⁷ Auch in einer Gesellschaft, in der Gesellschaft und Geschichte planvoll organisiert wird, bleibt Spontaneität erhalten. Sie wird sogar erst zu sich selber gebracht, weil sie nicht mehr aus der Not geboren wird, immer wieder auf existenzgefährdende Zufälle reagieren zu müssen und dadurch stimuliert wird, sondern sie kann sich spielerisch entfalten. Sie würde dann aus dem „gegenständlich entfaltenen Reichtum menschlichen Wesens und menschlicher Sinnlichkeit“ entspringen.

²⁸ Gesellschaft, Literatur, Lesen, Berlin 1974, S. 26.

tät im Rahmen einer realistischen Darstellung einlöst, eine wichtige „Produktivkraft“ auf dem Weg, auf dem der Mensch sich die Welt aneignet, in seiner ganzen Totalität, und sich damit selbst verwirklicht: „... im gegenständlich entfaltenen Reichtum des menschlichen Wesens wird der Reichtum des menschlichen Wesens, wird der Reichtum der subjektiven menschlichen Sinnlichkeit, wird ein musikalisches Ohr, ein Auge für die Schönheit der Form, kurz werden menschlicher Genüsse fähige Sinne, Sinne, welche als menschliche Wesenskräfte sich bestätigen, teils erst ausgebildet, teils erst erzeugt.“²⁹

²⁹ MEW Ergänzungsband 1, S. 541.

Wolfram Frommlet Science Fiction und soziale Utopie im Kinder- und Jugendbuch

Feld, Wald und sorgenvolle Hasenfamilien machen nach wie vor den Großteil bundesrepublikanischer Kinderbücher aus. Doch die Kritik an der Ausklammerung gesellschaftlicher Realität läßt sich vermarkten — Düsenantrieb und Raumanzug gehen mit bürgerlichen Normen so makabre wie raffinierte Ehen ein:

In „Andromedar SR 1“¹ läßt der böse Oktopus, der immer nur „ans nackte Grabschen“ denkt (Seite 2), im Kellergewölbe seiner „Gruselburg“ das Raumschiff Andromedar bauen, das die ersten Menschen zum Mars bringen soll. „Andromedar SR 1 wurde halluzinnoberrot angestrichen, damit man sie im Weltraum nicht sehen konnte. Sie sollte — man muß es leider sagen — einer bösen Sache dienen. Der achtarmige Oktopus hatte den berühmten Weltraumfahrern Castrop und Rauxel befohlen, den Marsmäusen ihre kostbaren Kobaltblumen abzugeben“ (Seite 8).

Auf dem Mars angekommen, erwartet bereits Marsipan, der König der Marsmäuse, auf einem Teppich bunter Blumen, die sich bis zum Horizont — der identisch ist mit seiner Mäuseburg! — ausdehnen, die beiden Eindringlinge. Gemäß der Kinderbuchtradition ist ein König ein netter Mensch, den die beiden Rammfahrer „sofort liebgewonnen“ hatten. Und wo ein König so nett ist, sind alle nett: die Weltlinge spielen mit den Marsmäusen Schweinchenfassen und rollen die Marzipankrone durchs Gras. Farbe und Blumen las-

¹ Stempel/Ripkens/Edelmann, Andromedar SR 1, Köln 1970.

sen selbst die zerstörerische Lichtkanone wirkungslos werden, und ohne Beute geht's zurück zur Erde. Paradies in der Ferne — aber der Mensch ist schlecht. Einfach so und generell, die Kraft eines fröhlichen Feudalreiches macht die Ausnahme: „Hassan, der Hase, sagt nachdenklich: Ich wußte gar nicht, daß die Menschen so lieb sein können“ (Seite 26). Der böse Oktopus wird reingelegt: Castrop und Rauxel verpacken neun Dosen Sauerkraut mit kunstvollen Schleifen, gierig grabscht der achttarmige Oktopus danach, verheddert sich, alle lachen. Die Zigarre des Dicken verglimmt, er ist nur noch lächerlich — und so schnell wird man einen Bonzen los.

Einen Bonzen? Oder nur eine Phantasiefigur? Dieses Bilderbuch ist mehr als eine fantastische Fiktion, auch mehr als ein Märchen mit technologischen Elementen. Aus Fernsehen und Zeitschriften haben auch kleine Kinder „Erfahrung“ mit der Weltraumfahrt. Sie ist dort ein gigantischer Komplex. Hier aber wird Raumfahrt von einem Mächtigen in Auftrag gegeben. Die Bilder, auf denen der Bau der Rakete zu sehen ist, setzen an der Realität an: Techniker, Instrumentarien, wie sie den Kindern auch dokumentarisch bekannt sind. Zwischen der Realismuserfahrung und dem Buch entsteht ein Bruch, der nicht ohne Hilfe als Lüge zu entlarven ist. Der achttarmige Oktopus hat bildnerische Elemente eines Bonzen: Zigarre, teure Handschuhe. Was, wenn Kinder fragen, ob ein einzelner Raketen in Auftrag gibt? Ist die Gefahr der „bösen Sache“ gebannt, wenn man ihnen erzählt, in Wirklichkeit seien es viele? Und: Kinder nehmen Könige nicht als Nomenklaturen von Macht. Sie kennen sie aus Fernsehen und Zeitschriften als existente Figuren. Auch wenn es nur ein Mäusekönig ist — sie erfahren, Könige sind nett, die Untertanen brüderlich mit ihnen vereint, mit Kronen spielt man, sie sind kein Symbol der Macht.

Während in „Andromedar SR 1“ Blumen und Tiere der Technik alle Gefahr nehmen, ist es in „Maicki Astromaus“² die Figur des Professors, die Weltraumtechnologie zum skurrilen Hobby verniedlicht: „Bevor die Geschichte anfang, lebte der berühmte Professor Oberburger noch nicht in Amerika, sondern abwechselnd in Wien und Heidelberg“ (Seite 6). Nun allerdings lebt er in Amerika, in einem Haus — hinter Stuck (!) und Dielen — in der Nähe der Stadt Hartford im Staate Connecticut. Immer ist der Herr Professor nur in seinem Laboratorium, auch wenn er schläft, bastelt ganz allein eine Rakete, die bis zum Uranus fliegen soll, hat niemanden um sich — außer einer kleinen grauen Maus — und redet als Junggeselle nur mit sich. Bald wird's kommunikativer, er lernt die besagte Maus kennen, schickt sie ins All. Das Raketchen wird angezogen vom Planetoiden Prxl, wo's den Professor Klarloth gibt, Oberhaupt eines prxlianischen Stammes von Wissenschaftlern. (Was in einem Fall der König als Autoritätsrequisit, ist hier

² Brown/Friesel/Edelmann, Maicki Astromaus, Köln 1970.

ein Oberhaupt). Die Prxlianer bringen der Maus das Sprechen bei und die, zurück in den USA, macht dem Professor schmackhaft, nun bei der Rattenvertilgung mitzuarbeiten. Der Professor würde die Verhandlungen mit den Regierungen führen. (Wozu es wohl nicht kommt, weil Mausilein durch Stromkontakt die Sprache wieder verliert.) Im konkreten nationalen Raum angesiedelt, wird so das Bild eines Professors — stellvertretend für viele in diesem Bereich — vermittelt. In der Isolation forschend, suggeriert er die Vorstellung von einer Wissenschaft, die außerhalb aller gesellschaftlichen Institutionen steht. Der Griff ins All wird verbunden mit der Aufrechterhaltung der bürgerlichen Beschwörung des Einzelgenies. Ein bißchen verrückt — also außerhalb normaler Beurteilungskriterien.

Forschung entspringt nicht der Einsicht in die gesellschaftliche Notwendigkeit, ein bestimmtes Produkt zu erfinden; Forschung ist Hobby, nur den inneren Gesetzen kauziger Köpfe folgend: „Professor Filarskys seltsame Maschine“³ zeigt die Erfindung einer Verdoppelungsmaschine als Selbstzweck; ein Professor führt sie dem anderen vor: Ein Minizirkel unter sich. Ein aristokratischer Klüngel, in dem die Haushälterin (einziger menschlicher Kontakt des Professors F.) um ihren Posten zittert, wenn sie einen Brief nicht finden sollte. Mittransportiert werden — unterschwellig, weil von Verwechslungsgags übertüncht — die Muster professoralen Wesens — das riesige Buch . . . , und „es ist sehr unhöflich, wenn man zu einem Professor zu spät kommt“ (Seite 1).

Genies sind selbstlos, wie Mr. Bat⁴, der einen Superapparat erfunden hat, der ihn fünfzig Jahre seines Lebens und sein gesamtes Vermögen gekostet hat (Seite 34). „Leider weiß die Menschheit nichts davon, denn Mister Bat wohnt still und zurückgezogen in einer Versuchsstation mitten im Wald“ (Buchcover). Mit seiner Apparatur kann er Menschen in jede beliebige Zeit zurückversetzen. Eine herrliche Idee, mit der sich historisches Bewußtsein mit Storyelementen vermitteln ließe. Doch wenn Mr. Bat seine skurrile Schwester, die mit Haarnadeln Türschlösser öffnen kann und ein Düsenauto fährt, wenn er die „zurückversetzt“, gibt es einen Aufmarsch knöchriger-blaublütiger Verwandter, wird deren Geschwätz zur baren Geschichtslosigkeit. In diesem „science-fiction-Märchen“ (so der Verlag) vereinen sich Cola und Popkultur, singen die Beatles und heult der Wind ums Häuschen im Wald.

Fliewatüüt mit Himbeersaft

Was aller Logik hochentwickelter Kapitalverflechtung zu widersprechen scheint, gelingt: die grenzenlosen Möglichkeiten der Technologie zu vermit-

³ Erik Vos, Professor Filarskys seltsame Maschine, Thienemann Theaterverlag, Stuttgart 1970.

⁴ Christine Nöstlinger, Mr. Bats Meisterstück, Hamburg 71.

teln, ohne auf die kleinbürgerlichen Kürzel für Geborgenheit, für das Individuum zu verzichten. Das Bedürfnis von Kindern und Jugendlichen, Technik — als beherrschendes Element ihrer Sekundärsozialisation — in Gedanken zu erproben, zu neuen Dimensionen zu bringen, wird gestillt, indem Technik in die Nähe von Spuk, Zauberei gerückt, Idylle, Flucht in Winkel und Häuschen als verständliche Seinsvorstellung in kaputten Städten mit technologischer Gigantomanie vereint wird.

Höhepunkt solcher Ideologie ist „Robbi Tobbi und das Fliewatüt“.⁵ Tobbi, der Junge aus der Großstadt, beginnt seine Reise mit dem Fliewatüt symptomatischerweise am Wohnort seiner Tante — einem kleinen Dorf, darin „sieben fette und zwei magere Ochsen und drei Mäusefamilien mit Kindern, Enkeln und Urenkeln“ (Seite 11). Als Tobbi, Robbi der Roboter und das Fliewatüt losfliegen (mit Himbeersaft angetrieben!), „wiegte sich der Mond besorgt hin und her und kratzte sich an seinem Kinn“ (Seite 40); „ein älteres, kinderloses Rotkehlchenehepaar allerdings, das zufällig in dem knorrigem Butterbirnenbaum direkt neben der Startwiese wohnte, wurde wach, streckte die Köpfe über den Nestrand und regte sich fürchterlich auf“ (Seite 45). Gerade weil technologische Fiction mit gegensätzlichen gesellschaftlichen Strukturen vermischt wird (Großstadt und Dorfidylle), wird dem Leser unterschwellig glauben gemacht, technischer Fortschritt sei möglich in einer Gesellschaft, in der alles beim Alten bleibt. Folgerichtig führt die Fahrt zum Leuchtturmwärter Matthias, der seinen Turm nun schon seit 35 Jahren bewachte, ihn keinen Tag — „nicht einmal für eine Stunde!“ (Seite 74) — verlassen hatte, sich keinen Urlaub gönnte, weil er nur dort draußen glücklich war. Bei allem Fortschritt kann man auch in Zukunft auf den entsagungsvollen Trottel nicht verzichten. Glück liegt im kleinen privaten Reich. Und das — allen technischen Erfordernissen zum Trotz — sogar unter den Bedingungen des Nordpols. Nordpolforscher Dr. Zacharias Peter Paul Obenau (ein Deutscher!) sitzt „auf einem Schemel vor dem eisernen Ofen und rührt seine Moschusochsenschwanzsuppe. Gleichzeitig badete er seine Füße in einem Bottich mit heißem Wasser“ (Seite 13). Diese Karikatur einer Karikatur eines Forschers soll darüber hinwegtäuschen, wie sehr die Antarktisforschung im militärische Zwecke der USA und ihrer NATO-Partner integriert ist. Zugleich wird es möglich, den Forscher in gerechten Warentauschverkehr mit den heilen Eskimos treten zu lassen, einem unversehrten und urwelthaft-dümmlichen Volk, Walfischschnittchen handelnd, mit traditioneller Frauenrolle: „Sie sollten lieber unten auf dem Eis bleiben, anstatt mit einem Tüdelüt durch die Luft zu kutschieren! Zu unserer Zeit gab's das nicht.“ „Davon verstehst du nichts, Frau,“ schrie der Ur-Opa zurück. „Außerdem heißt das nicht Tüdelüt, sondern Fliewatüt!“ „Was du immer zu mäkeln

⁵ Boy Lornsen, Robbo, Tobbi und das Fliewatüt, Stuttgart 72.

hast!“, sagte Nu-nu-tai-tai-tai ärgerlich. „Ich habe ja auch Tütatüt gesagt“ (Seite 131). Was die christlichen Missionare an der hohen Kultur der Eskimos noch übrig gelassen hatten, ruinierten die Amerikaner mit der ihnen eigenen Zuverlässigkeit in Sachen Ausland. Dieses Volk ist kulturell, gesundheitlich, ökonomisch etwa auf dem Stand der nordamerikanischen Indianer — also bankrott. Bei Boy Lornsen, der dafür auch noch den Bödeckerpreis 72⁶ bekommt, aber haucht ein Eskimomädchen angesichts des Nordlichts: „So etwas Schönes kann nur eine Fee an den Himmel zaubern.“ (Seite 135) Technische Wunschvorstellungen von Kindern werden identisch mit Gespensterhaftem, mit Burgen und Falltüren: Exotik! Sie besuchen Plumpudding Castle und Ghosty, das Gespenst, und nach all dem Tollen nehmen Robbi und Tobbi Abschied — „sie erledigen das wie richtige Männer“ (254), nicht ohne Robbis Bonmot: „Bedenke, daß die Technik fortschreitet“ (256).

Während man hier nicht erfährt, wohin, warum überhaupt die Technik fortschreitet (hat sie ein Eigenleben, eine vom Menschen unabhängige Eigengesetzlichkeit?), wird das in diversen Jugendtheater-Stücken gesagt. In „Glumdalclitch“⁷ fliegt ein Team zu irgendwelchen Galaxien — auf der Raumstation Sirius XIII, 70 Millionen Kilometer von der Erde entfernt, retten sie drei seltsame Typen von Alpha Centauri, 4,2 Lichtjahre von der Erde entfernt. Auf der Erde scheint sich der Kapitalismus unaufhaltsam weiterentwickelt zu haben: der Kapitän der Raumkapsel telefoniert nach dem seltsamen menschähnlichen Fund mit dem Chef des Konzerns „Neues Weltbild“, der ihn üppig auszahlen wird, falls er die drei grünen Wesen mitbringt. Gewalt hin, Gewalt her. Die Frauenemanzipation treibt seltsame Blüten: mit an Bord die Frau Professorin Schmitt-Schmitt, lebende Marionette, geil nach Ruhm und im Bund mit dem Kapitän, die harmlosen Kerle zu entführen. Zeitungskonzerne scheinen sich derart etabliert zu haben, daß der Chef persönlich einen Landeplatz für Raumkapseln hat. So reaktionär, so kulturpessimistisch will man's nun auch nicht lassen — also marxisches Paradies aus der Ferne von 4,2 Lichtjahren. Die drei notgelandeten Grünen als Boten nicht-entfremdeter Wirklichkeit: „Ich tue immer das, was mir gerade Spaß macht. Das tun wir alle (Seite 52).“ Eigentum kennen sie nicht, Beziehungen gibt es nur in der Gruppe, Führer wurden durch gemeinsame Entscheidung ersetzt. Ein schönes Ziel, nur als „doch nicht erreichbar“ von Kindern abzuqualifizieren, wenn mit keinem Wort gesagt wird, wie solches auf der Erde erreicht werden könnte, wenn dort zig-Jahre über unsere Zeit hinaus die Kapitalakkumulation sich nur noch verfestigte.

Weil Jugendliteratur der Weg zum humanistischen Bildungsideal sein soll, bedauert die offizielle Ideologie herrschendes Elend — ohne freilich jemals

⁶ Zum Bödeckerpreis siehe: Frommlet, kürbiskern 1/74, S. 85.

⁷ Hermann Ebeling, Glumdalclitch, zitiert nach dem Exemplar der UA Kassel, 1970 (ohne Verlag).

die Drahtzieher dafür zu nennen. Solche Gruppen gibt es freilich in jedem Land, in dem Elend und Kapital zusammenhängen. Sie zu nennen würde heißen, Tendenz zu vertreten, Herrschaft zu entlarven. Warnung vor dem menschlichen Größenwahn. Auf der Weltraumsuche nach Uran, zwingt eine „Stimme“ zu Besinnung, verkörpert die moralisch-theologisch-irrationale Instanz. Weltwissen quasi: das Kinderstück „Jupiter 13“.⁸

Die Stimme: „Denkt doch an all das Leid auf eurem Planeten, die Kriege, Hungersnöte und den Haß. Nennt ihr das ‚schön‘? Worauf könnt ihr stolz sein, Erdenmänner? Wie sieht es in eurer Geschichte aus? . . . Ich frage die Passagiere: Müssen Menschen auf der Erde unschuldig leiden? Gibt es Unrecht und Not?“ (Seite 39/41) Das schreit förmlich nach Veränderung, das ist schärfer als die Osterpredigt. Und die Lösung liegt in der alten Pfadfindertugend „pro Tag die gute Tat“ — oder, im Text des Stückes: „wäre es nicht denkbar, daß jeder Mensch einen Teil der Verantwortung auf sich nimmt? Indem er zum Beispiel den Leuten hilft, die er kennt?“ (Seite 41) Wenn wir, jeder für sich, vor seiner Tür, ein wenig sauber machen, wird's schon werden. Die prinzipiellen Strukturen, die Herrschenden verändern sich dann wohl mit?

Jugendbuchpreis 74!

So vage wie hier sind die Analysen der Herrschenden im Kapital in „Momo“ von Michael Ende.⁹ Retter der Menschen wird ein kleines, eltern- und mittelloses Mädchen, das sich — keiner weiß warum, keiner weiß woher — am Rande der italienischen Großstadt im alten Amphitheater einquartiert. Romantisierung der Armut — „aus dem steinernen Loch unter der Bühne der Ruine war ein behagliches kleines Zimmerchen geworden“ (Seite 13). Da saß sie nun, wurde zum Seelenmasseur des Proletariats (weil in Italien wohl niemand anders sich dafür findet?): „Momo konnte so zuhören, daß dummen Leuten plötzlich sehr gescheite Gedanken kamen“ (Seite 15). Eine richtige Naturbegabung — „Momo hörte allen zu, den Hunden und Katzen, den Grillen und Kröten, ja, sogar dem Regen und dem Wind in den Bäumen. Und alles sprach zu ihr auf seine Weise“ (Seite 21). Eines Tages kommt Unruhe in die Stadt, die sogar die Vorstadtbewohner, das Proletariat, befällt. Graue Herren, jeder mit Agentennummer, ziehen umher und schwätzen allen Menschen Zeitspar-Verträge auf. Jeder ist reich, spart er nur die nötigen Stunden und Tage ein. Gutgeschrieben werden sie bei der Zeit-Spar-Kasse, einem Unternehmen, das mit Stahlschränken unter der Erde haust. Alles gerät sukzessive unter den Sog der Zeit-Spar-Hysterie. Der früher nette Fremdenführer wird zum Jet-Set-Tele-Star, der Friseur wird so kommuni-

⁸ Christopher Martin, Jupiter 13, Bloch Erben, Berlin o. J.
⁹ Michael Ende, Momo, Stuttgart 1974.

kationslos wie der Kneipenwirt, selbst den Straßenkehrer erwischt es. In der Begründung der Jury zum Jugendbuchpreis 74 heißt es:

„Junge Leser und Kinder, die heute wie Momos Freunde unter dem Getetztsein, dem ‚Übersoll‘ im eigenen Leben wie dem der Erwachsenen leiden, werden im Leseerlebnis der phantastischen Komposition Endes ermutigt, ihre ‚freie Zeit‘ wahrzunehmen und darüber zu entscheiden. Sie werden angeregt, das in der Dichtung Erfahrene auf die reale Ebene umzudenken, die ‚eigene Zeit‘ ernstzunehmen und sie bewußt zu leben: zur Freude für sich und für andere, zur Hilfeleistung im Mitmenschlichen und zu sinnvoller, sinnvoll begrenzter Arbeit“.¹⁰

Das ist das alte Gelaber vom innerlichen, stets einsatzfreudigen Menschen, zur Freude aller, mit dem sich dieser Arbeitskreis, seine reaktionäre Lobby aus Kirchenvertretern, Verlegerinteressen, Philologenverband, klerikalen Lehrerorganisationen und was sonst, seit Jahren über Wasser hält. Was heißt bewußt leben? Was ist sinnvoll begrenzte Arbeit angesichts steigender Mieten, Preise, angesichts einer Konsummafia mit jährlich über 27 Milliarden Etat für Werbung, angesichts mehr und mehr kommerzialisierter Freizeit?

In Endes „Dichtung“ ist nur vom Zeitsparen die Rede, vom Profit der Kapitalisten nie. Nicht davon, daß durch kapitalistische Städteplanung täglich mehr Menschen mehr Zeit mit der Fahrt zur Arbeit verloren geht. Zeitlicher Streß im bundesrepublikanischen Schulsystem hängt mit zu großen Klassen und immer mehr Rüstungsetat zusammen, mit den Konkurrenzmethoden im Schulsystem, das durch Unternehmerinteressen bestimmt ist¹¹, das gerade Arbeiterkinder zwingt zu büffeln, um mitzukommen. Freie Zeit hieße, reden von ihrer totalen Vermarktung, totalen Programmierung durch rechte bis rechtsradikale Konzerne. Die Mitmenschen-Seele wird das kaum ändern. Wer anders denkt, wer Aktivität über den individuellen Seelenkrämerladen hinaus plant, fällt unter den Extremistenerlaß, fällt unter das Berufsverbot — weil die „Freude für andere“ in den Augen der Herrschenden gestört ist.

Von Kampf ist in der gehobenen Literatur der Jugendbuchpreise nicht die Rede, Irrationalismus ist Trumpf, die Tendenz ist voraufklärerisch: Momo bekommt Hilfe, Kraft und Größe „von außerzeitlicher Position“, dem Meister Hora. Eine Schildkröte weist den Weg in dessen überirdisch-schöne Hallen — „diese riesige Kuppel war aus reinstem Gold . . . Dicht über dem Wasser funkelte etwas in der Lichtsäule wie ein heller Stern. Es bewegte sich mit majestätischer Langsamkeit dahin . . . ein ungeheures Pendel . . . es schwebte und schien ohne Schwere zu sein.“ Diese Schönheiten, Tempel

¹⁰ Informationen des „Arbeitskreises für Jugendliteratur“ zum Jugendbuchpreis 1974, S. 5.

¹¹ Zur Schulsituation ausgewählt: Martin Baethge, Ausbildung und Herrschaft, Ffm (EVA) 71. F. Nissen, Schule im Kapitalismus, Köln 1970.

und Wasser kennt man zur Genüge aus der Geschichte des Katholizismus. Sie haben die Proletarier nicht gesättigt und die Bonzen nicht vertrieben, im Gegenteil. Hier indessen reifen die Blüten, immer die „allerschönste“ (Seite 161 ff.). „Die Klänge wurden immer strahlender und klarer“ (Seite 163) — die Blumen werden vom Licht aus dem Wasser gerufen. Jede eines Menschen Zeit. Und Meister Horas „Pflicht ist es, jedem Menschen die Zeit zuzuteilen, die ihm bestimmt ist“ (Seite 159). Im Herzen Schönheit, wachsen langsam im Kinde die Worte, gegen die Zeitagenten zu kämpfen. Die Unschuld siegt über die Schlechtigkeit, die Zeitfresser vernichten sich selbst, die geraubten Zeitblumen erwachen zu neuem Leben, und „alle Leute hatten plötzlich unendlich viel Zeit“, die Blüten kehrten „in die Herzen der Menschen“ (Seite 265), ein Fest wurde gefeiert, Kinder spielten auf den Straßen, Autofahrer spielten mit, wer zur Arbeit ging, hatte Zeit zu Blumenbetrachtungen. Und wer nach dieser Lektüre noch nicht zum wahren Glauben gefunden hat — doch, im Ernst: was gepredigt wird mit Mitteln sozialer Utopien, ist die reaktionäre Haltung des innerlichen, des „schönen“ Menschen — wie gehabt in der Laienspielbewegung, in der „musischen Erziehung“ ausgerechnet unter dem Faschismus.¹²

Über das Tier zu Meister Hora und wieder zurück zu Tieren als ausschließlichen Trägern gesellschaftlicher Analysen: In der fiction-story „Die geheimnisvolle Minusch“¹³ wimmelt eine Kleinstadt von Katzen. Diese Kleinstadt hat ein chemisches Labor. Abfall vor der Tür. Eine Katze frißt davon — sie wird zum Frl. Minusch. Und zur Freundin des schüchternen Lokalreporters. Bislang einfalllos, wird er durch den Katzennachrichten-Dienst recht gagig, sagen wir aktuell: die Katzen sagen's dem Fräulein Minusch, und die dem schüchternen Reporter: der lokale Fabrikbesitzer ist korrupt. Und was das Schlimmste ist — als Vorsitzender des Tierschutzvereins (nur aus Machtprestige, wer hätte es gedacht!) auch noch schlecht zu den Tierchen. Die Katzen bringen's an den Tag, der Dicke bekommt die Genehmigung zur Fabrikerweiterung nicht und das Fräulein Minusch dafür den Reporter. Ein reaktionärer Text (selbstredend auf der Auswahlliste zum Jugendbuchpreis 72!), der Machtpolitisches über Tiere entlarvt. Wie geschieht das in der Realität? Dazwischen — über Katzen transportiert, in fiction verpackt, märchenhaft, der bürgerlichen Kinderliteratur liebtes Kind: Sexualprüderie. Frl. Minusch hat Kätzisches bewahrt, schmust, streichelt, und der Herr Reporter verbittet sich das. Kätzisch ist das, meint er! Umso besser, daß sie nicht bei ihm, sondern — Relikt aus tierischen Zeiten — im Karton schläft. Na bitte! Science Fiction, soziale Utopien für Jugendliche und Kinder leben von der Isolation der Hauptfiguren, von der Verbindung zwischen Phantastischem

und Idylle. Wenn nicht Professoren, dann Außenseiter, die in der fiktiven Übersteigerung der Realität „emigrieren“, sich absondern, die bessere Welt in der Flucht nach nirgendwo suchen: „Herr Mick ist so klein wie ein Fliegenpilz, Herr Möck so groß wie eine Giraffe und so schmal wie ein Handtuch, Herr Moll so dick wie zwei Nilpferde“.¹⁴ Nach der totalen Vermarktung der Kuriosität durch den Film baut man ihnen ein Haus am Rande der Stadt. „Doch die drei Männer rannten immer weiter, immer tiefer in den Wald. Seither steht das Haus, fremdartig und einsam, mitten im Pappelwald. Die drei Männer und den Raben sah man nie wieder“ (Seite 62).

Ursula Wölfels Rollenspielbuch¹⁵ — ein Konglomerat ärgster bürgerlicher Rollentheorie — treibt gesellschaftliche Klischees bis zur Unkenntlichkeit ins Fiktive, macht Vorurteile zur märchenhaften, unglaublichen Utopie. In der Hauptgeschichte flieht der Außenseiter — „bestimmt ist er jetzt schon weit weg“. Nur einer, der Friseur, „macht seine Ladenkasse leer und geht fort. Er will Pienek suchen und nicht zurückkommen, ehe er ihn gefunden hat. Er will ihm woanders eine Wohnung suchen, bei Menschen, die ihn nicht verjagen“ (Seite 29).

Fazits für Heute sind möglich

Auch Greiwe¹⁶ treibt soziale Realität, kapitalistische Mißwirtschaft, den Ruin menschlichen Lebens voran, macht daraus Science-Fiction. Nur wird er weder kulturpessimistisch noch verknäuelte er Fiction-Lösungen mit konkreter, heutiger Realität. An der totalen Tier-Liebe-Gesellschaft weist er Profit und kapitalistische Spekulation auf, indem er nicht in die nicht-transponierbare Zukunft abschweift, sondern Fiction als entzifferbare Parabel für heute macht. Fazits für heute sind noch möglich.

Genau an diesem Punkt liegt das Problem mancher fortschrittlicher Utopie-Bücher, mancher Fiction-Romane: nicht festgeschriebener Untergang, ewig ans Kapital geknüpfte Zukunft, sondern veränderbare Gesellschaft — aber mit Figuren, Elementen der Phantasie, die Lösungen bringen, keinen Ansatz aber bieten, die phantastischen Helfer im eigenen Kampf zu personalisieren, aufzubauen, zu entdecken. Exemplarisches Beispiel dafür „Das Märchen vom Lokführer Grope“¹⁷: Märchen — aber in England spielend. Lokführer Grope fährt täglich den Zug Stanley Baldwin. Die Leute sind's zufrieden, man kommt gut voran. Da kommt der Autofabrikbesitzer Snout, macht den alten Zug madig, macht den großen Run mit dem Prestigedenken vom Auto. Da wird der Zugbesitzer Guv sauer, weil dem der Zug gehört, die Stadt, das Land, die Häuser — kurz alles. Grope fliegt raus. Guv aber macht bald wie-

¹² Hans Giffhorn, Kritik der Kunstpädagogik, Köln 72.

¹³ Annie M. G. Schmidt, Die geheimnisvolle Minusch, Hamburg 71.

¹⁴ Rüdiger Stoye, Herr Mick, Herr Mack, Herr Möll, Recklinghausen 71.

¹⁵ Ursula Wölfel, Du wärest der Pienek, Mülheim 73.

¹⁶ Ulrich Greiwe, Die letzten Hunde von Babelbeck, Reinbek 72.

¹⁷ Straedman/Ingrams, Das Märchen vom Lokführer Grope, München 74.

der Profit — die Leute kommen in die Stadt, arbeiten mehr und mehr, um die Autos abzahlen zu können. Guv ließ mehr und höhere Häuser bauen, „und weil das Land knapp und teuer wurde, ließ er die Häuser so hoch bauen, daß sie die Wolken berührten. Aber je höher die Häuser wurden, desto höher wurden die Mieten.“ Das Kapital schaukelt sich gegenseitig hoch: Snout vergeht das Lachen, „der Markt ist satt“, alles verstopft. Guv läßt die große Autobahn bauen, die Menschen müssen eine Straßengebühr bezahlen. Doch eine Autobahn ist rasch überfüllt — die Machtgeldriesen Guv und Snout kooperieren. Mehr Straßen — mehr Autos. Auf Kosten der Menschen — heißt: Abriss der alten schönen Häuser, statt Spielplätzen Parkhäuser, die Luft vermietet — kurz: Realismus wie anno 74. Da platzt den Frauen der Kragen, die Bürger werden aktiv, stürmen das Büro von Guv, und der, in seiner Wut, steigt versehentlich aus dem Fenster, fällt 164 Meter tief und — naja. Sein Berater Boppo gleich hinterher, auch 164 Meter. „Das ist auch eine Lösung“, dachten die Männer.

Dann machten sie sich auf, die verrottete Bahnstrecke wieder in Stand zu setzen, bringen den alten Zug in Schuß, verkaufen die Autos, und vom Erlös gibt es schöne, neue und schnellere Züge. Ein herrlich-aktivierendes, kapitalismus-kritisches Bilderbuch. Nur — Kapital ist nicht einer, Bahnen sind nicht privat, Straßen schon gar nicht, Kapitalisten und Manager stürzen leider nicht von selbst aus dem Fenster . . . viele Fragezeichen, die erst in progressiver Kinderarbeit, zielgruppengebunden, klassenspezifisch, beantwortet werden können; also: schaffen die Kinder den Transfer von der fiction-haften Vereinfachung in die viel kompliziertere Realität?

Technik, nicht unabdingbar an Kapitalakkumulation gebunden, Technik, die Menschen von Entfremdung befreit, kontrollierbar vom Menschen, entworfen nach den Bedürfnissen der arbeitenden Menschen, gesellschaftliche Befreiung, die nur durch die Befreiung aller gelingt: Herburgers „Birne-Geschichten“.¹⁸ Das, was Robert Jungk „science creation“¹⁹ nennt, Visionen einer besseren Gesellschaft, nicht totale Utopie, monumental, schockierend, grotesk, sondern Vision des Möglichen. Herburgers Birne-Phantasien, problematisch für Arbeiterkinder wegen des enorm prospektiven Gehaltes konkreter Utopien, sind Aufrisse, Denkansätze, wo immer die Frage möglich ist in der Nachbereitung mit Kindern: „Wer könnte Birnes Leistungen vollbringen“ — eine, scheint mir, exemplarische Verwendung fiktiver Figuren. Science Fiction schließlich als das, was erreicht werden sollte, science (Wissenschaft) als Wissenschaft des Dialektischen Materialismus, Analyse von Klassengesellschaften und Klassenbewegungen, Vorhersage von Geschichtsabläufen:

¹⁸ Günter Herburger, Birne kann alles, Neuwied 71; ders., Birne kann noch mehr, Neuwied 71.

¹⁹ Robert Jungk, zit. nach: Pehlke/Lignfeld, Roboter und Gartenlaube, München 70, S. 39.

²⁰ Jack London, Die Eiserne Ferse, München 73.

Jack London „Die Eiserne Ferse“.²⁰ Die Erhebung des nordamerikanischen Proletariats scheitert an der gewaltsamen Konterrevolution des vereinigten Kapitals. Lehrstück angesichts Chiles, angesichts der Industrie-Kampfbündnisse „Soziale Marktwirtschaft“ in der BRD, der „aims of industry“ in Großbritannien. Das Buch hat eine „Ergänzung“ aus dem Jahr 2700 — der Kommunismus ist erreicht. An dieser fiction ergänzt durch Materialien aus der BRD und den USA heute, wird deutlich, wohin progressive Science Fiction münden muß: Für Gruppen im Kampf um gesellschaftliche Umwälzung ist der Transfer ideal-typisch möglich, Marxismus als spannende Jugendliteratur, ansetzend an den Bedürfnissen von Jugendlichen der Arbeiterklasse.

Der Autor arbeitet mit Gruppen und fortschrittlichen Verlagen an Projekten, entsprechend den hier positiv genannten. Noch liegen zu wenig Erfahrungen vor. Um Kontakte zur Zusammenarbeit über den kürbiskern wird gebeten.

Wolf-Dieter Bach Mythos — Magna Charta der Utopie

Flug als befreiender Aufschwung

Dädalus flog aus dem Gefängnis des Königs Minos von Kreta in die Freiheit. Er befreite sich durch den Flug. Bei der Vorbereitung dieses Befreiungsflugs stieß sein Denken in *ignotas artes* vor, wie Ovids Wendung lautet: in technisches Neuland, bis dahin unbekannt, unerhört, nie gedacht. Dieses Neuland war *ou topos*, war ein Nicht-Ort in der gegebenen Realität. Dädalus flog also in die Utopie. Utopisch ist alles, was dieses mythische Bild versammelt: der Vorstoß über vorgegebene Wirklichkeit hinaus, die vorangegangene Planung in der Phantasie — aber auch die Verwirklichung des Plans in handfester Arbeit; schließlich die errungene Befreiung.

Dädalus schuf Neues durch Neuanwendung von Vorhandenem: *naturamque novat* — er erneuerte die Natur, indem er sie neu anwendete. Er nahm das natürliche Vorbild der Vogelschwinge und bediente sich dieses Vorbilds zu seinem Zweck. Das Neue war nicht der Flug, sondern daß Dädalus flog, ein Mensch, halb göttlich angestrahlt.

Also hat das utopisch Neue stets Altes zur Voraussetzung — das Alte ist die Rampe für den dialektischen Absprung des Neuen. Keine Utopie im luftleeren Raum; keine Utopie ohne Material vor Augen und Händen. Dädalus nahm

Vorhandenes auf und machte Niedagewesenes daraus. Wie Lenin überschritt er mit Vorgegebenem die Grenzen des Vorgegebenen. Er stellte den Anspruch auf das Flugvermögen und verteilte es anders als die Natur: auch der Mensch erhielt jetzt Flügel. Das war ein Programm der Veränderung. Und was heißt denn „Fliegen“? Aufschwung, Erhebung; eine Arbeit, die nach oben bringt, frei macht. Flug führt in die Ferne, aber nicht zerfließend ins Weite ringsum, er strebt einem Ziel zu, behält den Ort der Landung vorab im Blick. Flug ist die Ur-Utopie der Befreiung vom Naturzwang niederhaltender Schwerkraft gegebener Zustände und die Ur-Utopie vom in der Ferne erreichbaren Ziel. Die Leichtigkeit des Flugs gibt Optimismus, verspricht leichteres Leben. Flug ist der mit der Realität vermittelte Gedanke, der in allen Sprachen auf Flügeln daherkommt — oft so befreiend und hoffnungsvoll wie in Verdis Gefangenenchor aus „Nabucco“: *Steig, Gedanke, auf goldenen Schwingen* . . .

Emanzipation vom Verhaftetsein an die Erde, Weiterführung jener stammesgeschichtlichen Entwicklung, die der Art Homo den aufrechten Gang eintrug: auch das steckt in der Idee des Fliegens.

Identifikation des Menschen mit den Vögeln lag da nahe. Es gibt eine Reihe von Mythen, in denen ein riesiger Vogel das Ei des Anfangs legt, das Weltei, aus dem der Kosmos entsteht. Und dieses Weltei erscheint als Produkt von Arbeit: aus Silber geschmiedet bei den Griechen, aus Steinen gemauert in orientalischen Märchen. Der utopische Gedankenflug erbaut also die Welt — der Windhauch des welterschaffenden Jahwe der Bibel, den Luther mit „Geist“ verdeutscht hat, weil ein Wind „da zumal noch nicht gewest“ sei, ist das tragende Prinzip der utopischen Schwingen. Im welterschaffenden Gott des Anfangs spiegelt sich der schöpferisch arbeitende Mensch, souverän und selbstbestimmt.

Zwischen dem Schauen des frei schweifenden Blicks und dem mythischen Flug besteht eine enge Beziehung. Daher verknüpft sich die Vorstellung des Flugs mit der Idee lichter Weite. Mit der Aufrichtung des Kopfes und der Unverstelltheit des Blicks hatte die Welt für das Artwesen Mensch an Helligkeit gewonnen. Und weil jeder einzelne Mensch in seiner Entwicklung vom krabbelnden zum laufenden Kind diese stammesgeschichtliche Erfahrung individuell nachvollzieht, leuchten Mythen und Märchen ein, die diesen Prozeß bildhaft beschreiben. Zugewinn an lichter Weite des Blicks ist aber stets auch Zugewinn an Welteindrücken, Welterfahrung — an früher Erkenntnis. Der Begriff der Aufklärung, des *Englightenment*, der *Lumière* hat hier seine sinnlich-empirische Wurzel.

Im Sonnenrad rollt der Prozeß voran

Das Erlebnis von Weitung und Erhellung der Welt war auch die empirische Wurzel für einen zentralen Archetyp der Religionen und Mythen: für die Sonne, die bald als Sonnenaugen, bald als Flügelsonne oder Sonnenvogel, bald als rollender und funkensprühender Feuersteinkiesel erscheint. Oder als goldener Ball, goldenes Lockenhaupt, goldenroter Apfel. Als Sonnenboot, Sonnenbecher, Sonnen-

diskus, Sonnenschild aus strahlendem Metall. Oder alltäglicher: als rollender Pfannkuchen, wie im norwegischen Märchen. All diese Bilder bringen die Sonne in Verbindung mit Symbolen geistiger Aktivität wie „Kopf“, „Auge“ oder „Flug“, oder mit Symbolen für Gemachtes, Angefertigtes, Zubereitetes, vom Menschen Gezüchtetes („Apfel“). Feuerstein und Metall als Materialien früher Technik werden ebenso mit der Sonne verknüpft wie urtümliches Gerät: so ist bei den Azteken das Feuersteinmesser Symbol der Sonne, und im niederdeutschen Volksmärchen vom Machandelboom trägt der goldene Sonnenvogel einen Mühlstein um den Hals, der wiederum selbst ein Sonnensymbol ist (weitere Sonnenmetaphern dieses Märchens: der abgeschlagene „Kopf“, der „Apfel“). Weit verbreitet ist auch die Vorstellung von den Sonnenstrahlen als Pfeilen oder Speeren, auch hier spielt die Idee des „Flugs“ herein. Vor allem aber im Symbol des Sonnenrads oder Sonnenwagens wird der erhellende Charakter deutlich, den der frühe Mensch seinen Werken und Arbeiten offenbar zuschrieb. Das Rad ist die älteste radikale technische Utopie, die verwirklicht wurde. Nirgends im Bereich der natürlichen Fortbewegung hat es ein Vorbild.

Viel spricht dafür, daß die Sonne das Vorbild für das Rad war. Für die Menschen der Vorgeschichte war der Weltberg des Himmels eine Realität: da rollte die Sonne empor, da rollte sie wieder hinab. Ein Erklärungsmodell der Sonnenbewegung, das Analogien zu bekannten Vorgängen suchte, konnte auf der Erfahrung fußen, daß sich ein Stein hangaufwärts und wieder hangabwärts rollen läßt. Die Sonne war also ein Stein, der über den Himmelsberg gewälzt wurde. In den Sonnenmythen der Nordwest-Indianer wälzt ein Vogel glühende Steine auf feindliche Tiere von einem Berg herab, nachdem er den schwarzen Bären, das Symbol der Nacht, das ihn zuvor verschlang, mit Hilfe eines Reibfeuerzeugs, also eines Geräts früher Technologie, getötet hatte. Ein Sonnenfeuer-Kiesel war auch der Stein, den Sisyphos („der Erzsclau“) in der Unterwelt ständig nach oben, also ans Tageslicht wälzen mußte, und der auf dem Gipfel angelangt immer wieder den Hang hinabrollte. Die Gemahlin dieses Sisyphos hieß Merope („Glanzaugen“), ein Name, der in griechischen Mythen stets die Frau des Sonnengotts bezeichnet. Erst spätere Mythenverdunkelung, sicher im Interesse von Herrschaft, hat die Arbeit der Welterhellung, die Sisyphos leistete, zu einem Bild der sinnlosen Anstrengung umgefälscht. Wie am Beispiel des Prometheus, des Ikarus, des Phaeton noch zu zeigen sein wird, ist die ganze Geschichte der Mythenüberlieferung eine Geschichte der Verdunkelung der aufklärerischen und utopischen Ansätze im Mythos. Der Name des Sisyphos macht klar, daß mythisch „Sonne“ und „Welterhellung durch den Verstand“ das gleiche bedeuten. Die ausgelassene Fröhlichkeit, die europäischen Volksbräuche begleitete, bei denen brennende Räder einen Abhang hinuntergerollt wurden, widerlegt die pessimistische Interpretation der Sisyphos-Mythe. Die Entwicklung dürfte vom rollenden Sonnenkiesel zur rollenden Sonnenscheibe, dann zum Scheibenrad der Jungsteinzeit gegangen sein, das dann auch technisch Verwendung fand. Daß

das Wagenrad später ist als die Sonnenscheibe, beweisen die Verhältnisse Alt-amerikas: hier wurde die Sonne häufig als Scheibe dargestellt, es kam aber nie zu einer technologischen Verwendung der Scheibe als Rad. Andererseits war die Vorstellung vom Rollen der Sonne in Amerika präsent, wie der erwähnte Mythos der Nordwestindianer belegt.

Wir sehen heute das Sonnenrad als Metapher für die Sonne; den Menschen der Vorgeschichte aber war das Rollen der Sonne Realität, nach der die technische Utopie des Rads sich verwirklichen ließ. Allerdings sah der frühe Mensch die Sonne stets unter dem Aspekt des Feuers, also dem der Naturbeherrschung, der Arbeit, und dies hat die Nutzenanwendung der Sonnenscheibe als Rad der Fortbewegung gefördert. Auch die Vorstellung rascher Bewegung verband sich mit der Sonne: in einem Tag legte sie die dem Frühhmenschen unfassbar weite Entfernung von einem Ende der Erde zum anderen zurück. „Zeit“, „Schnelligkeit“, „Fernwirkung“, „Erhellung“ — das waren die Vorstellungen, durch die sich die Sonne als utopisches Symbol empfahl. In ihrem Bild begriff sich der Mensch erstmals als Teilhaber an einem Prozeß, der über enge Gegenwart hinausging. Und dieser Prozeß bestand aus einer Folge von Erneuerungen, denn jeden Tag erschien die Sonne neu. Aus der Nacht stieg sie auf in die Lichthöhe des Himmels und brachte dieses Licht im Sinken zur Erde herab, ehe sie in unbekannter Tiefe verschwand. In diesem Prozeß kam etwas von unten herauf und holte Licht nach unten auf die Erde, zu den Unteren. Wie wichtig der Gedanke der Erneuerung im Prozeß war, erhellt aus der Vorschrift, daß der Inka, der Sonnenherrscher des alten Peru, jeden Tag ein neues Gewand anlegen mußte, in Nachahmung der Sonne, die als immer Neue verstanden wurde.

Bezeichnend für die Verdunkelung utopischer Inhalte des Mythos', daß das Sonnenrad als Symbol für die rotierende Wiederkehr des Immergleichen interpretiert werden konnte — eine Version, die besonders der bürgerliche Pessimismus des 19. Jahrhunderts gerne aufgriff. Andererseits entsprach ein Verständnis des Mythos', das nur statischen Kreislauf wahrnahm, einer Überlegenheitsideologie, die auf abendländische Geschichtlichkeit pochte, um die Kolonisierung der noch stark mythisch geprägten Kulturen Asiens und Afrikas zu rechtfertigen. Statt die zyklische Wiederholung als Radbewegung zu sehen — umwälzend, mitreißend, überrollend, als Ablösung von Altem durch Neues, von Oben durch Unten, meinte man den Ausdruck von Leerlauf zu greifen, der zwar der Tretmühle stagnierenden bürgerlichen Alltags entsprach, nicht aber dem Mythos.

Was sich im Mythos wiederholt, ist nicht ein faktischer Ablauf, sondern die Erscheinung von Neuem; die Dialektik im Prozeß kehrt immer wieder, nicht ein Prozeß selbst. Es ist gerade nicht das Bild eines gleichförmig rotierenden Zeitstroms, der hinter kosmischer Zirkulation steht; vielmehr ist der Tages- und Nachlauf der Sonne wie anderer Gestirne Symbol für Wechsel, Horizontüberschreitung, Durchgang durch einen Zenit, Aufgang und Untergang; also für Momente eines dialektischen Ablaufs. Nicht nur die Sonne, sondern der ganze Him-

mel, der Mond, die Sterne und Planeten: sie alle symbolisieren Veränderung, Vor- und Rücklauf auf ptolemäischen Bahnen, plötzliches Hervorbrechen über dem Horizont oder aus Wolken, Aufleuchten in der Dämmerung, Erscheinen und Verschwinden. Und der jäh überraschende Blitz wie der herabschießende Meteor waren für die Antike noch unversehens geworfene Blicke aus Sonnen- oder Sternenaugen. Die Sonne, die an einem Tag über die Welt fuhr, war schneller als alles Irdische, war ein Bild dahinstürzender Zeit. Auch Wolken und Winde gehörten zum mythischen Himmel; wechselhaft und voller Umsprünge war er gedacht. Aiolos, der König der Winde, war der Vater des Sonnenwälzers Sisyphos. Utopische Wendigkeit herrschte im Reich der *meteora*, Sammelbegriff der Griechen für alle Himmelserscheinungen, die sie so erlebten, wie wir heutigen allenfalls einen neu erscheinenden Kometen oder ein überraschend erglühendes Meteor: überall leuchtete Neues auf, Neues, das in der Ferne lag, also utopisch erregte.

Die Deutung der Sonnen- und Mondmythen als zyklisches Auf-der-Stelle-Treten ohne Entwicklungsperspektive und Überraschungsmoment war also unwahr — so unwahr wie die Usurpierung des Sonnenrad-Hakenkreuzes durch die Nationalsozialisten und ihren völkischen Vortrab, so unwahr wie der Mißbrauch des Phönix-Symbols durch die griechischen Faschisten. Die Sonne war nicht von ungefähr mit Feuerstein und Wagenrad, Mühlrad und Töpferscheibe, Wasserschöpftrad und Spinnrocken, Feuerbohrer und anderem Gerät früher Arbeitswelt in Verbindung gebracht worden. Ein Wagenrad trägt voran; ein Mühlrad ist gesellschaftlich nützlich. Die wahre mythische Sonne drehte sich nicht selbstgenügsam um ihre eigene Mitte und sonst um nichts — sie war immer verknüpft mit Ziel und Tätigkeit, mit kalendarischer Einteilung der Arbeitszeit und des Produktionsablaufs. Partikulares Interesse aber kann das Sonnensymbol deshalb nicht darstellen, weil die Sonne über die ganze Erde strahlt, und weil im Bild des Sonnenrads die Anspielung auf die technische Errungenschaft nicht regional zu pachten ist. Sonnensymbolik, die nicht die ganze Menschheit im Blick hat, ist unwahr.

Rollender Kopf der Zeit — Kulminationspunkt im Prozeß

Angeblich ahistorische Mythen der Naturvölker enthalten auf Himmelskörper projizierte Bilder geschichtlicher Zeitdynamik und Dialektik, dazu Symbole der Befreiung und Besserung der Welt, wie ein Märchen aus dem westlichen Amazonasbecken dartut. Da steigt in Ungewißheit zwischen Krieg und Frieden zweier verfeindeter Stämme der abgeschlagene Kopf eines meuchlings Ermordeten an einem Garnknäuel zum Himmel empor und wird dort zum Mond. Wie ein Rad ist dieser Kopf verschlingend und beißend über die Wege gerollt. Jener, der diesen Kopf abschnitt, hat das mit List getan: Argwohn beschwichtigend hatte er vorgegeben, sein Haumesser allein zur Anfertigung eines Grabstocks mitzuführen.

Abschlagen des Hauptes symbolisiert in allen Mythen der Welt den Moment, da aus dem Prozeß ein Neues sich ablöst. Realer Erfahrungskern dieses Symbols ist wohl die Geburt, in deren Anfangsphase der Säuglingskopf unter Atembeklemmung und Einengung am Hals die Geburtsöffnung passiert, dabei gleichzeitig erstmals Helligkeitseindrücke wahrnimmt. Diese Geburtserfahrung wird eingeblendet in das Bild der aus unterirdischer Nacht sich ablösenden Sonne des Aufgangs. Andererseits aber läßt das Bild des abgeschlagenen Kopfes auch den Tod assoziieren, und gemeint ist damit: Wo Neues zur Welt kommt und ihr Licht erblickt, ist Altes gleichzeitig zum Tode verurteilt, stirbt ab.

Das anhaltende Dahinrollen des indianischen Mondkopfes macht deutlich, daß dieses Abschlagen des Neuen mit dem Fortgang der Zeit identisch ist. Der Symbolzusammenhang, der hier sichtbar wird, ist in zahlreichen Varianten des Mythos' weltweit verbreitet. Ein ähnliches Bild gibt etwa die Hydra („Wasserschlange“ = fließende, gewundene Bewegung des Prozesses, deren abgeschlagene Häupter immer wieder nachwachsen; oder das Haupt des Mimir in der nordischen Sage, jenes Mimir, der ein Schmied ist — ein Ur-Arbeiter also — und der jeden Morgen aus der Quelle unter der Weltesche trinkt, die auch als Urdr-Brunnen („Geworden-Brunnen“) bezeichnet wird. Wie dieser Mimir allmorgendlich trinkt, so verschlingt der indianische Mondkopf oder denkt ans Verschlingenwerden während seines ganzen Weges: das Verschlingen der Zeit, wie es auch Kronos-Chronos symbolisiert, der seine Kinder verschlingt — oder der Wolf, der die sieben Wochentags-Geißlein bis auf das jüngste verzehrt, das zuletzt aus dem Uhrkasten (!) herauspringt. Das Haumesser, das den indianischen Mondkopf abschnitt, war mit List als harmloses Werkzeug ausgegeben worden, als Gerät, um einen Grabstock zu schnitzen. Gerade dadurch aber rücken „Kopf“ und „Grabstock“ in enge Vergleichbarkeit als Objekte ein und desselben Werkzeugs — in beiden erscheint „das Neue“, und zwar als Produkt von Arbeit. Der Grabstock steht ja für eine ganze Kulturstufe: jene des Grabstockbaus, eine Form der Pflanzerei, die als wirtschaftliche Basis noch eine so hohe Kultur wie die der Mayas trug. Auf dieser Kulturstufe spielen die Mondrhythmen eine zentrale Rolle für die Zeiteinteilung beim Anbau. All dies kommt in der Gleichung Kopf-Mond-Grabstock zum Ausdruck. Menschheitsgeschichtlich war der Übergang vom Jagen und Sammeln zum Anbau eine der entscheidenden Veränderungen der ökonomischen Basis — und gerade auf dieser Übergangsstufe wird Kopffjagd zu einem Charakteristikum der Kulturen, in Amerika wie in Südasien und auf den australischen Inseln. Der indianische Kopf-Mythos macht deutlich, wie genau hier der Prozeß in Entsprechung zu einer bestimmten Entwicklungsstufe der wirtschaftlichen Basis sich im Mythos spiegelt. Es wird auch dargestellt, daß die Erreichung dieser Stufe mehr Macht und Naturverfügung und dazu mehr Freiheit einträgt: der Kopf steigt auf und verwandelt sich dabei in den Mond, der das irdische Wachstum bestimmt. Die Emanzipierung von unmittelbarer Naturabhängigkeit wird da zum Bild. Und der Kampf der Stämme, der Hintergrund

dieser Mythe, ist ebenfalls Reflex einer historischen Erfahrung: daß die Erreichung dieser höheren Produktionsstufe ohne Anwendung von Gewalt nicht möglich war, weil der Grabstockbau feste Anbauterritorien verlangte, die kämpfend behauptet werden mußten.

Die aufsteigende Bahn des rollenden Kopfes zeichnet den historischen Prozeß als einen Weg der Befreiung und Lebensverbesserung, und so fehlt auch am Ende nicht der Ausblick in die Utopie: aus dem in den Himmel emporgeschleuderten Blut des Kopfes entsteht der Regenbogen, der stets über einer Neuen Welt das Licht der Sonne vielfarbig auseinanderschlägt — so am Ende der Sintflut über dem Ararat oder auf Thomas Müntzers Banner der Bauernrevolution. Regenbogen: das war im isländischen Mythos die Brücke von der Welt des Untergangs in die Welt des Aufgangs; hier wachend stieß Heimdall („Weltbogen“) ins Gjallarhorn, um das Ende der Alten Welt zu verkünden — es ist jenes Gjallarhorn, mit dem auch Mimir allmorgendlich aus dem Brunnen der Zeit trank. Der Regenbogen ist also der Zeitsprung vom Jetzt in die Zukunft des Neuen. Der absonderliche Name, den Heimdalls Schwert trägt — es heißt „Kopf“ — wird im Zusammenhang mit der mythischen Enthauptung des Neuen Anfangs überhaupt erst verständlich. Das Abschlagen wie das Abgeschlagene sind ja identisch, da beides das Neue im Prozeß symbolisiert. Im griechischen Mythos schlägt Perseus der Gorgo-Medusa den Kopf ab, und aus dem Blutstrom des Halses entspringt das aufsteigende Flügelroß Pegasus zusammen mit dem Helden Chrysaor („Goldschwert“). Was im Prozeß trennend das Neue bewirkt ist ja immer bereits selbst das Neue. Auf der einen Seite bleibt dann das versteinerte Gorgonenhaupt als das Sinnbild historischer Starre; auf der anderen Seite das im freigesetzten Blutstrom entspringende Flügelroß samt dem Goldschwert der Trennung als Topos befreiender Neuwerdung. Bei den Chibchas der nördlichen Anden spaltet der Kulturheros Bochica, auf einem Regenbogen (!) erscheinend, mit seinem Goldstab den Berg von Tequendama, damit die Sintflut aus dem Hochtal von Bogotá abfließen kann — eine Mythe, deren exakte Parallele in Kaschmir bereits Alexander von Humboldt fand. Wir treffen diesen Topos der mythischen Spaltung überall da, wo Neuwerdung im Prozeß signalisiert werden soll. So ist der toltekisch-aztekische Quetzalcóatl, ein typischer Kulturheros — Goldschmied, Maispflanzer, Weber, Kalendermacher — der Gott alles Gedoppelten und Zwillinghaften, ist Abend- wie Morgenstern und entspricht hierin völlig den griechischen Dioskuren, von denen einer den Namen des zernagenden Arbeitstieres Biber (kástor) trägt. Auch hier also wird der Prozeß in der Perspektive der Arbeit gesehen. Der Name des Quetzalcóatl ist selbst doppeldeutig: einerseits läßt er sich als „Edelsteinzwilling“ übersetzen — der gespaltene Stein als die reale Ursituation steinzeitlicher Menschenarbeit schlägt hier noch durch. Andererseits aber bedeutet der Name „Grünfederschlange“ — da steckt wiederum die Vorstellung des Regenbogens dahinter; die Regenbogenschlange mit Vogelgefieder ist in mittel- und südamerikanischen Mythen verbreitet. Vogel-

flug in die Ferne verbindet sich hier mit der Schlangenbewegung, wobei die Schlange durch ihre wiederholte Häutung ohnehin Symbol der Erneuerung ist; und der Zusammenhang mit der Regenbogenschlange färbt Quetzalcóatl utopisch ein: er ist ja der erhoffte Messias, der die Menschenopfer abschaffen soll, und aus dessen geöffnetem Mund das Feuersteinmesser des neuen Sonnenlichts hervorblitzt.

Feuer als Verzehrter des Alten und Arbeitsinstrument für Neues

Zeit verzehrt Altes, dadurch wächst Neues ihr zu. Verzehrend ist auch das Feuer. Andererseits aber schafft es Neues — vor allem Neues im Dienste menschlicher Produktion: brennt Geschirr und Ziegel, schmilzt Erz. Angefesselt am Kaukasus, dem Weltberg gegen Sonnenaufgang, woher die neuen Tage kommen, ist Prometheus durch die Ketten eines Ur-Werkstätigen, des Metallarbeiters Hephäst, der Inkarnation des Weltschmieds, des ersten Erbauers von Automaten. Hephäst — also die Arbeit selbst — hat Prometheus an den Weltprozeß verkettet. Dieser Kulturheros, der den Menschen das Feuer und die Hoffnung brachte, hat sie auch Ackerbau, Bergbau, Schifffahrt, Maurerkunst und noch ein Dutzend anderer Fertigkeiten gelehrt. Er hat ihnen die Arbeit gebracht, er ist selbst Arbeiter. Mit Hephäst letztlich identisch, verkörpert er die Arbeit als das Prinzip der Selbsterschaffung der Menschen, die er aus Lehm bildet, als sei er der biblische Schöpfergott.

Der Mythos redet nie von Personen, stets von Prozessen. Die unentwegt nachwachsende Leber des gefesselten Prometheus, ihre stetige Verjüngung, trotz Abzehrung durch den Sonnenadler der Zeit, versinnlicht den anderen Aspekt der Zeit: den Aspekt des werdenden Neuen. Ohnehin ist mythisch die Leber ein Zeitorgan, das in die Zukunft hineinweist — das bevorzugte Organ antiker Orakel. Zukunft aber trägt Prometheus- („Vorausdenker“).

Als seine Mutter gilt Asia, die Weltgegend des neuen Tags, der aufgehenden Sonne. Nach Anderen hieß sie Klymene, was mit der Wortwurzel für „hörbar machen“ und der Wurzel für aktive geistige Tätigkeit zusammenhängt. Vielleicht ist die Sprache gemeint. Daß die Sonne bei ihrem Aufgang tönt, ist keine seltene mythische Vorstellung. Am bekanntesten ist die an einem realen akustischen Phänomen festgemachte Sage von den Memnonsäulen, die im ersten Licht der Sonne zu singen beginnen. Memnon ist der Sohn der Aurora und ein Sonnenheros; sein Name bedeutet „der im Denken beharrende“ — dem Vorausdenker Prometheus ist das nicht allzu fern. Zudem ist Memnon einer der großen mythischen Monumentalbaumeister, auch Erbauer von Labyrinthen wie Dädalos. Er wird verbrannt, und aus seiner Asche entstehen Vögel, die fortfliegen, aber alljährlich zurückkehren und über seinem Grab Kampfspiele aufführen: These und Antithese als mythisches Bild. Gedanken haben Schwingen. Wie sehr der Gegensatz von Altem und Neuem menschliches Denken beherrscht, zeigen Odins Raben; sie heißen Hugin („Gedanke“) und Munin („Erinnerung“), und auch sie fliegen aus und kehren wieder wie Memnons Vögel oder die Neuland suchenden

Raben und Tauben orientalischer Sintflutmythen. Hier ist der Denkprozeß ins Neue abgebildet. In vielen Mythen des pazifischen Nordamerika ist der Rabe der listige Sonnenvogel und Kulturheros, der Menschenfreund und Befreier mit dem Feuerbohrer oder dem Öllämpchen. Er ist der Lichtbringer und Zuträger erhellender Kunde, der Nascher an Verbotenem — und in den europäischen Märchen verdankt er gerade seinem luziferischen Lichtbringerhosen die christliche Ver-teufelung, die ihn, den Veränderer, zu Satans Federwisch macht.

Klymene gilt nicht nur als Mutter des Prometheus, sondern auch als Mutter des vorwitzigen, Gebote übertretenden Sonnensohns Phaeton, der wie Prometheus durch den Blitz des Zeus vom Himmel auf die Erde stürzt und so Feuer von den Oberen zu den Unteren bringt. Die Identität von Prometheus und Phaeton verwirklicht die polynesishe Mythe vom Lichtbringer Maui, der als Adler das Feuer vom Himmel zu den Menschen bringen möchte, dabei aber auf der Erde einen Sintbrand entfacht. Auch Phaeton hat auf rollendem Sonnenrad des Helios-Wagens einen Sintbrand entfacht, der die alte Welt verzehrt und die neue ermöglicht. Sein Sturz ist so wenig eine Strafe wie der des Prometheus, was auch immer spätere Mythenverdunkelung daraus gemacht hat. Der Blitzschlag des Zeus, der Phaeton wie Prometheus vom Himmel zur Erde schmettert, ist die Erscheinungsform beider Feuergestalten selbst. Mythischem Weltverständnis war ja der Blitz nur eine jähe, erdwärts fahrende Form des Himmelsfeuers, das sonst ruhiger in der Sonne geballt war. Der Blitz ist irregulärer Sonnenaufgang und Sonnenuntergang in einem, auf den Moment verdichtet. Er ist der flackernde Augenblick im Prozeß und spaltet das Dunkel wie die Zeit. In seinem Donner gewinnt die tönende Sonne des Aufgangs Realität. Im Blitz wetterleuchtet Utopie, denn er holt Feuer aus dem unerreichbaren Himmel auf die Erde nieder. Als Welterhellung reißt er die Zukunft auf wie den Vorhang im Tempel, als der in Armut inkarnierte Gott der Unteren den Hochgott völlig abwarf im Verrecken am Kreuz. Als Sturzschlag fällt der Blitz Vergangenes. Er entzweit. Aber im Epos Popol Wuh der Quiché-Mayas ist der Blitz auch die Initialzündung der Schöpfung schlechthin. Dem entsprechen moderne naturwissenschaftliche Hypothesen, die starke elektrische Entladungen in der Uratmosphäre der Erde als Bedingung für die Bildung präbiotischer Moleküle annehmen, ohne die eine Entstehung des Lebens nicht denkbar ist.

Im Blitz findet Austausch, findet Ausgleich von Oben nach Unten statt — aber dieser Ausgleich erscheint als Gewaltakt. Prometheus, der das Blitzfeuer des Zeus zur Erde brachte, hat den Dienst der Unteren an den Oberen ironisch infrage gestellt, als er die Götteropfer neu regelte: den Göttern die Knochen, den Menschen das Fleisch — eine Umverteilung der Güter! Dem Zeus enthält er vor, was er selbst über die Zukunft weiß: den Sturz des gegenwärtig herrschenden Gotts. Den Menschen aber gibt er die Hoffnung.

Im Zusammenhang ist zu sehen, was personalistische Verdinglichung des Mythos in Einzelfiguren zerlegt hat — oft gegen dessen ausdrücklichen Wortlaut. Nicht

nur Pindar, auch alte Inschriften auf Vasen nennen den Hephäst ganz selbstverständlich auch „Daidalos“, und dieser Name entspricht dem mythischen Metallarbeiter, denn *daidallein* heißt „mit hoher technischer Fertigkeit ausarbeiten“; es hängt etymologisch zusammen mit dem altindischen Wortstamm für „spalten“ — da spiegelt sich steinzeitliche Abschlagstechnik am funkensprühenden Feuerstein wieder. Kein Zweifel, daß Hephäst, Dädalos, Prometheus und Phaeton nur Aspekte ein und der selben Anschauung des durch Feuergebrauch zur Naturverfügung gelangten Menschen sind. Auch Ikarus, der Dädalos-Sohn, gehört in diese Reihe. Im Absturz reißt er Sonnenlicht luziferisch zur Erde, und er ist identisch mit dem attischen Kulturbringer Ikarios, der als Stifter des Weinbaus auftritt, den er durch Dionysos erlernte. Die sich schlängelnde Rebe am Weltbaum wäre somit der Blitz — und die Häufigkeit von Blitz-Mythik im Zusammenhang mit Dionysos legt eine solche Gleichsetzung nahe. Die Titanen zerreißen und verzehren Dionysos, aber der Blitz des Zeus verbrennt sie zu Asche, und aus dieser Asche — man denke an Phönix und Memnon — entstehen die Menschen der neuen, nachtitanischen Welt. Dionysos, auch er ein Kulturbringer, der die Menschen nicht nur den Weinbau, sondern die gesamte Landwirtschaft gelehrt haben soll, war selbst ein durch Blitzschlag zur Welt Gekommener. Zeus hatte seine Mutter Semele im sechsten Monat der Schwangerschaft — und sechs Monate bedeuten mythisch: Hälfte des Jahres, gespaltene Zeit — durch den Blitz getötet, die Frucht aber der Leiche entrissen.

Wie der aztekische Quetzalcóatl und der nordische Loki ist Dionysos ein Gott der Verwandlungen und vielen Gestalten. Als Gatte der kretischen Ariadne steht er über Ikarios und Ikarus, den Sohn des Labyrinth-Erbauers Dädalos, in evidenten Beziehung zu den arbeitenden Feuergöttern. Auch Wein ist Feuer und Glut. Auch Wein ist Auffliegen, Verwandlung, Erneuerung. Der Thyrsos-Stab des Dionysos besteht aus dem Stengel der Narthex-Staude — und in einem hohlen Narthexstengel brachte Prometheus das Blitzfeuer des Zeus zur Erde herab. Eine der Ammen des Dionysos heißt Korone („Krähe“), eine Form des Sonnenrabens, identisch mit Koronis („Krähenfrau“), der Tochter des Phlegyas („der Feuerrote“), die auf dem Scheiterhaufen in Flammen den Heilgott Asklepios gebar. Mit Ariadne aber fährt Dionysos im Wagen über den Himmel — es ist der Sonnenwagen des Phaeton.

Etienne Cabet hatte den utopischen Zug des niederstürzenden Ikarus erfaßt, in dessen Namen das griechische Wort für „Kopf“ (*kár; ékkaros, íkeros* bedeutet „Gehirn“) stecken mag. Die politische Utopie eines kommunistischen Geheimwesens, die er in seinem großen Staatsroman entwarf, wurde unter dem Namen Ikarion um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem mächtigen Kristallisationskern revolutionärer Phantasie: *Voyage en Icarie, roman philosophique et social* erschien sechs Jahre vor der Pariser Revolution im Februar 1848, die erst im Juni durch die Niederkartätschung von über 10 000 Arbeitern ihr gewaltsames Ende fand: Erstickung des Feuers.

Aber die Funken der Utopie sind nie ganz auszutreten, ihre Symbolkraft zündet immer wieder. Ferdinand Freiligrath hat in seinem Erstlingsgedicht „Moos-Tee“ seine künftigen revolutionären Lieder als Funken gesehen, die aus dem Vulkan Hekla — ein hephästisches Bild — eiszerschmelzend in alle Welt sprühen: „So aus meinem Haupt ihr Kerzen“ (als Kerzen wurden damals auch Feuerwerksraketen bezeichnet) „Wilder Lieder, sprühn und wallen / Sollt ihr, und in fernen Herzen / Siedend, zischend niederfallen!“. Lenin schließlich nannte das publizistische Organ seiner Ideen „Iskra“, und es war der „Funke“ des Dekabristenaufstands, die Utopie der Vergangenheit mit der Wissenschaft der Zukunft verbindend. *Aufhebung von Raum und Zeit als Bedingung utopischer Mobilität.*

Aufhebung von Oben und Unten als Metapher sozialer Utopie.

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis dichtete der französische Aufklärer d'Alembert als Willkomm für Benjamin Franklin bei dessen Aufnahme in die Akademie: wie der Erfinder des Blitzableiters, dem Prometheus gleich, dem Himmel den Blitz entriß, so wand auch der Entwerfer der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung der kolonialen Gewaltherrschaft das Szepter aus der Hand. Für d'Alembert überschritten sich in der Person Franklins Befreiung von Herrschaft und Befreiung von Naturabhängigkeit in einem mythischen Vergleichsbild. Im Programmheft einer populärwissenschaftlichen Demonstration aus dem Jahr 1894 über „Die Wunder der Electricität und Optik“ wird der elektrische Telegraph als „Triumph über die mächtigsten und einflußreichsten Naturkräfte“ gefeiert („mächtig“ und „einflußreich“ — spricht man so nicht angemessener über Bank- und Börsenkreise als über Naturkräfte?). Die Elektrizität, über die der Mensch nun verfügte, wird auch in diesem Programm verglichen mit dem Donnerkeil des „mächtigen Zeus“ — und hinter der Vorstellung eines wilhelminischen Potentaten blitzt auch hier die Erinnerung auf an die Entwendung des Donnerkeils durch Prometheus. Zeit und Raum, proklamiert der gleiche Text, seien durch den Telegraphen „vollständig beseitigt“ (als handle es sich bei Zeit und Raum um Deckworte für Großindustrie und Großgrundbesitz). Der Telegraph „überflügelt beinahe den Gedanken“. Mit der Flugmetapher des Fortschritts — „überflügeln“ — wird der individuell isolierte, private Gedanke überholt durch die in die Materie der Drähte hinein und über sie hinaus in die Weltweite strahlenden Gedanken der Vielen, der Massen, die geeignet scheinen, auf technischem Wege ein die Völker übergreifendes Menschheitskollektiv zu stiften. Gleichzeitig stellt sich die Herrschaft von Menschen über Menschen als überflüssig dar: der Telegraph steht „als Slave zu unseren Diensten bereit“ — kein Postbote wird sich künftig zwecks Überbringung von Nachrichten die Füße krumm laufen müssen. Abschaffung menschlicher Dienstbarkeit und Ersatz durch die Technik. Es ist nicht mehr die Herrschaft der Macht über Menschen, sondern die Herrschaft der Macht über Sachen, die erwartet wird. Schon der Vater des Prometheus hieß Eurymedon, „der weithin durch Denken herrschende“; Verzicht auf den Knüppel.

Aufhebung von Zeit und Raum, die der Telegraph verspricht, bedeutet: Lösung der starren Koordinaten und Bezugsformen und Anschauungskategorien der bis dahin geltenden Weltverfassung; Überschreitung aller eingrenzenden Gegebenheiten; auch kein Oben und Unten mehr; freier Flug durch die Geschichte. Das wäre weiter: keine Verhärtung im Prozeß, kein gestautes oder auf der Stelle tretendes Leben, keine Festnagelung auf die bare Realität von hier und heute — also utopische Offenheit. Der eigentliche Inhalt der Vorstellung einer Aufhebung von Raum und Zeit ist also nicht die Annihilierung des Seienden schlechthin, sondern die Aufhebung der Verhaftung und Gefangenschaft im Raumort und Zeitpunkt: also Mobilität, Freiheit. Technizistisch verdinglicht, wie bereits in den utopischen Erwartungen des populärwissenschaftlichen Programms im Hinblick auf den Telegraphen, erscheint der Topos der Aufhebung von Raum und Zeit auch heute als Zentralvorstellung marktgängiger Science Fiction. Vereinfachte Fakten der Relativitätstheorie geben hier gerne den Rahmen eines Scheins von möglicher Realität mit wissenschaftlichem Anstrich. Dabei spielt die Erreichung der Lichtgeschwindigkeit eine Rolle als zeitaufhebender und raumüberwindender Faktor auf der Reise zu neuen Welten. Es dem Licht gleichzutun ist dann wiederum eine Vorstellung, die den ganzen mythischen Komplex der Identifizierung mit dem Licht belebt. Magische Lichtstrahlen, dem Laser nachempfunden, oder andere Arten von Fernwirkung, den Molekularverstärkern abgeschaut, gehören daher zum Repertoire der Science Fiction. Auch der isolierte Kopf, jetzt als Präparat einer Superchirurgie, erscheint als moderne Variante des mythischen Enthauptungsthemas. In der Kernspaltung gibt die Physik von heute ein Fachgebiet zur Hand, das es erlaubt, den Topos der Spaltung zeitgerecht in Szene zu setzen. Wir dürfen angesichts solcher Belegstücke für die scientistisch-technizistische Verdinglichung mythisch-utopischer Vorstellungen allerdings nicht vergessen, daß unter dieser Verdinglichung gleichwohl der utopische Impetus da ist. Durch die Hereinnahme der historisch-politischen Dimension in die Science-Fiction könnte der Mythos nicht nur formal sondern auch inhaltlich eine zeitgerechte Wiederbelebung erfahren.

Zwischen dem Mythos und heutiger Science Fiction vermittelt ein breiter Zwischengürtel utopischer Imagination. Dieses Feld zu beschreiben hieße, eine neue Literaturgeschichte, eine neue Ideengeschichte zu versuchen. Hier sei skizziert, wie die Prä-Science-Fiction die utopische Überwindung von Raum und Zeit und von Oben und Unten zur Anschauung brachte. In der islamischen Mythik erscheint der Flug durch Raum und Zeit bereits abgelöst von der naturnahen Nachahmung des Vogels. Er ist völlig das Resultat menschlicher Arbeit und Handfertigkeit im Bild des „Fliegenden Teppichs“. Dieses Produkt gewerblicher Konstruktivität, gewissermaßen bereits das verarbeitete Goldene Vlies des kolchischen Widders, der die Kinder der Nephele („Wolkenfrau“ — ein Name utopischer Noch-Verhülltheit der Zukunft) durch die Lüfte trug, wirkt durch seinen Verknüpfungs- und Verwebungscharakter wie eine Vorwegnahme der Netz-

werkstruktur moderner elektronischer Flugausrüstung. In Wahrheit aber ist der Teppich ein vages Abbild des Netzwerks der Ganglien und Synapsen unseres Gehirns, dessen vernetzende Funktionsweise menschlicher Selbstwahrnehmung ja unmittelbar im Denken nachvollziehbar ist. Das Einknüpfen von Knoten ist beim Knoten im Taschentuch wie bei den Knotenschnüren der alten Peruaner Zeichen für die Verfestigung des Augenblicks in der Erinnerung. Auch ein Ausdruck wie „Gedankenfaden“ verweist auf die Verwebungsassoziationen, die das Denken im Bewußtsein spiegelt. Der Garnknäuel des brasilianischen Indianermärchens, das dem rollenden Kopf den Aufstieg und seine Verwandlung in den Mond als das Maß bewußt erfahrener und genutzter Zeit ermöglicht, ist durchaus Sinnbild für den Doppelaspekt der Zeit: abrollend, durch die Finger gleitend, leicht abreißend; aber doch auch wieder ein Ganzes, Kontinuität bei aller Brüchigkeit — Geschichte. Im Faden der Nornen und Parzen wird bewußt erfahrene Zeit gleichbedeutend mit dem Leben schlechthin. Das Bild des Fliegenden Teppichs aber sieht den Lebensfaden bereits als Faden unter anderen Fäden, bündelt Traditionen, läßt sie sich in Kette und Schuß überschneiden: ein angemessenes Bild für die komplizierte und mehrschichtige Gesellschaftsstruktur des Orients und ihre durcheinandergewirkten Fäden, Einsprengsel, Bindungen. Denken und Gesellschaft erscheinen hier wie Ober- und Unterseite des gleichen Teppichs. Auch der Teppich hat seine „Basis“, nämlich das Grundgewebe, und seinen „Überbau“, den eingeknüpften Flor, der das Muster und den Dekor ausmacht.

Der Fliegende Teppich des Weltweisen Sulaiman, (der islamischen Nachfolgefigur des biblisch-rabbinischen Salomo), symbolisiert nicht nur in seiner Eigenschaft als windschnelles Flugvehikel die Überwindung von Zeit und Raum. Die Perser nennen den Grund des Teppichmusters „Raum“, das darüber hinlaufende Ornament „Zeit“. Aber im Teppich sind Mustergrund und Ornament in eine einzige Ebene gelegt, bis zu einem gewissen Grad sind sie vertauschbar, springen wechselseitig ineinander um: die Musterstruktur des Teppichs selbst signalisiert schon Überwindung von Raum und Zeit, noch ehe der Teppich zu einem fliegenden wird. Der utopische Charakter des Teppichs erhellt sich auch daraus, daß eine ganze Gattung von Teppichen, die „Garten-“ oder „Paradiesteppiche“, eine Landschaft der Harmonie zwischen Mensch und Natur zur Anschaubarkeit bringen: es ist eine vom Menschen geformte Landschaft, allerdings ganz ohne Gewalt, sanft und still lebendig.

Das Ineinanderfallen von Mustergrund und Ornament entspricht nicht nur der Aufhebung von Raum und Zeit, sondern auch dem utopischen Topos der „Ebnung“, der Aufhebung von Oben und Unten — politisch der *Égalité*. Tatsächlich haben in der islamischen Kultur durch alle ihre Regionen und Epochen hindurch egalitäre Bestrebungen wie in keiner zweiten vorindustriellen Zivilisation das geschichtliche Bild geprägt: ganze Jahrhunderte erscheinen im Licht neuester Forschung als Ketten sozialer Revolutionen, die eine Etablierung dauer-

hafter hierarchischer Strukturen wie in Europa nicht zuließen. Engels, in einem Brief an Marx vom 26. Mai 1853, sprach von Mohammeds „religiöser Revolution“, und Bebel, der 1884 ein Buch über „Die Mohammedanisch-Arabische Kulturperiode“ veröffentlichte, fand, daß „im Kalifenreich der soziale Gegensatz anfang, den Massen zum Bewußtsein zu kommen“. Die von Kunsthistorikern stets festgestellte „Flächigkeit“ oder „textile Natur“ der islamischen Kunst hängt sicher mit diesen egalitären Tendenzen zusammen, die im Teppich ihre Zentralidee als utopisches Kunstwerk verwirklichten.

Die Idee der Ebnung selbst ist älter als der Islam, allerdings orientalischen Ursprungs. Plutarch berichtet, bei den alten Persern sei es Glaube, am Ende des Weltzeitalters müsse „die Erde flach und eben sein, wenn alle Menschen glücklich werden und, eine Zunge sprechend, ein Leben in einem Staate führen“. Noch die französischen Utopisten des späten 17. Jahrhunderts haben diesen Gedanken übernommen: ihre „Australier“ als utopische Antipoden auf der Gegenseite des Globus' Untere, sofern Norden das Oben des Erdballs bestimmt — halten die Berge wegen ihrer Ungleichheit im Relief für ein Ärgernis und lassen sie einebnen. Am deutlichsten aber erscheint der Gedanke der Ebnung in der tibetischen Version des Ge-sar-Epos, das wegen seiner westtürkisch-iranischen Herkunft wiederum auf den Iran verweist, dessen Feudalhierarchie unter den vorislamischen Sasaniden als sozialer Hintergrund kontrastierend zu sehen ist: „Auf daß von den Bergen die einen nicht hoch und die andern nicht niedrig seien; auf daß unter den Menschen die einen nicht mehr mächtig und die andern nicht mehr machtlos seien; auf daß an Gütern bei den einen nicht Überfluß herrsche und bei den andern Mangel; auf daß das Hochland keine Täler und keine Erhebungen habe; auf daß die Ebene nicht überall flach sei; auf daß alle Lebewesen glücklich seien!“ Als Ge-sars Gattin diese Worte nicht versteht, sagt dieser: „Meine Worte wurden zu früh gesprochen. Ich werde wiederkommen und sie nochmals verkünden!“ (Übers. v. A. David-Neel.)

Plato sah richtig, als er den Mythos als Wissenschaft von der Veränderung der Welt begriff, im ausschließenden Gegensatz zu seiner Welt statischer Ideen, aber nahe den Wissenschaften von der Natur, die ja auch von Prozessen handeln. Aristoteles hingegen zielte auf den Unterschied zwischen Mythos und Naturphilosophie, indem er hervorhob, daß Mythos sinnlicher Evidenz, Philosophie aber der Beweise bedürfe. Es war der Irrtum der Aufklärung, in der Unbedürftigkeit des Mythos' nach Beweisen ein Indiz für Irrationalität zu sehen. Hier liegt der historische Grund, warum die Linke den Mythos häufig der Reaktion überließ oder ihn mit dieser irrtümlich identifizierte. Marx aber notierte in seinem Konspekt über Morgans „Ancient Society“ etwa drei Jahre vor seinem Tod: „Die Phantasie, jene zur Höherentwicklung der Menschheit so vieles beitragende große geistige Kraft, brachte nun eine ungeschriebene Literatur von Mythen, Legenden und Überlieferungen hervor, die bereits zu einer mächtigen Triebfeder für die Gattung wird.“

(HOrror and escaPE)

Die Schande der westlichen Welt nimmt zu. Obwohl der Faschismus in mehreren Ländern wieder blutige Feste feiert, Menschen, Werke und Boden erobert, hantieren Besitzende und Meinungsaktionäre immer noch mit dem Sowohl-als-Auch, dem Einerseits-Andererseits, soll die grausam deutliche Mechanik der Widersprüche erneut geglättet werden, was nichts anderes offenbart als Ohnmacht und Feigheit der Liberalität. Denken, selbst wissenschaftliches, das in Moral münden müßte, sonst nützt es den Menschen nichts, nur einer Elite, findet nicht statt zu dieser Konsequenz. Henry Kissinger, ein unersättlicher Feinschmecker der Macht, nannte lächerlich höflich diesen Zustand die „Balance of Power“. Daß also bereits das augenblickliche Davonkommen Zufriedenheit bringen muß, während die Zukunft dem Zufall preisgegeben wird. Und wer würde dann trotzdem überleben? Wer wohl? Kriegführende Nationen sind stets gern auf Sprachformeln geritten. Die Überlegenheit kehrt wieder als technische Eleganz, hinter deren Wortfassaden Feuerbälle zu wachsen beginnen. Die Übersicht hat sich in den luftleeren Weltraum begeben, da auf der Erde Profitschmutz und Elend sich häufen. Schon oft beschrieben, als auf Feldherrnhügeln, wo Schimmel wieherten, frisches Sattelzeug angenehm disziplinär knirschte, Sprache wie Wimpel flatterte und standartensteif wurde, denn die Schreie der Getroffenen in den fernen Schlachten blieben unhörbar, Blut bildete nur Farbtupfen auf einem entrückten Gemälde.

Heutzutage enden diese Gegensätze in den Polen sogenannter HEISSER DRAHTE. Kümmerlicher läßt es sich kaum ausdrücken und bebildern: Unser Schicksal, scheinbar nicht von uns selbst bestimmbar, hängt an einem Haar, an einem Drähtchen, das heiß läuft, falls Chefs, Großbullen, Nationalkops miteinander reden, sobald Gefahr zu groß wird. Sitzen oder stehen sie während des Gesprächs? Eröffnen sie oder ihre Dolmetscher die Runde? Kann ein Übersetzer übersetzen, ohne den Sinn zu verstehen, damit Geheimnisse geheim bleiben?

Im formelhaften Verkehr der Macht könnte ich mir keine bessere Kombination vorstellen als die Aufteilung in Chef und Dolmetscher. Sinn und Logik, Absicht und Lügen, die der Chef beansprucht, transportiert der Übersetzer in die andere Sprache ohne moralische Konsequenz. An der nicht einmal ihr Erzeuger, der Chef, teilnehmen möchte. Die einseitige Allmacht erweist sich als Paralyse der Erkenntnis. Es herrscht Krieg zwischen den Menschen, bedingt durch ihren gesellschaftlichen Zustand, seiner hypertrophen Hierarchisierung.

Hierzulande rechnet man auf 3 Millionen Mark Schaden, den die Industrie verursacht, 1 Million Mark Verdienst. Der Schaden wird sozialisiert, Gemeinden und öffentlichen Körperschaften auferlegt, demnach uns, der Gewinn verbleibt den Produzenten. Je tiefgreifender sie unsere Wirklichkeit umgestalten, desto stärker ändern sie sich selbst. Jene Zuspitzung führt zu einer *Guillotiniertung des Gedächtnisses* (Stanislaw Lem), die die eigene Vergangenheit auszulöschen versucht, den Kolonialismus. Während die Produzenten wachsende transformative Kraft erreichen, verwischen sie die Spuren des Entwicklungsweges, den sie bisher durchlaufen haben. (Vom Faschismus in den Kapitalismus vice versa). Und da sie ihre Eigenschaften zu einer Brutstätte der Macht und Intelligenz zu entwickeln vermögen, reduzieren sie zu diesem Zweck die Stärke des Entropiegesetzes: Schon nach einer Generation ist der Verlust des historischen Gedächtnisses nur noch den Gebildeten als Mangel bewußt, wird aber von ihnen, um Privilegien zu bewahren, kompensiert. (Die Katastrophe als kultureller Schauder.)

Durch die entropische Bremse der Produzenten erfolgen explosionsartig neue Warensphären, bald wieder aufgesaugt von vertikal und horizontal gegliederten Konzernen, daß selbst wir, die Einzelnen, imstande sind, die Verhängnishaftigkeit des Kollapses vorauszuahnen. Wie hoch würden sich dann erst die Vorhersagen belaufen, die sich die Produzenten als Steuerperpendikel selbst zutrauen könnten? Doch sie dürfen schweigen aus gutem Grund.

Denn zwischen Kapital und Ohnmacht haben sich Regierungen eingenistet, deren labialer Reformismus notdürftig von Tag zu Tag dahinwirtschaftet, geradezu wie ein Pawlow'scher Effekt, geschönt und gestützt durch Sozial- und Psychoprogramme. (Der Krankheitsfall als Einzelschicksal.)

Nicht die Perspektive, wie Menschen glücklicher werden könnten, interessiert die stets auf Gewinnmaximierung erboste Industrie, sondern die rasende Aufteilung der Kräfte in Ausbeutung und Verbrauch. Der Irrsinn nimmt allmählich stoische Größe an, solange die, deren Arbeit Mehrwert erzeugt, an dem sie zum allergeringsten oder gar keinem Teil partizipieren, immer noch nicht wahrhaben wollen, daß sie die Macht darstellen, die aus Not nicht ständig, seit das christliche Abendland besteht, Ergebenheit und Jammer ableiten muß und dann, wie es die Kirchen erfunden haben, erst im Jenseits wieder ihr Gegenteil erführe nach entsprechendem Strafpensum. Muß es, wenn psychische Pollution und Profitschmutz kritische Schwellenwerte erreichen, gemäß den seit zweitausend Jahren eingeübten Putativgebärden der Gesetzgeber, zu ökologischen Aufständen kommen, bis die allernächste Millimeterutopie politische Wirksamkeit gewinnt? Nämlich Gemeinschaft nicht durch allgemeine Arbeitsamkeit zu verdrängen, sondern zu begreifen durch gemeinsamen Besitz, aus dem erst die Notwendigkeit von Arbeit und deren Verteilung an Erträgen abgeleitet werden kann.

(Siehe sogenannter Holland-Trugschluß, besagend, daß doch in jenem kleinen

Land trotz immenser Bevölkerungsdichte Friede und Wohlstand herrsche, aber er rekrutiert sich aus Importen von Energie, Arbeitskräften, der Hälfte aller Nahrungsmittel und 100 Prozent der industriellen Grundstoffe.)

LOLL

(Long Organized Learning Leaders)

Die westlichen Industrieländer stellen gewaltige Daten- und Speicherbanken dar. Ihre Lern- und Stapelfähigkeit nimmt im Grade der Konzentration finanzieller Mittel zu, das heißt, je heftiger der Wertschwund von Geld verbreitet wird, desto einseitiger türmt sich das Kapital.

Dieser tropische Unterschied von Herstellungswert und Kaufkraft vergrößert den Abstand zwischen den Eignern und den Ungeeigneten, den Mittel-, Kenntnis- und Steuerkraftlosen, der Mehrheit also, immer mehr. Die Industrie hat sich eigene Verwaltungen geschaffen, jene eine eigene Forschung, international verflochten durch Konzernstrategie, die deckungsgleich mit den Klassengesetzen auftreten. (Parlamentarische Demokratie als Firnis des Kapitals.) Um diesen Kern einer stochastisch entschlossenen Minderheit, für die Fortschritt eine Pflege von klassisch merkantilem Optimismus darstellt, permultiert das Heer der Abhängigen, vergleichbar einem romantischen Bild, als dienten auf einer Wiese die Milliarden Pollen und Samen nicht den Blüten, aus denen Früchte, dann wieder neue Pflanzen entstehen sollen, sondern ausschließlich den zahlenmäßig weit unterlegenen Bienen. (Befruchtung während des Erntediebstahls als arbeitsteiliger Sekundäreffekt.) Das Sammelergebnis wird eher sichtbar als die Deutlichkeit des Raubs. Die besser organisierte Drohne wird höher eingestuft, erfährt deshalb mehr Forschungsqualität und Rechtfertigung als die Spendermasse.

Wie stark Dienstleistung und gesellschaftliches Prinzip, obwohl sie auf Grund ihrer Interessennatur in unserem System rigoros klaffen, trotzdem voneinander abhängen, wobei der Ertrag stets dem Auftraggeber zugute kommt, nicht dem Ersatzmann, zeigen Extremfälle, deren anekdotische Schlüsse die rezeptalen Forderungen von Kalendergeschichten nach sich ziehen. (Redivivus, Johann Peter Hebel.)

Erste Form des geduldigen Mannes: Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hause kam, hätte gern ein Stück Butterbrot mit Schnittlauch darauf gegessen oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meister war und in der Küche ganz, hatte den Schlüssel zum Küchenkästlein in der Tasche und war bei einer Freundin auf Besuch. Er schickte daher die Magd und den Knecht, eins um das andere, die Frau soll heimkommen oder den Schlüssel schicken.

Sie sagte allemal: „Ich komm' gleich, er soll nur ein wenig warten.“ Als dem Mann aber die Geduld immer näher zusammenging und der Hunger immer weiter auseinander, trugen er und der Knecht das verschlossene Küchenkäst-

lein in das Haus der Freundin, wo seine Frau zu Besuch war, und er sagte zu seiner Frau:

„Frau, sei so gut und schließ' mir das Kästlein auf, daß ich etwas zum Abendessen nehmen kann, sonst halt' ich's nimmer aus.“

Also lachte die Frau und schnitt ihm ein Stücklein Brot herab und etwas vom Bug.

Zweite Form des geduldigen Mannes: Ein Mann, mit dem ich mich befreundete, der Anfang dreißig ist und inzwischen verheiratet, doch er sieht immer noch wie der Primus einer ewigen Abiturklasse aus, wurde Feuerwehrmann einer amerikanischen Computerfirma.

Wenn irgendwo in Europa eine Rechenanlage jener Firma ausfällt, falsche Zahlen spuckt oder gar keine mehr, muß der Feuerwehrmann hinfliegen und in möglichst kurzer Zeit den Fehler finden. Bis jetzt ist es ihm stets gelungen. Mein Freund gesteht, er habe ein zwiespältiges Verhältnis zu Rechnern, denn wenn Wissen und Logik versagten, spüre, ja wittere er den falschen Schaltungen in den Steckkarten nach, greife nicht ohne Scheu in die Matratzen, wie die dicken Schichten der vielfarbigen Verkabelungen in den Speicherkästen genannt werden.

Eines Nachts, noch unverheiratet und im Häuschen seiner Mutter wohnend, lag der Angestellte wie immer im Bett und schlief. Das Telefon läutete, er nahm ab, bereits hellwach. Eine Stimme, die manchmal von einem fernen Rauschen unterbrochen wurde, sagte, sie heiße John, folgender Fall sei zu beheben. Einer der Bomber des Strategic Air Command, auf dem Rückflug von den Grenzen Rußlands, könne nicht mehr landen, weil der Bordrechner ausgefallen sei. Der Mathematiker der Besatzung finde den Fehler nicht. Das Flugzeug wäre deshalb in der Luft auch nicht mehr aufzutanken. Es bestünde die Gefahr des Absturzes mit der nuklearen Last. Der Funksprechverkehr sei über einen Satelliten geschaltet worden, der Angestellte solle seines Amtes walten. Die Verhinderung einer Katastrophe liege in seiner Hand.

Mein Freund setzte sich in seinem Bett zurecht und begann, Daten abzurufen, wie er es gewohnt war. Diese Prozedur, die nach einem genauen Plan verläuft, dauert mehrere Stunden. Zu lang in dieser Situation.

Der Mathematiker der Besatzung, der die Werte des Rechners übermittelte, drängte. Mein Freund verstand nicht immer, was der Mathematiker sagte, der manchmal zu schnell sprach infolge der Gefahr. Als Angestellter der Firma kennt mein Freund zwar die Kürzel und Formeln seines Fachs, jedoch nicht alle Ausdrücke eines Amerikaners in Not.

Dann, erzählte er, verlor auch er die Geduld. Es wurde Morgen, die Nachtlampe konnte ausgeschaltet werden. Der Bomber besaß nur noch für eine Viertelstunde Treibstoff hoch über Spanien. Die Besatzung erklärte, das Tankflugzeug, mit längst ausgefahrenem Schlauch, müsse abdrehen, um wieder zu landen.

Wie hätte mein Freund, der inmitten Europas in seinem Bett saß, nach allen planmäßigen Schaltoperationen, die keine Fehler offenbarten, zu wittern und tasten beginnen sollen in den Steckkarten und Leitungsmatratzen? Nicht einmal den Monitor in der Kanzel des Bombers, wo die Zahlen, die offensichtlich falsch waren, sichtbar wurden, konnte er berühren. Er habe frühmorgens geschwitzt in seinem Bett, gestand er. Hätte gern das Telefon aufgelegt oder dem Mann, der sich John genannt und sicher die ganze Zeit zugehört habe, geraten, den Bomber in das Meer hinausfliegen zu lassen, wo ein Absturz nicht so viel Schaden anrichten würde wie über Land. Aber am liebsten wäre er unter die Decke gekrochen und hätte getan, als sei er nicht mehr vorhanden. Seine Mutter habe nebenan geschlafen und nichts gemerkt. (Anmerkung: Übertragungsprophylaxe, denn inzwischen trinkt der Angestellte pro Tag mehrere Flaschen Bier, herrscht über seine Frau und sein kleines Kind, lebt in einem Reihenhause, verkehrt nur mit seinesgleichen, läßt wenig gelten, obwohl auch ich ihm riet, ein einziges Mal mittrinkend sommers in einem Biergarten samt Freigehege für Hirsche und Rehe unter Kastanienbäumen am Rand der Stadt, sich eine andere Beschäftigung zu suchen. Er war laut geworden unter all den Menschen, die da aßen und tranken, Hühner knackten, in Würstel bissen, Getränke hinunterschütteten.)

Kurz und gut, als die Frist beinahe abgelaufen war, Besatzung wie Feuerwehrmann aufgegeben hatten, hieß mein Freund den Bordmathematiker, und dafür rief er jenen John in Washington, Colorado oder sonstwo als Hilfe und Zeugen an, was auch bestätigt wurde, den Rechner des Bombers per Satelliten kurz zu schließen mit dem des Tankflugzeugs, denn beide Computersysteme, von derselben Firma stammend, seien ja identisch. Das Programm des einen müsse nur überspielt werden.

Der Einfall hatte Erfolg. Das strategische Flugzeug, das einmal über Spanien abstürzte mit seiner atomaren Fracht, wie wir gelesen haben, war nicht jenes gewesen, das mein Freund besprochen hatte.

Es schob sich der Metallschlauch der Tankmaschine in den Rüssel des Bombers, vorbereitet durch Daten der Drift, der Last, Geschwindigkeit, Winkel und des Luftwiderstands. Der Bomber fiel nicht herab, landete, der Benzintransporter ebenso. Das alles hat mein Freund nicht mehr miterlebt. Plötzlich war der Sprechfunkkontakt unterbrochen gewesen. Es hatte nur noch geholt in dem Telefon an seinem Bett, als sei der Mond dazwischengekommen oder als habe dieser John die Mikrowellen mit einer Handbewegung vom Parabolspiegel des Satelliten gefegt.

Zwei, drei Wochen später, als mein Freund von der Arbeit bei der amerikanischen Firma zurückkehrte und gerade sein Essen in seinem Zimmer von seiner Mutter serviert bekam, läutete es an der Tür. Ein Mann kam herein, sagte, er sei John, hatte noch einen anderen Mann im Hintergrund bei sich, überreichte meinem Freund einen Strauß Nelken und verkündete, die Aktion

sei es wert gewesen. Dann gingen die beiden wieder. Auf ein wenig Geld für das Konto war auch noch die Rede gekommen.

Was ist das?

Weshalb geraten Johann Peter Hebel, der Prediger vor vielen Generationen, und ich, der ich heute lebe, so weit auseinander?

Wieso muß ich mehr an Zeit, Genauigkeit, Zeilen, Überzeugungslist aufwenden, um genauso schlüssig zu werden wie er, damit das Beispiel nutzbar wird?

Je komplizierter die Ströme der Produktion und Verteilung verlaufen, desto rhapsodischer wird der Wille, sie zu kanalisieren, Ordnung zu entdecken, da ihre Widersprüchlichkeit cholerische Formen annimmt. Wissenschaftler wie Schöngelster zahlen sich selbst Heimkehrprämien der Sentimentalität, als seien sie Fremdarbeiter, die nicht mehr gebraucht werden, damit ihnen trotz Lähmung und Überdruß, weil ihnen die Arbeit, die sie leisten, auch nicht mehr gehört, jeden Abend der Sprung ins Private noch einmal gelingt. Statt unerbittlich das Häusliche, die menschlichen Forderungen in die Produktion zu tragen und sie dort heimisch werden zu lassen. Nur dann wäre Arbeit keine Last mehr, würden Identität und Freude einkehren, nicht Leere und Scham ängstigen.

In unseren Staaten ist der materielle Fortschritt kein linearer Vorgang, er zieht Vorteile wie Antriebskräfte aus den Klassegegensätzen. Seine wirtschaftliche Kulmination scheint erreicht zu sein, der Raubbau an physischen und psychischen Kräften zielt permanent auf die gesellschaftliche Machtfrage. Der Pakt der Reformer mit den Kapitaleignern entscheidet meist zu Ungunsten der Mehrheit, so daß selbst Ergebnisse etwa der Tarifautonomie oder der Mitbestimmung stets hinter den Möglichkeiten zurückbleiben. (Nicht Volksvertreter setzen Preise fest, vielmehr Industrien.)

Dieser Kindergartenpragmatismus wurde kanonisiert durch Begriffe wie Marktwirtschaft, Angebot und Nachfrage, die freie Wahl des Einzelnen, Gesellschaft im Überfluß. Doch ähnlich wie in den Metropolen des Altertums, um die ein Kranz von Sklavenstädten lag, in dem die importierten Arbeitskräfte vegetierten, pumpt heute das Rotationsprinzip schlecht bezahlte industrielle Reservearmeen aus den ärmeren Sonnenländern durch den wechselhaften Markt. Elend und Konflikte häufen sich, werden nach erprobten Regeln politischer Restriktionen nur verlagert, nicht gelöst.

Die synchronisierten Datenbanken der Konzerne und Behörden müssen jedoch, um ihren Vorsprung halten zu können, auch die nächste Phase der industriellen Revolution einzuleiten versuchen, die der sanften Technik. Die mächtigsten Monopole werden somit auch die Produktion und den Verkauf sauberer Luft, trinkbaren Wassers, wiederaufbereiteter Rohstoffe und heiler Umgebung organisieren. Ein neuer Akkumulationszyklus möchte die Kapitalisierung der gesamten Natur ermöglichen. Die Luft selbst und das Wasser

gerieten zur Ware, der Totalitarismus des Kapitals wäre vollkommen. (Japan als Vorhut.)

LOCS

(Long Organized Collapse Systems)

Das Defizit zwischen Arbeit und Pause, Anstrengung und Erholung erzeugt klinische Phänomene, deren Ausmaße von Forschung und Verwaltung als eine Art Kollektiventschuldigung verharmlost werden. Der Marsch in die Neurose aller wird nur als Preis der Ausbeutung behandelt, nicht als deren Schuld. Medizin wie Psychiatrie verharren geduckt in ihrer Klassik, obwohl sogar mittelständische Perspektiven prophezeien, wenn nicht schwärmen, daß die letzten Revolutionäre heulende Psychotherapeuten sein werden, die durch Megastädte irren, bis sie sich im offenen Land verlieren. Ihre Weigerung, den psychosomatischen Ursprung fast aller Krankheiten und Ausfälle auch durch die dialektische Methode des historischen Materialismus entdecken zu wollen, würde sie gleichfalls in die Verzweiflung treiben wie die Arbeiter- und Angestelltenheere. Bisher leimten sie die Gegensätze zwischen Anspruch und klinisch veränderter Wirklichkeit nur wieder bis zur Anpassung, um ihre Kundschaft erneut funktionstüchtig zu machen. Wider besseres Wissen opfern sie gesellschaftliche Katharsis, um — gemäß den unbeweisbaren Axiomen Freuds — sich masochistisch in denselben Kreislauf einzureihen, was ihren sozialen Stellenwert noch einmal notdürftig erhält. Ihre Strafe aber beweist sich immer wieder in der Unwirksamkeit von Heilungen, sobald der Patient erneut dieselben Verletzungen erfährt wie vorher. Nicht die Wirklichkeit wurde in Angriff genommen, man stülpte dem Patienten nur einen anderen Vokabelhut auf. (Alte Landarztweisheit: Mehr Beinbruch im Steinbruch bei Besuch.)

Drohende Bewußtseinsklitterung in unserem elektronischen Zeitalter verrät auch die Funktion der Zahl. Die interessanteste Konstante ist die der Lichtgeschwindigkeit, etwa 300 000 Kilometer pro Sekunde, in der sich Bilder zusammensetzen. Worte sind langsamer, der Schall erreicht höchstens 331 Meter zur selben Zeiteinheit. Beiden Satrapen der Technik und des Vergnügens sind wir überreich ausgesetzt. Sie stehen in Kollision mit den Alpharhythmen, der Abtastgeschwindigkeit des Gehirns; etwa 13 Schwingungen in der Sekunde. Alter, Bereitschaft, kultureller Hintergrund spielen dabei auch eine Rolle. Die Rhythmen fallen am stärksten aus, wenn das Gehirn beschäftigt ist, nach einem Muster sucht, um visuelle wie akustische Angebote zu verarbeiten, die außerdem noch nach sensitiven wie memorialen Rückkopplungen verlangen, wodurch ein Wahrnehmungsfixativ erst trüchtig werden kann zu Absicht oder Sehnsucht, Garantie oder Abwehr, Verlangen oder Nicht-erkennen.

Solch einseitig wörtliche Paarungen stellen nur einen notdürftigen Hinweis

auf komplexe Ziele nebst Entschlüssen dar, die in Gehirnen angelegt sind, deren milliardenfache Schaltpartikel noch kaum trainiert genug ausgenützt werden und jedes Computersystem weit übertreffen. Ihre Manöver, blitzschneller Zerfall und Wiederaufbau toben sich ungezwungener aus als Lockerungsübungen nach den Tageszwängen während des Schlafs im Traum, sichtbar in den Rapid-Eye-Movements (REM).

Doch konstante externe Rhythmen wie Fleißgeräusche des Verkehrs, der Fabrikbänder, Großraumbüros, der Bilder im Fernsehen, in Filmen, hinter dem Steuer oder als Blicke auf Kontrollinstrumente, klein gehackte Arbeitsvorgänge steter Wiederholung verändern die Gehirnwellen, die bis dahin mindestens so individuell gewesen waren wie Fingerabdrücke (William S. Burroughs). Es wird deshalb für möglich gehalten, daß Elektro-Enzephalogramme kommender Generationen identisch sein werden, gesellschaftlicher Widerspruch also gar nicht mehr Raum gewinnen kann infolge physiologisch bedingter Parallelschaltungen. Andererseits jede Unterbrechung, jede Schwäche des sozialen Musters sofort komplette Verwirrung erzeugt, so daß selbst Chaos keine anarchistische Variante mehr erlaubt, sondern zu einer Frage rechnerischer Häufungen verdirbt. (Kritische Masse als Quantität, die zur verheerenden Qualität wird.)

Das Elend dieser optisch-akustischen Zwangsstraßen hat bereits begonnen. Das ganze arbeitsame Jahr über bahnt und bohrt daher der organisierte Fluchtmarkt Sehnsuchts-tunnels in das strapazierte Selbstbewußtsein der Bevölkerung. Diese Lichtschächte werden Erholung genannt, Ferien, ihre Propagierung beginnt im Herbst schon für den Winter, im Winter für den Sommer und für Sonne allemal. Ihre Ersatzfunktion für menschliche Wärme und Nachbarlichkeit ist offensichtlich, die eher auf tranüberzogenen Gemeinschaftsbetten in Iglus entstehen, als während MTM (Methods Time Measurement) — Zeitmeßverfahren in Fabriken. Bei so viel ödem Gleichmaß plus optimal einseitiger Ausnutzung gedeiht nur Verzweiflung.

Eine taumelig bedürftige Hypermetropie setzt ein. Kontaktarmut und erschöpfter Funktionswille, Reizerlahmung und Aggressionsstau. Folgen rücksichtsloser Arbeitsprozesse in der industriellen Welt sollen kurzfristig Lösung erfahren. Der Kauf des exotischen Andersseins kann immer nur Surrogat bleiben. Die Ströme der Urlauber ziehen in den Süden, werden dort aber in derselben Weise ausgebeutet, wie es spiegelbildlich nach Marktgesetzen von jenseits der Grenzen stammende Arbeitskraftreserven erfahren. (Multinational geschlossenes Klassensystem.)

Reichtum an Lebensvielfalt und Identitätssicherheit kann nicht nachgeholt, nur auf Grund von Herrschaft über die Produktionsmittel erkämpft werden, auch wenn südliche Armut und Anmut psychische Bereitschaft lächelnd einzuschläfern scheinen. Der Urlaub als Pause gleicht einem Sinterturm, in dem die kostbar kurze Erholungszeit im Erlebnisfieber verdampft, während

das eingestampfte Alltagsgemensel als Schlacke nicht mitverbrennt. Auf der Fahrt zurück stimmen die alten Zwänge in die verhaßte Beschleunigung, in den Ertragsrekord wieder ein. (Erschöpfung als wirksamste Biokinetik.) Schon flattern terroristische Brände am Horizont. Nicht nur die fossilen Reserven der Dritt- und Sonnenländer werden aufgebraucht, auch das importierte Vakanzgeld der Urlauber wie der Verdienst der exportierten nationalen Arbeitskräfte vagabundieren nur, füllen zwar kurzfristig monetäre Defizite, schaffen jedoch keine neuen Infrastrukturen, über die die Mehrheit gebieten könnte. Die Gesetze kapitalistischer Anhäufung treten automatisch erneut ein.

Es ist vorstellbar, daß trotz Verflechtung der multinationalen Konzerne und Datenspeicher die Lecks in den Sonnenländern zu groß werden. Ausgeräubert, verwüstet und wieder allein gelassen nach den zahlreichen Anstürmen der erstmals mobilen Kleinbürgermassen aus dem hochindustriellen Norden, deren Hast und Drängen mörderische Maße annehmen, da sie in der Sonne nie und nimmer zu finden verstehen, was sie sich in ihren technisierten Zyklopenheimaten politisch erobern sollten, könnten die armen Nachbarn eines Tages verzweifelt die Grenzen schließen lassen, um Reste an Würde und Eigenart zu bewahren, eigensinnig chauvinistisch den Raubbau aller Art zu beenden. (Beispiel Libyen)

An den Rändern der mächtigen LOLL's würden sich Felder von LOCS', langfristig organisiert kollabierenden Systemen ansiedeln, denen auch zeitweiser Geldüberhang nicht mehr helfen würde. Denn Armut kannten diese Länder in ihrer Geschichte seit jeher sowieso. Damit endgültig in die Enge getrieben, wendete sich der heimliche Faschismus der Kapitaleigner notgedrungen nach innen, sonst verlöre er seine Vormacht. (Beispiel Spanien, Brasilien, Chile, bis vor kurzem auch Portugal und Griechenland. Bei Vietnam, Kambodscha, Laos handelt es sich noch um exportativen Kolonialismus imperialistischer Strategie als Ablenkungsnachhut.)

Die Angst vor den Grenzen des Wachstums, des Fortschrittglaubens, die nur Profitmaximierung kennen, importiert dann den Kolonialismus, abgeschnitten von den energetischen und psychosomen Ressourcen der Drittländer, ins eigene Land. Die Krankheit, der Widerspruch zwischen scheinemokratophiler Exekutive und dem mehrheitlichen Plebs, ist nicht mehr ein schicksalhafter Befallen, sondern zielstrebigster Ausdruck eines Organismus (Viktor v. Weizsäcker). Der Kreis schließt sich mörderisch. Die Abhängigkeit der Leistungen von sendenden und ausführenden Organen, die eigentlich eine von den Subjekten fortwährend ersehnte Einheit bilden wollen in diesseitiger Heilerwartung, stürzt in tiefe Kollision. Der verleugnete, früher noch nach außen gewendete Klassenkampf in Form von Raubbau an Rohstoffen, durch Preisoligarchie und Währungsschwindel, beginnt in den westlichen Industrieländern selbst. Bisherige Inhaber und Anwender der industriellen Revolu-

tion finden ihren nützlichsten Gegner: den größten Teil der eigenen Bevölkerung.

VOPE

(Violence of hOPE)

Aus der bloßen Hoffnung der Abhängigen wird gewalttätiger Drang, schließlich die Entdeckung gemeinsamen Willens wachsen. Die Sicherungen sozialer Risikotechniken, die immer raffiniertere Formen angenommen haben, brennen durch, Verelendung tritt ein, auch in einer Art, wie es im 19. Jahrhundert und noch vor zwei Generationen der Fall war.

Zwar wurde nur vorgetäuscht, daß die Bildungsfähigkeit vieler Ausdruck und Praxis finden solle, auch klaffte die Schere zwischen Anspruch und Wirklichkeit immer mehr, doch die Möglichkeiten, über Information zur Anwendung zu gelangen, wuchsen trotzdem. Das System zog die Entdecker der Schuld, vorerst noch als Hilfskräfte und Angestellte, selbst auf. Die breite Ahnung festigte sich zur Gewißheit der Verluste, erweckte massenhafte Forderungen, die durch Warenprogression verdichtet wurden. Deren Anspruch ging verloren, fand in Inhalten Nachfragen substantieller Form, nicht mehr nach abwechslungsöden Konsumfetischnen. (Der innere Schein läßt jeden allein. Die tägliche Wut tut dem Mut gut.)

Vergleichbar leer vervielfältigte sich der Kapitalmarkt. Die gegenseitigen Nostroguthaben der Banken erreichten Höhen, die in krassem Gegensatz zur tatsächlich gefertigten Produktion standen. Das inflationäre Kreditangebot nebst Zinsen deckte den Fiktionscharakter von Geld hastiger auf, das immer weniger materiellen Tauschwert besaß, geschweige denn Waren allgemeingültigen Verlangens hätte je bestimmen können. Bildung ließ sich kaum mehr kaufen, höchstens erhungern und rückte noch einmal in idealistische Ferne. Die von der Finanzmajestät verschlossenen Datenspeicher gaben Information als Bedrohung aus, da der Auftraggeber, die Macht, jede Operation durch seine Eingabe schon im voraus interessenlastig furchtsam auswählte. Aus Lernlogik entstand Kollaps, aus Reichtum und Überschwang die Befürwortung des Terrors.

Das mit den Reichen jahrzehntelang versippte Märchen von der Lohn-Preis-spirale, in dem auch sozialdemokratische Regierungen Unterschlupf gesucht hatten, griff nicht mehr. Die Löhne waren stets als Kosten von der Arbeitskraft abgezogen und den Preisen zugeschlagen worden, während der Arbeitsertrag, seine Effektivität rapid gestiegen war. Der Konsum sank, die Produktion, als Bedürfniszahl aufgezwungen und in den Mund gestopft, erstickte an sich selbst. Der lineare Wachstumsprozeß, einstmals ein Glaubensartikel der Merkantilismus, hatte sich in einen exponentiellen gewandelt, so daß schneeballartig Zeiteinheiten an Übersicht und Berechnung übersprun-

gen wurden und geradezu blind und über Nacht der Zusammenbruch nahe war. (Vormals Börsenkrach.)

Hier setzte die Würde und der Stolz der verlassen Massen ein. (Volksmund: Jeder Strick hat zuerst sein Messer; Martin Luther in „Klosterkämpfe“.) Regierungsappelle und Beschwörungen quittierten sie mit Märschen, Polizeieinsätze mit Besetzungen und dem wahrhaft demokratischen Gemeinschaftsdictat. Das Militär, ebenfalls gerufen, konnte, verwöhnt mit einem außenpolitischen Gegner, seine weittragende Strategie nicht nach innen wenden, sonst hätte es sich selbst vernichtet samt dem eigenen Volk. Der Widersinn der Kissingerschen „Balance of Power“ hatte sich, jenseits von Bürgerkriegen, schon vorher in der Stratosphäre angesiedelt, wo es sich leichtsinniger planen läßt als in den Mutterländern der Rüstung. Der Aggressionsgegenstand, das östlich sozialistische Lager, ließ sich nach so viel Überanstrengungen infolge der Kosten und Übungen nicht mehr gegen Binnenprobleme eintauschen.

Es gewann nicht nur die Idee, besser noch die freundschaftliche Gewalt der Vielen an Raum, versöhnte die gräßlichen Abarten mit den artikulierten Bedürfnissen, forderte viel weniger Tote als jeder kleinste Krieg und beschleunigte Tritt um Tritt auf Grund der drangvollen Klassenlage Einsicht in die Zukunft, die nicht elend sein darf, da alle, nicht wenige, überleben wollen. Das ist gewiß.

Die Wiederholbarkeit von Geschichte zeigt heute, daß selbst Rückschläge und Opfer nicht nur der schmerzliche Keim sind, eher schnellere Reife der Praxis samt der Gedanken bedeuten. Wir erleben es längst. Doch da wir denkend nur die negative Perspektive unseres Zustands lernen, was häßlicherweise meist wieder Klassenvorteile ausdrückt, müssen wir, geschichtlich revolutionslos geblieben, völlig umzuplanen versuchen. Bekenntnisse allein genügen nicht, sonst bleibt die notwendige Inhaltsangabe der Alternative zum Verfall nur eine allegorische Weste. (Programme als antagonistische Manöver.)

Es ist doch für alle Systeme so: Gibt es keine volle Gewißheit, dann gibt es keine volle Verantwortung. Das ist eine rein logisch unbestreitbare Formulierung, weil sie die symmetrische Auszahlungsfunktion im Verständnis der Spieltheorie erzeugt. Wer aber bei Bestehen einer Ungewißheit weiterhin die volle Verantwortung fordert, tastet die mathematische Symmetrie des Spiels an (Stanislaw Lem). Diese beweist wiederum die Schändlichkeit der Liberalität, die nur auf Grund ihres materiellen Vorsprungs, der gestörten Symmetrie also, gelassen zu leben vermag, voraussetzend, daß die Bastionen der Herrschaft, die sie miterbaut hat, nicht der Masse, dem Pöbel, dem Plebs, dem Volk preisgegeben werden. Die juristische Rechtfertigung dafür liefert die geschwinde, fast lautlose Funktionalität des Augenblicks, auch Klassenjustiz genannt.

Velemir Chlebnikow (1885—1922), konkreter Phantast, der gleichermaßen mit Zahlen wie Versen operiert hat, schreibt in seinem Tagebuch ein Jahr vor seinem Tod (Anmerkungen in Klammern von mir):

1. Spucke dem Tod in die Augen, in all seinen Erscheinungsformen. (Personalisierung von Geschichte.)
2. Den Nacken in Zukunft dem Gestern zuwenden. (Wiederholbarkeit von Geschichte.)
3. Aufteilung der Macht der mädchenhaft verschämten Autokraten (sprich, der Liberalen) nach den Zeitgesetzen, die ein Kind versteht. (Wie es sein soll.)
4. Sturz der Sprachen als Pflicht. (Proletarisierung als Bereicherung.)
5. Die Schalen und Rinden der Sprache aufbrechen, immer und überall. (Was auf jeden Fall auch auf meine Kappe geht gewaltlos am Schreibtisch, daß Überbausprache gern Drohgebärden erzeugt.)
6. Harnische aus Zahlen. (Wunsch nach absichtsloser Statistik, doch jede Zahlenvorgabe wird vom Interesse bestimmt.)
7. Anwachsen der Fläche menschlicher Willkür. (Ausnützung des Entropiegesetzes, daß selbst bei völliger Unordnung gemäß der Nachrichtentheorie ein mittlerer Nachrichteninhalt bleibt. Um wieviel größer, hoffnungsvoller könnten somit die Möglichkeiten schon bei beginnendem Austausch sein.)
8. Recht um Recht entreißen. (Klassenkampf)
9. Liederheere. (Entwicklung der Genußfähigkeit.)
10. Schützengraben im Weltall. (Überwindung der Utopie als nur technische Disziplin.)

Und was ergibt sich daraus? Ich muß noch einmal Stanislaw Lem, einen der kategorisch phantasievollsten zeitgenössischen Autoren, zitieren. „Ganz und gar nichts“, antwortet er, „das heißt, nichts im Bereich der Pflichten. Ich meine, ein Prinzip ist — wiederum für alle Welten — wichtig: Die Ethik der Zeitlichkeit ist stets unabhängig von der Ethik des Transzendentalen. Das bedeutet, daß die Ethik der Zeitlichkeit außerhalb ihrer selbst keine Sanktionen finden kann, die ihr Rechtskraft geben. Das bedeutet ferner, daß der, der Böses tut, immer ein Schuft, und der, der Gutes tut, immer ein Gerechter ist. Wenn jemand bereit ist, Gott zu dienen, und die Argumente für dessen Existenz als ausreichend hält, hat er dadurch hier kein zusätzliches Verdienst.“

Fürwahr, schlüssiger las ich es kaum wo. Insofern erweist sich auch das Jamern aus den Regalen des Mittel- und Oberstandes, jeder Sinn in der Geschichte werde durch deren fürchterliche Interessenlosigkeit widerlegt, als nur egoistische Opulenz. Denn wir erleben Geschichte permanent und können ihr ganz und gar nicht ausweichen. Auch der Zug der Lemminge, der düster immer wieder zum Vergleich herhalten muß, verleitet dazu nicht. Jener Todestrieb, sich ins Meer zu stürzen, läßt sich nur als ein inzwischen

genetisch niedergelegter Irrkurs interpretieren. Seit wann aber wären Menschen, die jedenfalls gelernt haben, Regeln des Bewußtseins aufzustellen, zu mißdeuten oder durch neues Wissen zu ersetzen, nur blindwütig trainierte Instinktpakete? Selbst die Sklaven im Altertum probierten, bevor sie sich ergeben umbrachten, Überlebensstatik aus. (Rückkehr von der Autotomie und Autopsie zur Autonomie.)

Wir können uns zutrauen, daß wir falsche durch richtige Bedürfnisse ablösen, den destruktiven Schöpfungsreiz durch Inhalte ohne Verwirklichungsverluste. (Gegenteil: Von der Riterrüstung zum Zündnadelgewehr zur Raketen-technik, deren ziviler Ertrag, nach so viel wilden Kosten, uns schließlich als Teflon-Pfannenbelag bei Stimmung halten soll.)

Es gibt längst schöne Regeln für Einsicht, zum Beispiel aus der Sowjetunion. Die Größe des Landes verlangt äußerst geringe Ticketkosten für Flugreisen. Oder es zahlen Großabnehmer für Erdgas und Elektrizität, die Industrie, weit mehr als Haushalte. Der Einzelne wird von dem wirtschaftlich Mächtigeren subventioniert. Das heißt, die Primatensucht wird abgebaut, das Überleben als fortwährender Katastrophenfall erfährt Zuversicht bis zur Deckungsneuheit, damit diese sich zur Prämisse ändert. Die Moral, die christlich weiß industriell war, jedoch vergebens auf Echos aus dem Himmel hoffte, muß demnach ideologisiert werden, sonst nützt sie nichts, wie jeher. Dann jagte gerechterer Tauschwert die internationalen Währungsfiktionen, hinter denen sich die Gewinne der Wirtschaftsautokraten verstecken, davon. Dann druckten die Datenspeicher, anders beschiedt, nachdem die Arroganz in der Bescheidenheit versunken ist, auch veränderte Informationen aus, die (welch momentane Lähmung für die dynamisch einseitige Überflußgesellschaft!) ERWEITERUNG nur durch drastische EINSCHRÄNKUNG lauten können. Und welche Maßstäbe führten jene Befreiung vor, definierten Inhalte?

1. BERUF nicht als KARRIERE: Dieser wachsende Klassenstandpunkt aller Abhängigen hat nichts mehr mit Vorsprung von Technik oder Verwaltung zu tun, sondern formuliert ständig Gemeinsamkeit in allen Variationen.
2. KASERNIERUNG der HIERARCHIE: Leicht vorführbar als um sich greifende Übungen, bis die Kommandozentralen des Profits völlig eingekreist sind. Vorhut Italien, England, Frankreich, so daß auch wir es lernen werden.
3. PROFANIERUNG der DISZIPLIN: Damit der Vorteil der Genüsse, des Differenzierungsvermögens, ihre lernbaren Mechaniken und heilsamen Mannigfaltigkeiten als Selbstbewußtsein in der Mehrheit der Arbeiter und Angestellten Widerhall finden.
4. WÜRDE der FAULHEIT: Eine der schwierigsten Kategorien, die überhaupt nicht durch Heilsverfahren wie Buddhismus, Konfuzianismus, Schintoismus, tibetische Formeln imitiert werden kann. Denn das dafür nötige große

Selbstverständnis setzt nur ein, wenn keine Lebensangst mehr besteht. Dann würde auch das Gegenteil der Faulheit, der Verweigerung, nämlich der Fleiß, da selbstbestimmbar, sich verwirklichen vermögen.

5. BILDUNG als PFLICHTFACH: Vorgabe für diese wie alle Maßstäbe vorher ist wiederum die Eroberung der Produktionsmittel, ohne die nichts, aber auch gar nichts sich neu einleiten läßt.

So käme das Kamel durch das Nadelöhr, hüpfte der Pflug über die unnütze Last der Kampfpanzer. Und aus der Erbfolge bürgerlicher Errungenschaften von Ästhetik und Systematik, die nur noch als Betäubung wiederholt wurden, begönne die Entfaltung des Einzelnen in um sich greifenden Konsequenzen auf Grund seiner Geborgenheit in der Mehrheit. Die perverse Produktion des Wertschwunds wäre zu Ende, und selbst die verwöhntesten Kinder, die noch entstünden, würden die verschiedenen Arten des inneren wie äußeren Kolonialismus nur noch vergebens nacherfinden können.

Ulrich Greiwe Kamikaze

William Friedkin kündigt an, er werde nach dem „Exorzisten“ einen Film inszenieren, der „No exit“ (Kein Entrinnen) heißen könnte: den Zuschauern im Kino soll ein Film über ein Kino vorgeführt werden, dessen Ausgänge plötzlich panisch versperrt sind: „No exit“ leuchtet rot über den Schleusen auf. Die Katastrophe im Kino als Kinounterhaltung. Masochismus? Augenscheinliches Fitness-Training, doch wofür? Der Mensch des Menschen ärgster Feind? Heere von Psychohygienikern, Feuilletonisten, Demoskopern, Kulturpolitikern und Kohl-Christen werden alsbald ihre Kommentare absondern. Denn der sensationelle „Exorzist“ und die Fellatio-Fürze französischer Kinofürsten à la „Trio Infernal“ sind nur der Anfang einer neuen Kinorichtung, die sich einerseits mit realistischer Attitüde in Sexualmystik ausbreitet und andererseits mit unendlicher Drohphantasie die Zukunft ausmalt.

Es wäre konservative Kulturkritik und würde jeder sozialistischen Erfahrung entbehren, sich über das Verderben, das in diesen Filmen wohnt, zu mokieren, ohne sozialgeschichtliche Deutungen einbeziehen. Die Spengler und die Zehrer werden uns in Zukunft ohnehin wieder mit Gesundem-Volkskörper-Pathos bis zum Erbrechen bedienen.

Eine neue Dimension des Mittelklassen-Lebensgefühls zeigen die neuen Sensationsfilme und Sensationsromane und vor allem die Reaktionen an, die nach den „Hunden des Krieges“ (Forsyth) und dem „Exorzisten“ (Blatty/Friedkin) im Fiction-Genre angekündigt werden. Die Angst bürgerlicher

Menschen droht nicht mehr als Abwehr oder Ohnmachtsgefühl zu funktionieren, sondern als Sehnsucht nach mehr Angst. Die Liebe kann nicht mehr als höchste Möglichkeit menschlicher Befriedigung begriffen werden, sondern nur noch als eigentliche Ersatzbefriedigung, während die Illusion als höchste Stufe der Befriedigung funktioniert.

Die anbrechende Kamikaze-Kultur, wie ich sie im Andenken an die nationalpathetisch verseuchten japanischen Selbstmordpiloten nennen möchte, droht die spätbürgerlichen Mittel-Klassen in einen Jahrmarkt der wohligen Selbsttäuschung, des gleichzeitigen Angewidert-und-Angezogenenseins zu treiben. Noch 1968, angesichts der offensichtlich getricksten japanischen und amerikanischen Stadtzerstörungsfilme, konnte die amerikanische Kulturkritikerin Susan Sonntag in diesen Filmen eine milde Katastrophenphantasie entdecken, individualpsychologisch pointiert, mehr nicht: „Die Phantasie kann zweierlei tun: sie kann uns vor der unerträglichen Langeweile retten und uns von den — realen oder vorausgeahnten — Schrecken ablenken, indem sie uns die Flucht in exotische, gefährliche Situationen ermöglicht, die sich im letzten Augenblick zum Guten wenden, und sie kann das seelisch Unerträgliche auf ein normales Maß reduzieren und uns dagegen abhärten. Im ersten Fall verschönert sie die Phantasie, im zweiten neutralisiert sie die Welt. Besonders die Dialoge der meisten Science Fiction-Filme, die sich durch eine ungeheure, aber nicht selten rührende Banalität auszeichnen, sorgen für eine herrliche, unbeabsichtigte Komik. Zeilen wie ‚Kommen Sie schnell, in meiner Badewanne ist ein Ungeheuer‘ wirken herzerfrischend inmitten der malerischen und betäubenden Massenvernichtung. Dennoch ist zugleich etwas Schmerzliches und Tödernes in diesen Filmen. In einem gewissen Sinne stehen sie alle in einer Komplizenhaften Beziehung zum Entsetzlichen. Sie neutralisieren es. Vielleicht bringen sie nicht mehr als alle anderen Künste den Betrachter in ein Komplizenverhältnis zum dargestellten Gegenstand. Die Filme verewigen Klischees in bezug auf Identität, Willensentscheidung, Macht, Wissen, Glück, gesellschaftlichen Consensus, Schuld und Verantwortung, die, gelinde gesagt, unserer gegenwärtigen, durch die Extreme unendlicher Banalität und unvorstellbaren Schreckens gekennzeichneten Situation nicht dienlich sind.“

Die Rolle der Phantasie in spätbürgerlichen Hochleistungsgesellschaften wird in den Kategorien und im Begriffsapparat der Susan Sonntag unzutreffend und unscharf gedeutet. Ishiro Hondas Stadtzerstörungsfilme, die hierzulande fast alle mit dem halluzinatorischen Reizwort „Frankensteins . . .“ ausgestattet wurden, neutralisieren das Entsetzliche nicht, sondern versuchen, den Zuschauern in eine Stimmung der Erträglichkeit zu wiegen: seine Aggressionen gehen für eine Kinofilmlänge in den brutalen Monstern auf, die sich sowohl im Sex wie im Krieg als unwiderstehlich erweisen. Kritik führt im bürgerlichen Staat, so läßt sich an Susan Sonntag sehr gut erkennen, ein

feuilletonistisches Eigenleben, weil in ihm nichts besser funktioniert als der Widerspruch zwischen Wort und Tat beziehungsweise Wirklichkeit. „Unendliche Banalität“ existiert als Charakteristikum bloß in den Köpfen von Feuilletonisten, die die meiste Zeit ihres Berufslebens damit verbringen, ihresgleichen zu kritisieren und wortgewaltig zu übertrumpfen.

Die Rolle der Phantasie, besser: der Phantasterei spielt in der kapitalorientierten Hochleistungsgesellschaft deshalb eine so große Rolle, weil die realen alltäglich sichtbaren und lesbaren Widersprüche nur durch die phantastische Ablenkung vertuscht werden können. Die großen Monopolbrüder, die ihre Schatten über die privatkapitalistisch unterdrückten oder verschlimmbesserten Erdteile werfen, sind die eigentlichen Vorbilder und Vorträume der Monster-Filme. Angesichts des ersten „Frankenstein“-Schockers, den James Whale 1932 in Szene setzte, beschäftigte sich Ernst Bloch mit den kulturellen Sensationen und ihren psycho-politischen Hintergründen. Bloch schrieb im Dämmerchein der ersten großen kapitalistischen Weltwirtschaftskrise von 1929 über die damals kursierenden Dämonenfilme: „... jetzt fehlen die Butzenscheiben zwar ebenfalls nicht und der Ort des modernisierten Golem, eben ‚Frankenstein‘ genannt, ist Hollywoodsches Tirol; die Zeit jedoch ist jene Gegenwart geworden, welche ihre Golems selbst erzeugt. Der Golem ist der bereits riesenhaft aufsteigende faschistische Mörder, er ist die Technik mit falschem Bewußtsein, die Angst eines Amerika, ohne prosperity, vor sich selber. Seltsam immerhin, wie gering die Zauberstoffe sind, die der Film ausbeutet: Dämmerzustand, Homunculus, Golem, manchmal etwas Fliegen-der Teppich, zuletzt Vampir, fast immer dasselbe. Seltsamer, daß gerade diese Wanderfabeln in unserer Zeit immer rascher rotieren und immer größere Stücke Gegenwart bezeichnen, als wären sie nicht nur Romantik, sondern Prognose. Prognose von neuer Angst, neuer Ungeborgenheit, Zeichen eines zu Ende laufenden Zeitalters, das seine Mitternachtglocke hört.“

Die Kultur reagiert nicht genau auf die politischen Verhältnisse, sie filtert sie dramaturgisch. Sie spiegelt die Ungeborgenheit und die Angst vor sich selber damals wie heute in Kinofabeln, die gleichzeitig Stimmungen und Maßregelungen vorwegnehmen. Die Regie eines Staates und die Regie kolossaler „epochemachender“ Filme nähern sich einander an. „Wir haben das Ende der Geschichte erwischt“, sagte ein Regieassistent, nachdem er zwei Jahre mit Michelangelo Antonionis Filmaugen durch die USA gereist war. Ein wahrer kapitalistischer Filmer filmt den Strick, an dem das System sich aufhängt, ehe er auf die Idee kommt, sich selbst durch sozialistische Organisationsformen zu befreien. Denn die kapitalistische Geschichte ist auch die Geschichte eines begrenzten Vorstellungsvermögens und eines begrenzten Lebensgefühls. Es gibt keine Geschichten, die nicht zu erklären sind. Nicht zu erklären sind sie höchstens von denen, die die Einübung der Entfremdung von klein auf

verleugnen und so tun, als sei jedermann Herr seiner Chancen, Bedürfnisse und Produktionen.

In die Lücke zwischen Unwissenheit und Unlust, die die Entfremdung in bürgerlichen Menschen hinterläßt, stoßen die neuen Sensations-Kunstwerke, vornehmlich aus den USA, wo auch die unbegriffenen Mächte die größten sind. Norman Jewison, der Regisseur, der zuletzt mit „Jesus Christ Superstar“ hervortrat, hat gerade einen Film abgedreht, der „Rollerball“ heißen wird, und einen tödlichen Sport zum Thema hat, mit dem multinationale Konzerne künftig die Massen bei Laune zu halten suchen. Sensationelle Angste spielt ein aufwendiger Film aus, der derzeit nach dem Roman „Der Turm“ (Vorabdruck im „Stern“) von Richard Martin Stern gedreht wird: ein Wolkenkratzer wird während der Eröffnungszeremonie von Brandstiftung bedroht. Vordergründig herrscht Panik, im Hintergrund werden die Filmbevölkerungen für die Krallen und Entsagungen kommender Krisen präpariert. Auch wenn Regisseure, Producer und Filmkritiker auf gutgemachte Unterhaltung pochen, diese Filme spielen ihre Hauptrolle draußen außerhalb des Kinos, wo die Bedrohung andere Qualitäten und Quantitäten aufweist, die Chiffren sich aber gefühlsmäßig gleichen. Die Vernichtung des Menschen durch den Menschen — das ist die entpolitisierte Betrachtungsweise, auf die andere kommende Action-Filme spekulieren. So wird jener Flugzeug-Absturz in den Anden zur Zeit nachgefilmt, bei dem sich Überlebende in letzter Not von den herumliegenden Opfern ernährten. „Das Dakota-Projekt“, ein bei Rowohlt erschienener Thriller, erzählt (allerdings in abschreckender Langweiligkeit und Konfusion) die Geschichte eines Publicity-Managers, der einen neuen Job sucht und dabei in eine geheimnisvolle Konservenfabrik gerät. Dort wird Menschenfleisch aus der Dritten Welt in Dosen verpackt, um Überbevölkerungsprobleme zu lösen: „heimgeschickt“ mildert es die Unterernährung. Susan Sonntag würde sagen, hier sei Perversion am Werk, aber die Entwicklung der Sensationsstories, ob für Buch oder Kino, findet ihre Logik im verzweiferten Lebensgefühl der bürgerlichen Mittelklassen. Sie ernähren sich von der Illusion, daß die gegenwärtigen und kommenden Krisen nicht mit der Organisation und der darin angelegten erpresserischen Konsum-Entfremdung-Profit-Spirale zusammenhängen, sondern böser Zauber sind, der auf schlechtes Management zurückzuführen ist. Noch hat keiner besser als Marx auf den Nenner gebracht, warum das Unterbewußtsein und das Lebensgefühl der bürgerlichen Mittelklasse zwangsläufig das eines Kamikaze werden muß: „Die Forderung, die Illusionen über seinen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusionen bedarf.“

Da die Ahnungen über die Ursachen der Krisen und Katastrophen in breiten Schichten der Völker schärfer werden, sehen sich die führenden Kulturstrategen der „Freiheitlichen Welt“ gezwungen, die Illusionsapparaturen

auszubessern und die Illusionen unwiderstehlich zu gestalten. Dazu haben wir ja Forschung und Wissenschaft, die die Gesetzmäßigkeiten unserer sechs Sinne auskundschaften, und den Produzenten, der die Resultate, glückstrahlend über die listigen Lösungen, zu freier Verfügung gelangen läßt. Die Technik der Einschüchterung durch Kultur (auch wenn bürgerliche Feuilletonisten hier „konstatieren“ werden, das alles habe mit Kultur nichts mehr zu tun) soll durch einen Mark-Robson-Film noch vervollkommen werden, der uns im Frühjahr unter dem Titel „Erdbeben“ beschert wird. Für den Film wurde — wie in gemäßigter Form bereits für Hitchcocks „Vögel“ und Friedkins „Exorzisten“ — eine Tonterror-Kulisse konstruiert, die in der dunklen Fessel des Kinos ihre Wirkung nicht verfehlen dürfte: „Sensurround“ heißt diese neue Tontechnik. Regie wird hier als totaler Ton- und Bildterror und uneingeschränkte Emotionsdressur verstanden: Wer sich passiv dem Ergebnis dieser Regiekünste aussetzt, der wird die Regisseure der wirklichen, der gesellschaftlichen Katastrophen auch hinnehmen. Die Katastrophenphantasie, mit der die USA 1975 das große Geschäft machen wollen, bedeutet das Ende des friedlichen Kinos.

Untergrund des Okkultismus

Im Gespräch mit Pfarrer Friedrich Haack

Die religiösen, weltanschaulich-politischen Sekten, alte und neue Okkultismen, haben in den letzten Jahren, vor allem in industriellen Ballungszentren, großen Zulauf aus allen Schichten der Bevölkerung erhalten. Es gibt bisher wenig wissenschaftlich fundierte Untersuchungen über diese Entwicklung. Bislang dominiert weitgehend die Meinung, daß es sich bei den neuen Erscheinungsformen des Okkultismus' und Sektenwesens um Randerscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, im einzelnen Fall um „Spinner“ handle.

Pfarrer Friedrich Haack (Jahrgang 1935) hat als einer der ersten auf die ernstzunehmenden gesellschaftlichen und politischen Wirkungen dieser Erscheinungen hingewiesen und die Ergebnisse seiner Untersuchungen in dem Buch VON GOTT UND DER WELT VERLASSEN, Der religiöse Untergrund in unserer Welt, Düsseldorf 1974, vorgelegt.

Es steht in diesem Zusammenhang nicht an, die problematischen Seiten der einen oder anderen These des Autors zu diskutieren. Wir meinen, daß es notwendig ist, im Zusammenhang mit dem Thema des vorliegenden Heftes, auf die religiös-weltanschauliche Subkultur aufmerksam zu machen, die sich im irrationalen Zukunft zu erschließen versucht.

Das Gespräch mit Pfarrer Haack führten Friedrich Hitzer und Rolf Seeliger,

München, der uns auf Haacks Untersuchungen aufmerksam gemacht und sich auch selbst mit den „geheimen Bestsellern“ okkulter und spiritistischer Herkunft befaßt.

F. H.

Herr Haack, Sie sind seit fünf Jahren Beauftragter für Sekten- und Weltanschauungsfragen der Evangelischen Landeskirche in Bayern. Wie kamen Sie zu diesem Arbeitsgebiet, und haben Sie sich schon vor Ihrer hauptamtlichen Tätigkeit mit diesen Fragen befaßt? Hat es einen solchen Beauftragten in der Evangelischen Kirche schon früher gegeben?

Ich habe angefangen im Predigerseminar, das war 62 auf 63. Mein Gedanke war, Predigen ist gut, aber die religiöse Diskussion wird an der Haustür geführt, da sind die Sekten. Ich habe damals in Nürnberg angefangen, erst mal einfach die christlichen Sekten aufzusuchen, zu erforschen, was sagen die. Es hat sich ziemlich schnell gezeigt, daß die Literatur an der Stelle ein bißchen dünn ist. Ich habe also die Nürnberger Religions-Gruppierungen erforscht, das waren dann plötzlich 60 Stück, was ich damals ganz unglaublich fand. Von daher kam ich zur Erforschung des Aberglaubens, der Esoterik, des Okkultismus und wurde dann 1964 Beauftragter für Sekten- und Weltanschauungsfragen — neben meiner Gemeindearbeit. Es hat sich aber bald gezeigt, daß hier eins von beiden leider, und da habe ich mir gesagt, ich mache jetzt meine Gemeindearbeit weiter. Das war so ungefähr 68. Die Forschung lag ein Jahr lang ein bißchen brach. Ich hatte dann Bücher publiziert, schon Zeitschriften- und Rundfunkarbeit gemacht, so daß mich die bayerische Landeskirche hauptamtlich eingesetzt hat. Das war zunächst kombiniert mit einer Schulpfarrstelle, ist aber auch immer mehr geworden. Zur Arbeit mit diesen religiösen Symptomen, die heute auftreten, kam plötzlich der ganze Bereich der religiösen Kriminalität dazu. Da sind die Typen, die mit Religion ein Geschäft machen wollen. Heute habe ich neben der Erforschung von Sekten- und Weltanschauungsfragen — wie jeder bayerische Gemeindepfarrer — meine acht Schulstunden. Inzwischen hat das die Westfälische Landeskirche nachgemacht. Die Hoffnung ist, daß in absehbarer Zeit alle evangelischen Landeskirchen in der Bundesrepublik einen solchen Beauftragten für Religions- und Weltanschauungs- oder Sekten- und Weltanschauungsfragen haben.

Gibt es auch in der katholischen Kirche einen Beauftragten ähnlicher Art oder widerspricht das dem Katholizismus?

Es gibt zwar bei den Ordinariaten jemanden, der da auch für zuständig ist, aber das gab es schon immer bei allen katholischen Kirchenverwaltungen. Das war aber kein Beauftragter in dem Sinne. Vielleicht liegt es ein bißchen daran — das hat mir mal ein katholischer Kirchenmann gesagt — „Wissen Sie, junger Freund, Sekten sind doch mehr eine Angelegenheit der evangelischen Kirche.“ Das ist natürlich Unsinn. Man ist da wohl bei denen ein bißchen auf die eigene Ideologie reingefallen. Sekten und religiöse Gruppen und Extremerscheinungen dieser Art sind soziologisch voll verteilt über die Gesellschaft. Prozentual ist da

jede Gruppe anfällig, jede Altersgruppe, jede soziologische Gruppe, jede Kirchengruppe.

Könnte man nicht sagen, daß in der katholischen Kirche, wenn man an die Wallfahrten, an Marienwunderglaube, Marienverehrung denkt, daß hier gewisse okkulte Stimmungen integriert sind?

Die sind da doch mehr in die Kirche mit eingebunden. Heute zeigt sich aber, daß genau dieser Teil der katholischen Religiosität anfängt, sich zu verselbständigen. Das tollste ist etwa der Papst Clemens, der verstorbene, und dann seine Konkurrenzgruppe von dem Don Rino, die jetzt tagelang mit einer Toten im Wagen rumgefahren sind. Da bin ich ein bißchen mit schuld, daß es zu einer Spaltung kam zwischen Don Rino, dem ersten Apostel des Papstes Clemens XIV. und dessen Gemeinde. Ich hatte nämlich — es geht um die Geschichte mit einer Schwindelhostie — ich hatte den Kardinälen nachgewiesen, die hier im Zimmer saßen, wo Sie jetzt sitzen —, daß eine Neuerwerbung von Clemens XIV., ein Bischof, ein ganz landbekannter religiöser Gauner und Hasardeur ist, der sich nun doch eingeschlichen hat. Dieser Bischof hatte sich einfach in den Finger gestochen, Wunderhostien konsekriert, die dann bluteten. Daraufhin schrieben die Besucher mir dankbar in mein Gästebuch, daß sie hier waren. Die Kardinäle gaben mir eine Erklärung: Ja, das ist ein Schwindel, der muß raus. Daraufhin sagte Papst Clemens, das machen wir ganz anders, der Schwindler kommt raus und ich konsekriere die Hostie da, und damit ist das Wunder echt.

Wie ging das mit dem Papst Clemens weiter? Wie hat sich diese Abspaltung zugetragen?

Der Priester Michel Collin, der im Krieg so eine besonders fromme Gemeindearbeit machte, gründete „Abendmahlsheime“. Er wurde immer intensiver in der Marienfrömmigkeit und fing dann an so zu schwärmen und kriegte Visionen und wurde eines Tages angeblich von Gott selber zum Papst gekrönt. In einer Vision, sagte er. Damit war er natürlich draußen aus der katholischen Kirche. Die von ihm gegründeten Abendmahlsheime gingen ein Weilchen mit ihm. Und so entstand eine Kirche, die von Time auf ungefähr 50.000 Anhänger geschätzt wurde: in Frankreich, der Schweiz, Österreich, Norditalien und der Bundesrepublik Deutschland, also ganz extrem hier. Wir haben ja in München eine ganze Reihe von Bischöfinnen in dieser Gruppe. Einer der ersten Mitstreiter war der Priester Don Rino. Der machte dann nicht mehr mit bei dem Hostien-schwindel und spaltete sich mit der italienischen Gruppe, einem großen Teil der Schweizer und der Österreicher und Süddeutschen ab. Dieser Don Rino hat ein norditalienisches Herzogpaar bekehrt und sich — nachdem der Papst gestorben war — für den Nachfolger gehalten. Die Papstgruppe — erneuerte Kirche genannt — hatte erklärt: Es gibt keinen neuen Papst, jetzt kommt gleich das Weltende. Die sind rumgefahren mit dem Herzogspaar, haben deren Geld abgehoben, die Kinder waren recht sauer. Sie hatten eine Anhängerin aus Gar-

misch dabei, die Maria Lindenmeier, die starb. Und da haben sie die Maria ins Auto gesetzt und sind mit ihr rumgekurvt, bis sie irgendwann der Polizei aufgefallen sind; die roch wohl schon ein bißchen. Und das hat einen dollen Knatsch gegeben. Allerdings haben die Kinder des Herzogpaares, das daran beteiligt war, bei der Presse bekannt gemacht, es wäre sehr unfreundlich und vielleicht auch juristisch sehr anfechtbar, das Herzogspaar damit reinzubringen, also sie haben da so ein bißchen abgewehrt, aber die Geschichte stinkt aus allen Knopflöchern.

Um da gleich anzuschließen: Warum bestellt die evangelische Kirche jetzt Beauftragte für diese Fragen?

Das liegt vermutlich daran, daß das Problem bei uns etwas schneller erkannt worden ist. Kann sein, daß das durch meine Arbeit mitangeregt wurde. Eine ganze Reihe von Dingen vollzieht sich ja unter Ausschuß der Öffentlichkeit. Ein Beispiel in der Pfalz: In einer Gemeinde war der Lehrer des Orts lange der Organist; der Pfarrer dieses kleinen Dörfchens wußte aber nicht, daß dieser Lehrer gleichzeitig der Leiter einer großen spiritistischen Kirche war, die über das ganze Land verstreut ist. Das kriegt man so nicht mit, das muß einem irgendwo gesagt werden, und einfach dadurch, daß das gesagt wurde, hat das wohl die Kirche gemerkt, daß es wichtig ist. Es zeigt sich heute — und vielleicht ist das durch meine Arbeit besonders deutlich geworden —, daß die Entwicklung an den einzelnen Orten höchst unterschiedlich ist. Es gibt in München heute weit über 300 verschiedene Sekten und extreme Weltanschauungsgemeinschaften. Die sind oft winzig klein. Das kann man nur immer am Ort in den Griff kriegen. Deshalb kann das auch kein Zentralmann für die ganze Bundesrepublik machen.

Wenn Sie jetzt 300 Gruppen extremer Art benennen, schließen Sie hier die größeren Religionsgemeinschaften wie Methodisten und Baptisten aus?

Die machen bei den 300 dann am Ende 6 Stück aus, die schließe ich mit ein, spaßeshalber, und ich schließe auch mit ein die extremen Weltanschauungsgemeinschaften, die sich wie kleine Religionen gebärden, etwa die verschiedenen maoistischen Gruppierungen, die KPD-ML, AO oder wie die heißen, weil die sich ähnlich verhalten.

Dann die ganzen völkischen Gruppierungen, die extremen Rechten, die ja immer mit einer Religiosität verknüpft sind, die dann irgendwo bei Blut und Boden landet. Das haben wir ja also dicke da zur Zeit. Und grad München ist dafür eine Musterstadt. Das gehört da alles mit rein. Es sind auch kleine Gruppen, das ist ganz klar. Ich gehe von der These aus, daß in einer Massengesellschaft, in der es auf das genaue Funktionieren von bestimmten Dingen ankommt, nämlich der Versorgungssysteme, der Nachrichtensysteme, kleine zielbewußte Gruppen extreme Störungen veranstalten können. Und wenn ich lese, daß diese italienischen Nazis geplant haben, das Wasser radioaktiv zu verseuchen, da kann mir also nur ganz Angst werden. Wenn sich morgen hier eine Drei-Mann-

Gruppe bildet und glaubt, sie müsse eine Kartoffel von Erding anbeten und das mit aller Gewalt durchdrückt, und vielleicht noch zufällig einer davon das genügende Geld hat, solche Sachen zu unterstützen, da kann einem nur schlecht werden. In dieser Massengesellschaft, in der alles eng beieinanderhängt, reichen die Wirkungen auch unerhört weit. Wenn ich in München das Elektrizitätswerk ruiniere, dann erfrieren mir die Leute bei großer Kälte im Fahrstuhl über eine Entfernung von X-Kilometern.

In Ihren Analysen führen Sie soziale, wirtschaftliche und politische Zusammenhänge für diese Sektenbildungen an. Ist nicht die Frage nach der Zukunft das zentrale Motiv dafür? Das Bedürfnis, sich das zu erschließen, was ungewiß ist? Das ist überhaupt mein Motiv gewesen, das Buch zu schreiben. Wenn es nach mir ginge, hätte das geheißen *Religion 2000?* oder so ähnlich. Ich will wissen, wohin die Gesellschaft geht. Da sehe ich folgendes: Eine immer größere Zusammenballung der Menschen, das lernen wir ja oder sehen wir, hat nicht nur Folgen für den Wasserhaushalt oder für die Elektrizitäts- oder Energieversorgung einer Stadt, sie hat auch Folgen für das seelische Befinden dieser Menschen. Sie verhalten sich anders, haben andere Hoffnungen und Ängste, wenn sie in einer riesigen Menschenanballung existieren. Wenn sie über eine schöne, sonnenbeschienene Bergwiese spazieren und die Vögel pfeifen hören, da sind sie innerlich viel freier, sie haben also ein völlig anderes Verhältnis zur Umwelt. Wenn ihnen jetzt ein Mensch begegnet, dann verhalten sie sich zu diesem Menschen vollkommen anders als wenn sie sich im Gedrängel des einkaufsfreien Samstags aus der Straßenbahn rausquetschen, in ein Kaufhaus rein, und dort begegnet ihnen ein Mensch, der sich vielleicht zum gleichen Tisch drängt. Ich frage mich, wenn wir den Menschen immer mehr zusammenballen, ohne daß wir ihm dazwischen Freiräume geben, was tun wir da? Ich würde sagen, wenn wir 17stöckige Häuser bauen, bauen wir eine religiöse Zukunft, und zwar eine Zukunft, die daraufhin angelegt ist, daß die Zersplitterung immer stärker fortschreitet, daß ein immer größerer Nährboden für Ängste da ist; daß ein immer größeres Reservoir für religiöse Verführer da ist. Wir merken es heute vor allem an der Jugend. Was heute unter der Jugend an religiösem Fishing betrieben wird ist so bodenlos, das geht bis hin ins Kriminelle.

Können Sie Beispiele nennen?

Ja, ich habe jetzt hier einen Brief bekommen von einer Mutter, ist gestern gekommen, liegt noch hier auf dem Schreibtisch. Das ist ein Lehrer-Ehepaar in einer deutschen Großstadt, das einen Sohn hatte, der ganz vernünftig war. Dieser Sohn, auch intelligent, schwirrt ab in die Krishna-Bewegung und dreht dort völlig durch. Er heiratet eine Frau, eine junge Engländerin, die auch in der Krishna-Bewegung war, vier Jahre lang. Als sie rauskam, voriges Jahr, da hatte sie noch nicht mal eine Ahnung von Watergate; die hatte nichts gelesen, die hatte von der Umwelt keine Ahnung mehr. Jetzt haben wir die rausgebracht, mit dem Kind zusammen. Ich habe sie durch einen Freund nach Eng-

land bringen lassen. Es hat lange gedauert, bis sie wieder ins Gleis kam. Jetzt ging sie nach Hamburg zu den Schwiegereltern, die haben sie unterstützt. Eines Tages kommt der Vater, der immer noch in der Krishna-Sekte drin ist, stiehlt sein eigenes Kind und verschwindet, kein Mensch weiß wohin. Jetzt suchen wir das Kind. Es gibt zwei Lösungen: Er hat Angst vor seiner Gruppe; das Verbleiben in dieser Krishna-Sekte, die geradezu etwas Haarsträubendes ist, hat es aber mit sich gebracht, daß er kein soziales Vertrauen mehr hat. Soziales Vertrauen würde heißen, er verläßt sich auf die Eltern, auf Behörden, auf die Möglichkeiten, die etwa eine Gemeinschaft anbietet, die auch Probleme überwindet. Er könnte also weggegangen sein von der Gruppe, Angst haben und jetzt noch Angst um sein Kind. Das nehmen die Eltern an, daß er einfach das Kind geschnappt hat und sich irgendwo versteckt. Sie müßten mal die Anzeige lesen, es ist mir erlaubt, Ihnen das zu zeigen, weil die Eltern ja auch anderwärts versuchen, das Kind wiederzubekommen. Sie vermuten, er will das Kind vor den Krishnas retten. Die andere Möglichkeit — das ist meine Überlegung — ist, er will das Kind gar nicht vor den Krishnas schützen, sondern er will es für diese Bewegung retten. Da werden die Kinder rausgenommen, kleine Kinder und ich habe dieses Kind abends, das Baby, um das es geht, um 23 Uhr in München auf einer Bühne tanzen sehen, da hatten die ein Krishna-Festival. *Hare Krishna* schrien die; ich habe mir hinten in dem Saal am Lenbachplatz Papier in die Ohren gestopft, so taten mir die Ohren von den Verstärkern weh. Da war das Kind bei, das sollte voll für Krishna leben. Das hat mir auch der Vater erklärt, nur für Krishna, das wird nie etwas anderes lernen als nur den Satz: *Hare Krishna, Hare Krishna, Krishna Hare*, und natürlich das Sprechen, um eben diese frohe Botschaft von Krishna weiterzugeben. Diese Gemeinschaft hat irgendwo in Texas ein Kinderheim, da werden die Kinder erzogen mit Krishna, mit nichts anderem. Rechnen? Nein! Schreiben? Und Lesen? Ja! Damit sie die Krishna-Schriften lesen können. Über die Welt? Nichts!

Ich habe eben Angst, daß immer mehr Jugendliche an sowas ausflippen, und die sind natürlich für jeden einigermaßen brutalen und religiös unverschämt auftretenden Typ Spielmaterial. Bitte nehmen Sie den Fall der Kinder Gottes, auch aus der letzten Zeit. Der Boß von denen macht heute nur noch Sex. Und die wurden von vielen für eine ernsthafte Jesusgruppe gehalten. Aber diese Kinder sind völlig aus der Umwelt raus. Die werden mit 18, 19 aus dem Beruf, aus ihrer Familie, aus allem rausgerissen, und der Boss sagt: Ihr lebt für Jesus. In Wirklichkeit läßt sich der Typ die Mädchen nackt fotografieren, versteckt sich dauernd, und es wird ihm nachgesagt, daß er sogar — ein Staatsanwalt in New York hat das aufgedeckt — seine eigenen Schwiegertöchter erstmal durchs Bett gezogen hat und dann laufend in Sexreligion macht.

Was spielen diese Gruppen in der Bundesrepublik für eine Rolle?

Na, die gibt es hier auch, die haben eine Niederlassung und haben verschiedene Kolonien und haben eine ganze Reihe Leute, auch Kinder schon rübergeholt zu

sich. In dieser Umwelt der Angst ist vor allen Dingen der intelligente junge Mensch betroffen, Menschen, die sich sozial engagieren. Ich habe es unter Pädagogikstudenten bemerkt; die stellen fest, daß ihr Leben in dieser Welt irgendwo unbefriedigt bleibt. Die haben Sehnsucht nach einer heilen, neuen Welt, sind seelisch ungeheuer angeknackt. Sie kennen wahrscheinlich die Untersuchungen über den psychischen Zustand der Studentenschaften heute, und die fallen dann schlagartig auf so einen Typ wie den Guru Maharaj Ji oder den Koreaner San Myung Mun herein, der in Amerika mit *Gott liebt Amerika*, *Gott liebt Nixon* einen Feldzug gemacht hat und der nächstes Jahr bei uns auch so etwas ähnliches vorhat, der gleichzeitig aber ein Riesenunternehmer ist: Dem gehört die zweitgrößte Ginseng-Teefabrik und Il-Hwa-Ginseng-Tee, das heißt auf deutsch *Vereinigungs-Tee*. Den können Sie in fast jeder Apotheke kaufen. Die Leaders machen auch sonst nebenbei ihr Geschäftchen, vertreiben Luftgewehre und warten auf den dritten Weltkrieg.

Wären Sie mit der Formel einverstanden, daß das alles — der wachsende Ausdruck des Unbehagens an gesellschaftlichen Entwicklungen und auch das Unverständnis gegenüber gesellschaftlichen Prozessen — gerade junge Menschen in diese Wahnwelten treibt?

Ja, das ist völlig richtig. Ich frage mich bloß, wo müssen wir ansetzen? Ich habe mir erst überlegt, ist es wichtig, gesellschaftliche Veränderungen vorzunehmen, daß man also irgendwo Gesellschaftssysteme umkrempeln muß? Kaum. Für mich. Ich weiß nicht, ob ich das in zwei Jahren so sagen würde. Mein derzeitiger Stand der Kenntnis sagt mir, daß es damit anfängt: wir müssen dem Menschen wieder die Möglichkeit geben, seine unmittelbarste Umgebung lieb zu gewinnen, ein Nestgefühl zu entwickeln. Ich würde sagen, es ist unverantwortlich für die Zukunft unserer Gesellschaft, weiter Städte zu bauen, die die allerinnersten Regungen des Menschen, nämlich nach einer gewissen Sympathie für die Umwelt und nach dem Gefühl, hier bin ich, hier habe ich Heimat, die das einfach überrennen. Das hat für mich die Konsequenz sozialpolitischer Forderungen. Zum Beispiel ist da ein Faktor, den ich immer wieder bemerke: Wann gehen Leute zu Sekten? Da ist der Verlust von Wohnungen, ich habe das hier in engster Umgebung erlebt. Wenn jemand eine Wohnung zu teuer wird und er muß raus, d. h. er wird in seinem Nestgefühl angeknackt, das ist eine bodenlose Gefahr.

In Ihrem Buch haben Sie zwei Begriffe, die treffen das ganz gut: Verstümmelung des Sozialgefüges in den Großstädten und den Verlust an individueller Bedeutung. Aber ist das nicht so, daß gerade die Spiritisten, die Okkultgläubigen eben versuchen, in einer Art Elitebewußtsein sich aus der Masse herauszuheben? Auf der anderen Seite haben Sie auch solche Beispiele wie den Hilfsarbeiter Karl Heinz Unger, der aus unterprivilegierten sozialen Schichten kommt und nun versucht — er hat sich praktisch selber zum Bischof ernannt

oder ernennen lassen —, sich die Privilegien, die ihm die Gesellschaft vorenthalten hat, nun selbst zu beschaffen in diesem religiösen Raum?

Wobei man sagen muß, daß der religiöse Raum heute der ist, der da am meisten Chancen bietet, einmal das individuelle Gefühl der Bedeutungslosigkeit auszugleichen. Denn wenn so eine kleine Gruppe da zusammenkommt und sagt, wir sind eigentlich die Leute, mit denen Eurius oder irgend so ein kosmischer Geist in Verbindung steht, dann gleicht das sehr viel aus. Und zum anderen kann da also auch mal so ein Typ aus den Unterschichten sich schnell hocharbeiten, das könnte er aber auch auf einer anderen Ebene, er könnte das im Showgeschäft. Er kann das in der Religion und er könnte es vielleicht in der Kriminalität. Nun könnte man fragen, haben diese Gruppen jetzt vielleicht eine soziale Funktion? Und sollte man dann vielleicht sowas pflegen? Das wäre ja eine Lösung, daß man sagt, nun kommen die da alle zusammen, ist doch prima, Tante Emma, die sich sonst in ihrem Hochhaus furchtbar vereinsamt fühlt, oder auch in so einer Siedlung, wobei diese Emma ja noch ganz nett ist. Jetzt geht die am Wochenende zu ihrem Geist, und das tut ihr ganz gut. Da sage ich mir, das geht eine Zeitlang gut. In dieser individualisierenden Religiosität liegt nämlich die Gefahr der unterschiedlichsten ethischen Motivationen. Als Beispiel: der Verrückte aus Hamburg, der sich für einen Vampir hält, bezieht seine Muster irgendwo her, und zwar sind das eindeutig Weltanschauungs-, Lebensgestaltungs-, Religions-Muster. Wenn es möglich wird, alle möglichen weltanschaulichen Muster überall jedem anzubieten, muß ich damit rechnen, daß das, was die kleine Gruppe an Auffangfunktionen hat — Selbstgefühl aufbauen —, daß das verloren geht, nämlich durch einen Verlust an sozialem Willen. Denn diese Gruppen sind ein Weg, aber ein schlechter. Sie fangen die Leute auf, kapseln sie ab, und am Ende ist soziale Kommunikation nicht mehr möglich. Im Gegenteil, es kann sogar soziale Feindschaft entstehen.

Nehmen Sie zum Beispiel diese rechtselitären Gruppen, die auf alles, was nicht zu ihnen gehört — und wir hatten in Deutschland ja schon das ganze bis ins Extrem — bodenlos herabschauen! Sie müssen mal mit so einem von diesen Rechten sprechen, wie der über Gastarbeiter redet, da glauben Sie, der hat eine neue Hunderasse entdeckt, die es schnell einmal auszumerzen gilt. Und dabei ist der Typ selbst dünn und spickrig und dumm und eingebildet und finanziell und auch sonst impotent. Und jetzt kommt da so eine Versammlung von solchen Rumpelstilzchen, das sieht echt lustig aus, sie sitzen dann da, 9 Mann; dann unterhalten die sich über Themen, wie sie das Großdeutsche Reich wieder sauberkriegen. Das ist echt, das ist makaber, dagegen ist der Exorzist gar nichts. Nur die Gefahr ist, daß diese Horde von Murkeln nun wirklich irgendwo zur Tat schreitet. Wenn da jetzt noch ein Schuß Spiritismus reinkommt, und die haben einen germanischen Urgeist, das ist auch drin, und der weckt sie nun auf zur WSW, das heißt wörtlich *Wotanische Schöpfungswonne*, abgekürzt WSW, da können die also wirklich loslegen und Unheil anrichten. Ich sage immer, bei

einem Prozentsatz, wie das heute ist, sind wir am Anfang, und ich meine, da muß man aufpassen; sowas entwickelt sich. Da gab es am Anfang des Jahrhunderts vielleicht ein Dutzend Gruppierungen, die Großkirche inklusive. Wir haben heute so bei 500, wenn man die einzelnen Aktivitäten mitzählt. Das ist ja nicht das Endergebnis; dann sagt am Ende innerhalb der Gruppe noch einer: Ich bin noch erwählter; es kommt da so ein Individualisierungsprozeß bis zur Idiotie. Das kann sich uferlos zersplittern. Und da liegt nun wieder eine Gefahr: Alles, was hier zunächst an sozialem oder psychischem Ausgleich geschieht, weil nun einer zu einer kleinen Gruppe gehört, ist hinüber. In dem Haus des Mannes, von wo ich die Dinger da raus habe, hat ein persönlicher Glaubens-Schüler dieses Geistes-Riesen hier, eines Mathematiklehrers, den Schwager des Mannes dann im Kampf mit den schwarzen Mächten erschossen. Das war das Ergebnis dieses Wahns. Das ist echt geschehen, hier im bayerischen Raum passiert.

Wann?

Vor drei, vier Jahren. Solche Dinge haben irgendwo ihre letztendlichen Konsequenzen, und ich frage mich manchmal, das ist so meine Überlegung bei Extremfällen: Was spielt da eigentlich bei solchen Verbrechen, einer solchen Wahnsinnstat eine Rolle? Fehlgeleitete weltanschauliche oder religiöse Motivationen? Oder, noch anders gesagt: Geht nicht vieles an Querschlägern auf die gleichen Wurzeln zurück? So daß ich sagen muß, was heute im Bereich dieser unerhört vielfältigen Religiosität ausflippt, das kann morgen auch anders ausflippen, das kann bis zu Epidemien gehen. Und wenn ich so meine Science-Fiction träume, dann kann ich nur sagen: Wenn da eines Tages die religiösen Horden losgehen, und irgendwo schaltet einer das Licht aus und sagt „Laßt euch erleuchten“ — es ist möglich, daß es dann wirklich zu regelrechten Bandenkämpfen, auch zwischen religiösen Gruppierungen, kommt. Es gibt Gruppen, die unter der Überschrift des *Das-tue-was-du-willst-soll-sein-das-ganze-Gesetz* den Leitsatz propagieren: *Fürchte nie, jemand in einer gerechten Sache weh zu tun! Deine Ehre und deine Bestimmungen sind wichtiger als dein Leben.* Das ist fast eine SS-Ideologie oder eher noch schlimmer, weil das ja offiziell als religiöse Begründung geht.

Das ist faschistisch!

Ja, natürlich, das sage ich aus diesem Grund. Das steht da mit drin, aber ich kann dazu jetzt nichts weiter sagen, denn mit denen stehe ich in einem Prozeß. Die treten mit unerhörter Gruppen-Gewalt auf. Es kann einem ganz schlecht werden, wenn sowas sich verbreitet. Und meine Horrorfiction, meine Religiositäts-Science-Fiction ist, daß es irgendwann offen und einfach losgeht; daß diese Gesellschaft sich aufspaltet und in diesem Moment tatsächlich die Chance besteht für einen wahnsinnigen Heilsverkünder, der alles an sich ransaugt, und uns blüht dann vielleicht nochmals sowas hoch drei, wie wir es im Dritten Reich schon mal hatten. Ich vermute ja, daß diese Weltanschauungsauseinander-

setzungen des Faschismus Anfänge waren, das waren so die ersten Wehen in unserem Jahrhundert. Und ich habe persönlich für das nächste Jahrhundert so meine schwersten Bedenken, wenn die äußeren Probleme jetzt noch drängender werden. Nehmen wir doch mal den Moon: er nennt seine Sekte *Vereinigung des Weltchristentums*; ganz kühl sagte er in seinen Schriften: Der dritte Weltkrieg muß kommen, da vernichtet der Kapitalismus den Kommunismus. Und hinterher kommt Moon und bekehrt den Kapitalismus. Das heißt, eine Gruppe sagt mit religiöser Autorität, der dritte Weltkrieg ist unausweichlich, muß sein! Jetzt stellen Sie sich mal vor, ein hoher Militär wird von den Typen da bekehrt und will jetzt so da mitmachen? ! Wir hatten ja schon mal so einen Idioten, der den Tempel in Jerusalem abbrannte, weil er religiös motiviert war, damit der Herr herbeikommt und daß der neue Tempel gebaut wird. Das hat damals beinahe einen Krieg zwischen Arabern und Israelis gegeben. Die Zeitung, die dieser Mann gelesen hat, wurde im letzten Monat in 10.000 Freiemplaren von den Bahnhofsbuchhandlungen in München verteilt. Die sahen da auch schon ab, das ist eine ganz konservative Religion, die nennt sich Kirche Gottes, von einem Armstrong gegründet.

Ein Amerikaner?

Ein Amerikaner?
Ja klar, warten Sie mal, ich habe so ein Exemplar. Wenn Sie das lesen, dann können Sie das duftige Grauen kriegen. Das ist für mich viel mehr Science-Fiction, da können Sie also mal bestgemacht Horror sehen. Der Mann, der interviewt oder besucht heute Staatsoberhäupter, und alles marschiert auf Richtung Weltregierung. 10.000 Exemplare gratis verteilt! !

Wer finanziert denn sowas?

Wer finanziert denn sowas?
Wer wohl, ich weiß es nicht. Auf der linken Seite gibt es ein Pendant; da sind unsere altgedienten Chaoten reine Waisenknaben dagegen. Sie müssen mal das hier lesen, da denken Sie, Sie sind im Wahnsinn, da kommt die neue Solidarität, *The European Labour Committees*. Die rechnen mit so einer Art Weltfeldzug der Psychiater. In diesen Zeitschriften ist allen Ernstes geschildert, wie die Psychiater zusammenkommen, um die Arbeiter auszurotten oder irgendsowas. Beides — das ist eine rechte, das ist eine linke Form der Panikmache — und zwar religiös-weltanschauliche Panikmache.

Haben Sie statistische Angaben zu diesen Gruppen? Über religiös-weltanschauliches Sektentum?

Nein, ich habe keine statistischen Angaben, weil das zum Teil natürlich völlig unmöglich ist. Sehr viele betreiben es so, daß sie ihre Mitgliederzahlen strikt geheimhalten. Es gibt nur einzelne Informationen, die ich natürlich etwas überblicke. Also wenn gesagt wird, daß die Satanskirche, die Erste Kirche Satans der USA, 10.000 Grotten hat, dann dürfen Sie die Grotten ungefähr mit 6—12 Leuten rechnen, das sind die Gemeinden. Das würde aber heißen, daß eine Heerschar von 60.000 bis 120.000 Menschen dazugehört. Diese Heerschar sind die extremen Angehörigen. Das zieht immer etwas mit sich. Erfahrungsgemäß

muß auf den erklärten Angehörigen eine Zahl zwischen 3 bis 6 Sympathisanten der Religionsgemeinschaft gerechnet werden. Die Gruppen — wie diese Kirche Satans — aus dem okkulten Untergrund machen mit ihren erklärten Mitgliedern, die natürlich gar nicht aus der Kirche ausgetreten sein müssen, in der Bundesrepublik mindestens eine Million Menschen aus, aber mindestens. Die Zahl der Sympathisanten weiß ich nicht. Man kann sich aber ausrechnen, daß die Bereitschaft zum Sympathisieren überall da ist, wo etwa die neuen Okkultprogramme unserer großen Verlage gekauft werden. Wer einmal Däniken gekauft hat und es anschließend nicht satt hat und jetzt zum zweiten, dritten greift, der ist für mich schon auf dem Trip.

Sie sagen, daß die religiöse Subkultur vor allem in unseren Großstädten wuchert und sprechen von über 20 % der Bevölkerung, die von dieser Subkultur beeinflusst werden. Sie meinen, daß der religiöse Individualismus in unseren Städten heute eine größere Rolle spielt als beispielsweise der Aberglaube, der Hexenglaube oder was weiß ich in ländlichen Gegenden.

Das ist ganz richtig.

Und da sprechen Sie von 20 % der Bevölkerung! ?

20 % in den Großstädten. Das sind diese Gruppierungen, wobei religiöse Subkultur, der Gesamtbereich dieser Gemeinschaft dazu gehört. Fangen wir mal zu rechnen an: Die Bereitschaft, sein Leben okkult führen zu lassen, liegt überall vor, wo Leute aufs Horoskop gehen. Nur ein Beispiel: Sie kennen wahrscheinlich die Umfragen von Allensbach, wonach weit über 50 % nicht nur den Zusammenhang zwischen Schicksal und Sternen für möglich, sondern für wahrscheinlich halten. Und wir haben heute ein Aufkommen der Astrologie, das gruselt einen. Es gibt ja heute kaum noch einen Verlag, der nicht mindestens ein Handbuch für Astrologie herausbringt, das gehört sich einfach. Das ist tatsächlich ein Bevölkerungskreis von 50 %, aber von denen reklamiere ich gar nicht so viele. Dann ist da der ganze Bereich von Leuten, die einer spiritistischen Lösung der Todesfrage zustreben — bisher war die Bereitschaft irgendwo immer ein bißchen da — allerdings gab es einige Hemm-Mechanismen. Wenn im Jahr 1959 die Tante Erna gesagt hätte: „Also Kinder, ich gehe jetzt zur Seance“, dann hätten die alle geohlt und gesagt: Bist du vollbekloppt? Wenn die Tante Erna heute sagt, ich gehe zur Seance, dann sagen die: Nimmst du uns auch mal mit? Also, es ist durchaus schick geworden. Und wenn dann Bücher erscheinen, wie etwa im Bertelsmann-Verlag dieses Buch des großen Geistesriesen Thorwald Detlevsen, der allen Ernstes behauptet, daß der Sieg über den Krebs keinem einzigen Menschen etwas nützt, und der weiter schreibt, nicht der Mörder ist schuld, sondern das Opfer, das Opfer hat also den Mord auf sich gezogen, dann ist das eine Form des Okkultismus, bei der mir überhaupt nicht mehr wohl ist. Und ich glaube, daß meine 20 % gering geschätzt sind. Nehmen Sie das Keller-Buch! Meines Erachtens ist es eine Schnellmache problematischer Art, weil da drin die Sachen je okkulter desto besser verbraten werden, und

alles, was in der Geschichte schon längst klargelegt ist, hat er dann vergessen in der Eile. Und sowas hat ein ungeheures Publikum. Die 20 % beziehen sich auf die, die sich irgendwo dafür auch äußern, das sind die Aktiven oder latent zur Aktivität Bereiten. Und da wird die Sache ja nun ganz toll. Wir hatten jetzt hier so eine Tagung in München, die hieß Oarka-Tagung, Akademie für Omniarkana, also für Geheimwissenschaften. Da kamen ganz kluge Leute her, und ich habe hinterher davon erzählt in Kreisen, die schon was darstellen. Heraus kam: „Ach, wenn wir es nur gewußt hätten, wir wären doch gerne gegangen!“ Und wenn eine der Münchner UFO-Tanten ihre Abende hält, da ist der Saal gerammelt voll; dann gibt es natürlich Berichte von Kontaktlern, die von irgendeinem Berg runtergestiegen sind und schuppige Anzüge anhatten. Das Märchen riecht man auf Kilometer, die Frau glaubt das aber, und sie ist eine nette Frau, und neben ihr sitzt eben auch der Akademiker drin und der einfache Arbeiter — und alle sind bereit, jetzt ihren Beitrag zu zahlen, damit die Marsianer oder Sirtakis oder was man immer will demnächst hier ein Zentrum haben, wo sie einen Startplatz gebaut bekommen; dann wird auch noch Geld gesammelt, daß in den Bergen einer gebaut wird, na vielleicht baut einer den. Leute, die sich hier engagieren, das sind die 20 %.

Ich vermute, daß sich die Parteien in der Zukunft sehr sehr damit auseinander setzen müssen, welche Ängste, Hoffnungen und Befürchtungen da sind. Die letzte Wahl hier hat es ja wohl gezeigt, daß Ängste irgendwo einen Ausweg suchen, zur Sicherheit drängen, und das kann auch mal schief gehen. Parteien müssen wohl auch eine Weltanschauungsarbeit leisten. Wer kann eine Stadt leiten, ohne zu wissen, was diese Stadt an Befürchtungen und Hoffnungen treibt? Es geht nicht nur darum, wieviel Strom verbraucht wird in der nächsten Woche und ob die Straßen neu geteert werden und ob genügend Kindergartenplätze da sind. Es geht auch um etwas Tieferes. Was glauben und denken, was fühlen die Menschen in so einer Stadt, das wäre meine Überlegung.

Der Rest ist ein heißes Wölkchen Oder: Marktfunktion und Menschenbild

Burkhardt Kiegeland im Gespräch mit Klaus Konjetzky und Oskar Neumann

Herr Kiegeland, wir verdanken Ihnen interessante Tips für dieses Heft: einen Pionier der utopischen Literatur wie John Paltock, oder Heinrich Seidel. Auch den vergessenen Kurd Laßwitz haben Sie für die Leser der Bundesrepublik wieder zugänglich gemacht. Ihr Verständnis von wissenschaftlich-phantastischer Literatur ist also nicht auf das Schema begrenzt, das üblicherweise die Produktion von Science Fiction als Massenlektüre bestimmt.

Erwarten Sie aber von mir keine Ästhetik der SF! Die will und kann ich nicht liefern. Ich hatte als Redakteur bei Heyne mit SF zu tun und ich bin SF-Leser mit bestimmten Vorlieben, auch mit Toleranz gegenüber dem, was trivial genannt wird — in gewissen Grenzen. Von *Perry Rhodan* habe ich die ersten 500 Hefte gelesen, dann hatte ich, obzwar ein sehr geduldiger Mensch, keine rechte Lust mehr dazu. Ich hatte vor, darüber zu schreiben: *Die Märkte des Irrationalen*, also SF und die Deutsche Gesellschaft für Pendelkunde und die Wunderheilungen auf den Philippinen, und *Däniken und Uri Geller*...

und alle diese wie auch immer gearteten Befriedigungen des Bedürfnisses nach dem Irrationalen, nach Flucht aus dem Alltag, hin zu extraterrestrischen Göttern. Nachdem ihm die Wissenschaft den alten Glauben verleidet hat, fühlt sich mancher hingezogen zu der schönen Bewußtseinserweiterung der SF ins Kosmische; sie begießt und hegt doch die Illusion, daß es da oben etwas gibt. Ganz direkt um diese Frage nach Gott geht es ja in Isaac Asimovs „Logik“. In einer Raumstation arbeitet ein Roboter, der seine Programmierung über Funk von der Erde bekommt — diese Befehle, das ist für ihn Gott. Die Besatzung sagt ihm zwar, daß er aus Blechteilen zusammengesetzt und in den Raum transportiert worden ist, um hier nach irdischen Anweisungen zu arbeiten. Aber der Roboter geht überhaupt nicht ein auf sein Werden, er argumentiert erst von seiner Bewußtwerdung aus, sozusagen cartesianisch. So leitet er aus dem Kontakt zur Erde die Existenz eines Gottes ab, der ihm sagt, was er tun muß, und schwingt sich gegenüber seinen Mitrobotern zum Oberpriester auf. Die Geschichte ist ganz toll mit ihrem logischen Knick, und wenn man sie gelesen hat, dann schielt man so schräg nach oben.

Wer aber ist daran interessiert, daß wir gerade so schielen? Wer sorgt dafür, daß Uri Geller mit seinem billigen Zauber die Schlagzeilen in der Bild-Zeitung und die besten Sendezeiten im Fernsehen bekommt? Daß die *Perry-Rhodan-Reihe* immer wieder die Muster von Gewalt, von Elite reproduziert?

Ich würde mich wundern, wenn es anders wäre. SF und die andern genannten Phänomene haben doch bei uns zuallererst eine Marktfunktion; die Großen, Heyne und Bauer, unter dessen Dach jetzt auch Pabel und Moewig beisammen sind, müssen jede Woche mit ihrer Ware rauskommen und fragen erst in zweiter Linie nach dem Was und dem Wie. Diese Marktwirtschaft ist ebenso böse wie unschuldig, ebenso unschuldig wie böse.

Reicht das nach Ihrer Meinung aus, Herr Kiegeland, um zu erklären, was beispielsweise bei der Neuauflage von Kellermanns „Tunnel“ an antikapitalistischer Kritik gestrichen worden ist, oder was an sozialem Gehalt bei der Übersetzung sowjetischer wissenschaftlich-phantastischer Texte verschwindet, oder auch was mancher amerikanischen SF-Story an Abmagerung angetan wird? Es wäre durchaus vorstellbar, daß da Übereinkünfte herrschen zwischen den ökonomischen Gesetzen der Produktion und des Markts und gezielten ideolo-

gischen Überlegungen, die dann etwa den Autoren oder den Übersetzern übermittelt würden. Aber so braucht das alles gar nicht zu sein. Die wenigen Spezialisten, die zum Beispiel aus dem Amerikanischen übersetzen, wissen genau, daß sie den Text, der im Deutschen nach dem Faktor 1 : 1,2 anwachsen würde, in diesem Verhältnis abmagern müssen, um der Kalkulation zu entsprechen. Was wegfällt, sind die reflexiven, die differenzierteren Stellen. Was bleibt ist action.

Und wie kommt der gleiche Effekt bei den alten Texten zustande, die deutsch geschrieben sind?

Geschichtlich gesehen ist SF ein Abkömmling der Utopie. Diese geht von gesellschaftlicher Problematik aus, SF entdeckt für das Genre die wissenschaftlich-technischen Möglichkeiten, zunächst als Kind des 19. Jahrhundert, seines optimistischen Positivismus. Sobald ein Autor heute gesellschaftskritische Vorstellungen in die SF einbringt, bekommt sie eine Dimension, die der hiesigen Marktvorstellung zuwiderläuft. Je einschichtiger die Produkte sind, desto leichter werden sie konsumiert, das heißt für den Hersteller: realisiert. So resultieren die Ergebnisse aus den Zwängen von Kalkulation und Produktion für den Markt.

Wie auch immer man die Verteilung zwischen objektiv-profitbestimmter und subjektiv-ideologischer Komponente beurteilt — die Resultate sind offenbar zumeist erschreckend. Oder geht Ihre Toleranz gegenüber dem Trivialen so weit, daß Sie dem widersprechen würden?

Zunächst versuche ich, die Autoren zu verstehen: sie kämpfen nach zwei Seiten, einmal gegen die allgemeine Verteufelung des Genres durch die Großkritiker, gegen den Vorwurf, sie machten Trivalliteratur für den Vertrieb unter primitiven Lesern; zum andern haben sie ihren Lebensunterhalt zu verteidigen.

Der Vorwurf des Trivialen für Primitive wäre in der Tat besser gegen das herrschende Schulsystem, gegen die herrschende gesellschaftliche Situation gerichtet. Aber entschuldigt das alles, was SF-Autoren liefern und was sie unterlassen, um das Bedürfnis nach abenteuerlicher Zukunftsliteratur besser zu befriedigen — ohne Verlogenheit, ohne Morde, ohne den Atomkrieg als pure Selbstverständlichkeit, ohne Dämonisierung der Technik, mit der Chance einer Technik für den Menschen im Kontext mit gesellschaftlichem Fortschritt?

Das wäre eine ganze Liste von Fragen, über die gesprochen werden sollte, etwa unter dem Stichwort Menschenbild, aber auch Erzählhaltung von SF. Um damit anzufangen: Diese Literatur darf, wenn sie sich weiterentwickeln soll, doch nicht steckenbleiben im Abschildern quantifizierter Wirklichkeiten von heutiger Wissenschaft und Technik. Es muß im Sprachlichen etwas geschehen, das der neuen Lebenssituation in der utopischen Umwelt gerecht wird. Das kann man nicht durch repetieren der alten Trivialmuster. Oder anders: die Beschränkung auf die technische Dimension zieht die Texte automatisch ins Triviale. Das eine folgt aus dem andern. Die gewählte Terminologie, die Ansammlung technischer

Kraftausdrücke vom *Materietransmitter über den Tele- und Kalupkonverter* bis zum *Bergenholmantrieb* soll dem Leser doch nur den Blick verstellen, was für schwache Erzählerchen das im Grunde sind. Operieren Sie bei *Perry Rhodan* oder aus *Raumfahrt Orion* einmal diese Kunstworte raus — der Rest ist ganz dürftig.

Und was bleibt, ist auch keineswegs neu: da regiert das Faustrecht wie vor ein paar tausend Jahren.

Sicher, weil sich kaum jemand bemüht, neue menschliche Situationen gedanklich und sprachlich zu erfassen. Die kämpfen um ihr Mädchen wie in der Steinzeit, soweit Mädchen in der SF überhaupt vorkommen. Über die Rolle der Frau kann man ja überhaupt nur in Tränen ausbrechen: in Glitzergewänder gehüllte Vamptypen, völlig eiskalt; funktional emanzipiert bis zur Fähigkeit, ein Raumschiff zu steuern; dem Mann gleichgestellt — im Handkantenschlag und im Abdrücken des Schockblasters; aber ihrer erotischen Dimension sind sie meist beraubt. Diese Figuren sind auf eine trübe Weise jugendfrei.

Dafür wird Sex in die Apparate verlegt.

Ja, wie zärtlich wird das Vibrieren eines Motors nachempfunden, wie wird die Rakete personalisiert und erotisiert! Und Barbarella läßt sich von einem Roboter lieben; sie lobt seine gute Konstruktion: „Viktor, ihr habt ja Stil“ — das gibt's in groß als Siebdruck. Aber einmal, erinnere ich mich, ist mir doch eine erotische Frau im Weltraum begegnet. Die erschafft sich ein einsamer Raumwächter, der dort oben fünf Jahre allein ist. Nach zwei Jahren hat er sie als Bild körperlich vor sich, und sie lieben sich heiß, bis sie bei der Ablösung verschwindet. Sie ist sein Lustobjekt, niemals seine Partnerin, von Anfang bis Ende seine Kreatur.

Für dieses Repetieren immer wieder gleicher Schemata werden verschiedene Gründe genannt, gesellschaftliche wie genre-spezifische, und es wird auch gesagt, der ursprüngliche Impetus von SF sei dadurch verloren gegangen, daß seit Einstein und Wiener keine mit der Qualität von Relativitätstheorie und Kybernetik vergleichbaren wissenschaftlichen Entdeckungen mehr gelungen seien. Selbst wenn man, was ich bezweifle, eine solche Koppelung von SF und Wissenschaftsfortschritt für gegeben hält: ich finde, dieser ist keineswegs ausgeblieben. Im Vergleich mit dem, was Einstein vor fünfzig Jahren war, halte ich zum Beispiel die Gen-Manipulation für viel relevanter. Hier und anderwärts, etwa im psychologischen Bereich, haben ungeheure wissenschaftliche Entdeckungen stattgefunden und finden weiter statt, die zu verarbeiten einem SF-Autor alle Ehre machen würden. Aber statt sich auf solche notwendige schriftstellerische Abenteuer zu begeben, zieht man es vor, sich auch dort, wo man sich durchaus literarisch ambitioniert gibt, im Grunde doch nur im Kreis zu drehen. *Könnten Sie das an einem Beispiel erläutern, das für die derzeitige Situation repräsentativ ist?*

Nehmen wir den „Klassiker“ E. E. Smith mit seiner sechsbändigen Geschichte

von den *lensmen*! Er hat, was die Motive, die Erzählweise, das Menschenbild betrifft, insofern Maßstäbe gesetzt, als alle, die danach kommen, davon abschreiben, inklusive die Macher von *Perry Rhodan*. SF ist hier überhöht in den Mythos, und die Wurzeln, aus denen das kommt, sind klar auszumachen. Die Geschichte beginnt als Kosmogonie — das kann man von einer richtigen SF verlangen: vor Milliarden Jahren gerieten zwei Galaxien miteinander in Kontakt, unvorstellbare Energien wurden frei, jede Sonne, die was auf sich hält, bekommt ihre Planeten.

Nun kommt Leben in die Landschaft: in der einen Galaxie wohnen die Arisier, auf der anderen die Eddorier. Horden Sie dem Wortklang nach, und Sie wissen: die Arisier sind die Geistwesen, sie verstreuen Lebenskeime, sie sind die Guten; die Eddorier sind aggressiv bis zur Selbstvernichtung, die Bösen. Beide kämpfen um die Vorherrschaft, Michael gegen Luzifer. Es geht um Sol, leicht auszumachen als unser Planetensystem, wo die Eddorier nun alle Schurken der Menschheitsgeschichte, von Mithriades, Hannibal und Nero, über Attila, Dschingis Khan bis Wilhelm II. und Mussolini als ihre Puppen wirken lassen, während die Arisier sich zu ihren edlen Zwecken angelsächsischer Typen bedienen, rothaarig, mit grünem Feuer in den hellen Augen, und schließlich mit der Linse am Handgelenk, die ihnen telepathische Fähigkeiten und den Endsieg verleiht. Das Muster des expansiven, man könnte auch sagen: des imperialistischen Vorgehens ist durchgehalten; wenn alle Welten in der Hand der Guten sind, ist die Geschichte zu Ende.

Parallel zur Expansion verläuft die Entwicklung des Menschen vom Niederen zum Hohen: der Geist löst sich vom Körper und durchheilt Raum und Zeit. Gemacht wird das mit Eugenik: die Weisen von Arisia organisieren die Paarung der schlanken Rothaarigen mit dem Glühen in den Augen, und im dritten oder vierten Glied erwirbt die Zucht die neuen Eigenschaften — ein recht aktuelles Programm, jedenfalls für Leute, die das immer schlechtere „Menschenmaterial“ beklagen und verlangen, man müsse jetzt eingreifen. Dazu gehört — auch schon ganz selbstverständlich — die allgegenwärtige autoritäre Herrschaftsstruktur, hier der oberste Linsenträger mit seiner Elitemannschaft. Dem entsprechend ist die Rolle der Frau wie gehabt. Man könnte auch noch die ganze Geschichte des Warenverkehrs hinzunehmen, beginnend mit Sammeln und Jagen und endend beim Geschäft im interstellaren Trade. Das ist hier alles vergleichsweise gut geschrieben und spannend zu lesen, und es ist doch nichts anderes als eine Ansammlung hochgemotzter Klischees, die vorher da sind — die Auserwählten laufen wie Winnetou in hellem Hirschleder rum —, und die hernach immer wieder reproduziert, als Erzählmuster in die Serienliteratur übernommen werden. Nur noch trivialer, weil fixiert aufs bloß Technische. Und mit sehr viel weniger Phantasie: hier werden fremde Lebewesen wenigstens noch beschrieben, bei *Perry Rhodan* steht nur noch die Formel, sie seien *unbeschreibbar*.

Da würde sich ihre Beschreibung auch kaum noch lohnen, sie werden ja doch im nächsten Augenblicke zerstrahlt.

Ja, es macht pffft, der Rest ist ein heißes Wölkchen.

An zu Ende gedachter Perfektion von Kriegstechnik und Vernichtungswissenschaft läßt das nun gewiß nichts zu wünschen übrig.

Darum scheint mir eben auch die Frage falsch gestellt, wenn man SF primär an spektakuläre wissenschaftliche Entdeckungen bindet und sie nicht in ihrer Verknüpfung zur sozialen Utopie sieht. Da kommt sie her, von großer Literatur also, und wenn sie da wieder hin will, so ist das vor allem die Frage ihres Menschenbildes.

Kosmos und Marktkalkül

Gespräch mit einem Science-Fiction-Autor.

Um die Arbeitsmöglichkeiten des nachfolgend von Horst Pukallas interviewten Autors nicht zu beeinträchtigen, muß leider auf persönliche Daten und Namensnennung verzichtet werden. Wir sind jedoch gern bereit, Anfragen an den Autor X weiterzuleiten. Redaktion kürbiskern.

Herr X, Sie haben eine ganze Reihe von SF-Romanen in bundesrepublikanischen Heftchenverlagen veröffentlicht. Was verspricht man sich als Autor davon, Science Fiction zu schreiben, was versprechen speziell Sie sich davon?

Die Standardantwort jener SF-Schreiber, die ich kenne, lautet also so: man will dem hart und schwer arbeitenden Menschen einige beschauliche Stunden der Entspannung schenken, wobei tiefeschürfende Philosophiereien und politische Themen tunlichst ausgeklammert werden sollen, um diese Menschen nicht auch am Feierabend mit den Problemen des täglichen Lebens zu belästigen. Diese Antwort ist nicht nur zufällig die gleiche, die auch Interpreten, Texter und Produzenten der Schlagerwelt ständig im Munde führen, wenn sie auf ihre Motivation angesprochen werden.

Und was halten Sie davon?

Es ist blanker Zynismus, bei einigen vielleicht auch ein schlechtes Gewissen. Mir ist völlig klar, daß die gesamte Produktion von Trivialliteratur, ganz besonders die Science Fiction mit ihren Traumkonstruktionen, dazu dient, die arbeitende Bevölkerung von wichtigeren Dingen abzulenken. Nun verlangt aber niemand die Abschaffung der Unterhaltungsliteratur. Einige Kollegen und ich — wir sind etwa fünf oder sechs Leute — versuchen, spannende Unterhaltung mit bewußtseinsbildenden Inhalten zu verknüpfen.

Was meinen Sie mit wichtigeren Dingen? Sie schätzen wohl das „terranische“ Sendungsbewußtsein, das einige der sogenannten deutschen Spitzenautoren — ich denke da an die Herren Scheer, Kneifel und Ewers — verbreiten, nicht sehr hoch ein? Ich beziehe mich auf die Gründung kosmischer Sternenreiche á la Perry Rhodan, die Verbreitung des angeblich völkerverbindenden Gedankens vom Terraner — wer immer dieser Herr sein mag —, der sich in der Milchstraße kolonialistisch ausbreitet.

Ja, solche Geschichten werden natürlich hoch honoriert, sogar doppelt so hoch wie andere Texte, aber was mich betrifft, vertrete ich die Auffassung — übrigens auch die mir nahestehenden Kollegen —, daß Science-Fiction-Inhalte realitätsbezogener und hautnah sein sollten. Manche SF-Autoren glauben, indem sie räuberische Feudalherren und korrupte Priesterkasten der Zukunft brandmarken, einen fortschrittlichen Roman zu schreiben. In Wirklichkeit rennen sie mit diesem törichten Zeug offene Türen ein. Auch fiktive Sternenkönige sind eigentlich für die Leser wenig von Nutzen. Es gibt ja genug aktuelle Probleme, die uns unter den Nägeln brennen.

Zum Beispiel?

Ja, da braucht man sich nur in Europa und in den USA einmal umzusehen. Das Problem der Umweltverschmutzung ist da nur ein Beispiel.

Was hindert denn bundesdeutsche SF-Schreiber daran, solche akuten Probleme aufzugreifen?

Ach, einer hat's kürzlich mal versucht, der Herr Ernsting, der als Clark Darlton um die zweihundertachtzig Heftromane produziert hat. Der vertritt so einen abstrakten Humanismus, der irgendwo zwischen Salzburg und Andromeda schwebt. Aber über allgemeines Gejammer kam er nicht raus. Bei ihm ist immer die menschliche Natur schuld. Behindert werden die Autoren natürlich von den Großverlagen, die ihre Leser nach Feierabend gern mit Raumschlachten, bei denen ganze Sternsysteme aus den Angeln gehoben werden, unterhalten.

Wie funktioniert so eine Behinderung konkret?

Hauptsächlich schiebt man bei fortschrittlichen Manuskripten formale Mängel vor, falls der Autor überhaupt ein Lektoratsgutachten erhält, was selten genug vorkommt. Da die Autoren natürlich ihre Romane verkaufen wollen, passen sie sich den ungeschriebenen Lektoratsdirektiven an, weil bundesdeutsche SF-Autoren praktisch nur in Heftverlagen veröffentlichen können, und da stehen nur zwei oder drei Unternehmen zur Auswahl.

Haben Sie in dieser Hinsicht persönliche Erfahrungen gemacht?

Klar. Ein Heftverlag lehnte meine Bewerbung als Mitautor einer Heftserie ab, weil man mich als Verfasser eines ketzerischen Artikels über den Verleger zu erkennen glaubte, der in konkret erschien und in Wirklichkeit von einem Mitarbeiter des WDR stammte. Das zweite Mal wurde ich nicht von einem Verleger, sondern von einem Kollegen behindert, mit dem ich an einer SF-Serie schrieb und der als einziger im Autorenteam meine Romane als antikapitalistisch

und antimilitaristisch erkannte. Aus Angst, die Serie könne beim Leser an Gunst verlieren, versuchte dieser opportunistische Bursche, mich beim Verleger anzuschwärzen. Er riet mir, daß ich, wenn ich schon Tabus brechen müsse, gegen die schon erwähnten Priesterorden und Könige zu Felde ziehen solle. Etwa die Hälfte meiner Romane wurde abgelehnt, weil sie nicht ins Programm paßten, oder aus formalen Vorwänden. Es hat auch den einen oder anderen Stoff gegeben, der abgelehnt wurde, obwohl ein vorher eingesandtes Exposé akzeptiert worden war. Das Thema war nach der Fertigstellung dann wohl doch zu brisant. Man bemängelt das Fehlen von action.

Unter welchen zeitlichen und finanziellen Bedingungen müssen bundesdeutsche SF-Autoren überhaupt arbeiten?

Da die amerikanischen SF-Schreiber fast hundertprozentig den Markt beherrschen — zumindest im Hardcover und im Taschenbuch — sind Publikationsmöglichkeiten für unsereins sehr gering. Uns stehen praktisch nur die Heftreihen TERRA-ASTRA und ZAUBERKREIS-SF offen. Etwa ein Dutzend Autoren sitzt in Heinrich Bauers Pabel-Verlag in einem warmen Nest, wo sie nach Exposés, die von einem Chefredakteur geschrieben werden, an mehreren wöchentlich erscheinenden Serien arbeiten und praktisch Angestelltenstatus haben. Sie müssen jährlich eine bestimmte Anzahl von Heftchen schreiben und brauchen nicht davor zu zittern, vom Lektorat abgelehnt zu werden, weil in den aufeinander aufgebauten Serien sonst ja eine Fortsetzung fehlen würde.

Können Sie Namen nennen?

Karl Herbert Scheer, Walter Ernsting, Horst Gehrman, Willi Voltz, Klaus Mahn, Hanns Kneifel, Hans Franciskowsky und Dirk Hess. Das sind ja keine Schriftsteller mehr, sondern regelrechte Lohnschreiber. Ihr einziges Privileg ist, neben den hohen Honoraren, daß sie zu Hause arbeiten dürfen. Sie sind Profis. Alle anderen — etwa zwei Dutzend — schreiben Science Fiction nur nebenberuflich.

Und was machen die nebenberuflichen Autoren tagsüber?

Ich kenne einige persönlich ... einer ist Bandwirker, ein anderer Student. Ein paar Journalisten sind dabei und ein Studienrat, auch ein Ingenieur. Andere sind Angestellte, die sich nebenher etwas verdienen. Es gibt auch SF-Autoren, die hauptberuflich Kriminalromane wie Jerry Cotton schreiben und nur gelegentlich SF.

Und wie verhält es sich mit den Arbeitsbedingungen?

Die Profis, also die, die an Fortsetzungsserien mitschreiben, verkaufen alles, weil sie ja auf Bestellung und nach Exposé arbeiten. Die nebenberuflichen SF-Schreiber haben nur ihre knappe Freizeit zur Verfügung. Und natürlich keine Garantie, für ihr Skript einen Verleger zu finden, solange es nicht marktkonform dem Lektorat serviert wird. Herr Ernsting etwa hat einmal in einem Interview zugegeben — er gehört zu den wenigen Profis —, daß er täglich höchstens drei Stunden schreibt. Vielschreiber Kneifel hingegen, dessen Produktion in knapp zehn

Jahren ungefähr 350 Hefte und Taschenbücher umfaßte, sagte in einem Gespräch mit Dr. Dieter Hasselblatt vom Deutschlandfunk: Manchmal haue ich so ein Ding in drei Tagen zusammen ...

Wieviel kann man damit verdienen?

Ein Heftmanuskript umfaßt 240 000 Anschläge. Bauers Serienprofis erhalten dafür etwa 2000,— DM und mindestens drei Neuauflagen. Die nebenberuflichen SF-Autoren werden mit Honoraren, die zwischen 800,— DM und 1200,— DM liegen, abgespeist. Ein SF-Autor, der von seiner Tätigkeit leben will, muß jeden Monat mindestens ein Manuskript verkaufen, um sich ein Existenzminimum zu sichern. Praktisch ist das bei der Anzahl der Autoren unmöglich, der Markt ist zu klein. Die Taschenbuchverlage lehnen deutsche Manuskripte ab, weil sie die irrige Ansicht hegen, die Amerikaner schreiben einfach besser.

Wie verkauft sich SF?

Ich kann Ihnen da einige Zahlen nennen: an erster Stelle bei den Taschenbüchern steht der Wilhelm Heyne-Verlag in München, der monatlich fünf bis sechs Titel ausstößt, pro Titel mit einer Erstauflage von 20 000 Exemplaren. Etwa ein Drittel der Titel erreicht, Nachauflagen mitgerechnet, Auflagen bis zu 100 000 Exemplaren. An zweiter Stelle steht wohl Axel Springers Ullstein Verlag mit monatlich zwei Titeln á 25 000 Auflage. Drittens der Bastei-Verlag mit monatlich einem Titel und 20 000 Auflage, dann der Goldmann Verlag mit zwei Titeln im Monat á 15 000 Auflage. Ferner der Fischer Taschenbuchverlag, der das literarisch anspruchsvollste Programm hat, mit monatlich einem Titel und 17 000 Auflage. Der Hamburger Kelter Verlag erschien vor einigen Tagen mit einer Taschenbuchreihe, über die ich mangels Masse nichts sagen kann, und schließlich ist da noch der ansonsten auf Heftchen spezialisierte Pabel Verlag mit seinen monatlich erscheinenden Perry-Rhodan-Taschenbüchern, die 40 000 Exemplare Auflage haben sollen. Von drei Hardcover-Verlagen ist einzig Insel in Frankfurt übriggeblieben, der im Jahr 8 Titel verlegt. Die Verlage Boje, Arena, Nymphenburger und dtv setzen in letzter Zeit verstärkt auf Science Fiction.

Und wie stehts mit den Heftvorlagen?

Da hat der Bauer-Konzern fast ein Monopol. In Bauers Pabel Verlag erscheinen die Heftreihen TERRA ASTRA, Auflage 60 000, ATLAN, Auflage 80 000, DRAGON mit 60 000 und PERRY RHODAN in wöchentlich drei Auflagen mit insgesamt 300 000 Exemplaren. Im Zauberkreis Verlag gibt es eine vergleichsweise progressive Serie von monatlich 70 000 Exemplaren. Der Wolfgang Marken Verlag in Köln macht eine vierzehntägig erscheinende Serie mit etwa 50 000 Exemplaren. Neuerdings kann man bei Jugendbüchern eine stärkere Tendenz beobachten, SF zu verlegen. Für das Frühjahr 1975 sind zudem zwei Science-Fiction-Magazine — amerikanische Lizenzausgaben — angekündigt: Galaxy und Vertex.

Und bei dieser regen Verlegertätigkeit in Sachen SF gibt es für bundesdeutsche

Autoren so geringe Publikationsmöglichkeiten? Fördert man überhaupt den Nachwuchs?

Ach, da kann man sich doch die Finger wundschreiben! Sehen Sie, amerikanische Lizenzen sind, selbst wenn man die Übersetzerhonorare berücksichtigt, noch ca. 800,— DM pro Titel billiger als die Honorare, die man deutschen Autoren zahlen muß. Den Amerikanern ist es völlig gleichgültig, zu welchem Preis ihre Werke — meist über Agenturen — verschertelt werden in der BRD, da sie sowieso in rund dreißig Ländern Übersetzungsrechte verkaufen, egal, wie gut oder schlecht ihre Romane ausfallen. Tja, und was den Nachwuchs angeht, nein, da gibt es keine Förderung. Ein Lektor eines großen Taschenbuchverlages hat mir gegenüber geäußert, daß er keine Zeit für die eingehende Überprüfung von Manuskripten hat. Sicher sei das eine oder andere Manuskript eines deutschen Autors druckbar ... aber man hat einfach nicht die Zeit dazu, Manuskripte zu bearbeiten, sich mit dem Verfasser zu unterhalten. Diese Großverlage müssen ihre Druckmaschinen am Laufen halten, das bedeutet, daß die Lektorate zu dem und dem Termin ein Skript bereithalten müssen, das soundso lang ist. Selbst bei den Übersetzungen stellt man es den Leuten, die Romane ins Deutsche übertragen, frei, nach eigenem Willen zu kürzen, nur damit eine einheitliche Länge gewahrt bleibt.

Kürzlich erschien doch im Fischer Taschenbuchverlag eine Anthologie mit jungen westdeutschen Autoren: SF AUS DEUTSCHLAND.

Ja, sicher, das war eine großartige Sache. Die Herausgeber, die gleichzeitig Herausgeber der Zeitschrift *Science Fiction Times*, einer kritischen SF-Zeitschrift sind, denen kann nicht einmal die bürgerliche Presse ihre Kompetenz abstreiten. Die Herausgeber dieser Anthologie haben übrigens noch weiteres kritisches SF-Material vorliegen und suchen auch weitere gesellschaftskritische Beiträge für zukünftige ähnliche Projekte.

Welche Markttrends beherrschen die gegenwärtige SF-Szene?

In der Heft-SF ist alles beim alten. Galaktische Sternenreiche werden gegründet, kosmische Kaiser gekrönt, konzeptlose Rebellionen werden niedergedroschen, versunkene Kulturen entdeckt und die Schätze längst vergangener Rassen gehoben. Bei den Taschenbüchern und Hardcover-Ausgaben ist ein Hang zur Romantik und Ästhetisierung vorhanden. Das schlägt sich nieder in zahlreichen Romanen und Erzählungen, die irgendwelche traditionellen Märchenreiche — mit Drachen, Prinzen und Dämonen, Zwergen und Trolen — in extraterrestrische Welten verlegen. Beispielsweise bei den Autoren Anne McCaffrey, Clifford Simak, Joanna Russ, Roger Zelazny, Samuel Delany, Robert Silverberg — den momentanen Stars. Bei der Andre Norton sowieso, die macht das seit dreißig Jahren. Dann Michael Moorcock. Den J. G. Ballard nicht zu vergessen, der am meisten von kleinbürgerlichen Hippies verschlungen wird. Und Harlan Ellison.

Man spricht ja im Zusammenhang mit einigen dieser Autoren von einer soge-

nannten Neuen Welle, der New Wave, deren Vertreter sich verbal gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung, vor allem gegen den amerikanischen Way of Life aussprechen ...

... und zwar gilt das besonders für Ballard, Moorcock, Thomas M. Disch und John T. Sladek, die einen ganzen Rattenschwanz von Nachahmern gefunden haben. Man will da den Eindruck erwecken, die Science Fiction befände sich in einem ungeheuren Umbruch. Diese Herren gebärden sich in ihren Statements zwar gesellschaftskritisch, indem sie behaupten, Kapitalismus, Kolonialismus, Faschismus und Imperialismus zu Tode sezieren zu wollen, aber in Wahrheit haben sie nichts als Schaum vor dem Maul.

Was berechtigt Sie zu dieser für mich unerwartet starken Formulierung?

Halten Sie etwa eine Geschichte, die erzählt, wie ein Mensch in kleine Stückchen zerhackt wird, für revolutionär? Oder die Geschichte eines amerikanischen Pärchens, das nach Holland fliegt, um sich über die holländische Sprache zu amüsieren? Oder eine Story des Engländers Brian Aldiss, in der so eine Figur, ein Tscheche namens Slansky, darüber meditiert, ob er einem Russen namens Dabrynin, den er zur Zeit des sogenannten Prager Frühlings in Neu-Delhi trifft, die Fresse einschlagen soll? Die Autoren müssen Scheinprobleme aufwerfen, wenn sie Schwierigkeiten vermeiden wollen. Also, neu ist an der vorgeblich gesellschaftskritischen Neuen Welle nur die gesteigerte Langeweile.

Wie schätzen Sie denn als Autor Ihre Leser ein?

Ich glaube, daß die stereotype Behauptung von Verlegern, Lektoren und korumpierten Autoren, der Leser wolle gar keine andere als die momentan marktherrschende Science Fiction, stimmt nicht. Mit der Zeit macht man sich aus eigenen Erfahrungen und Kontakten — ich werde oft angerufen und erhalte viele Briefe — ein zutreffenderes Bild vom Leser. Mir liegen ungefähr 200 Leserbriefe zu einer von mir mitverfaßten SF-Serie vor, die vergleichsweise fortschrittliche Tendenzen hatte. Aus diesen Briefen — so ungelenk sie auch formuliert sind — geht eindeutig hervor, daß man zumindest antimilitaristische Tendenzen offen begrüßt. Eine keineswegs diffamierend dargestellte Kapitalistengestalt in der Handlung erregte soviel Widerspruch, sogar bei Vierzehnjährigen, daß die Redaktion sich gezwungen sah, diese Figur zu verändern.

Welche Schlüsse ziehen Sie daraus?

Zuerst den, daß eine wachsende Anzahl von Lesern sich kritischer mit ihrem Lesestoff auseinandersetzt. Zweitens, und das ergibt sich hieraus, daß niveauvolle und gesellschaftskritische Texte Anklang finden. Leider hat sich diese Erkenntnis in den Lektoratsstuben noch nicht durchgesetzt.

Jochen Mandel Werkswohnungs-Report mit Zukunftsaussichten

Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit (Artikel 2, 2 GG)
Artur Lorenz ist Rentner, 62 Jahre alt. Mit seiner Frau Elisabeth bewohnt er eine 16 qm große Einraumwohnung in der Bergstraße 44 in Oer-Erkenschwick, Kreis Recklinghausen. Das Haus gehört, wie die meisten Häuser in dieser Gegend, der Ruhrkohle AG.

Es war im Oktober des Jahres 1973, als Artur Lorenz dicken, beizenden Qualm bemerkte, der aus seinem Ofen drang. Ursache ein Defekt am Kamin und am Rußabsperrerr. Der Schaden wurde der Zechen-Wohnungsverwaltung sofort gemeldet. Diese versprach Abhilfe; immerhin klagten Artur Lorenz und seine Frau bereits über die typischen Erscheinungen einer Kohlenmonoxyd-Vergiftung, Übelkeit, Erbrechen und starke, lähmende Müdigkeit. Doch es geschah nichts. Auch nicht nach mehrfachen Mahnungen und Bitten, den Mangel doch endlich zu beseitigen.

Im Januar kam noch ein Riß im Kamin hinzu. Auch das wurde der Wohnungsverwaltung gemeldet. Wieder wurde Abhilfe versprochen, und wieder geschah nichts. Wochen- und monatelang. Bis zum 10. Mai 1974. An diesem Tage verteilten Mitglieder der DKP-Ortsgruppe Oer-Erkenschwick in den RAG-Häusern Flugblätter und diskutierten mit den Mietern. Auch mit Artur Lorenz, der dem DKP-Vorsitzenden in Oer-Erkenschwick, Peter Zenker, sein Leid klagte.

Bereits am folgenden Tage wurde von der DKP Strafanzeige erstattet und die Öffentlichkeit von dem Skandal unterrichtet. Jetzt auf einmal ging alles sehr schnell. Drei Tage später bereits war der Schaden behoben.

Einige bürgerliche Kommunalpolitiker und Journalisten stellten öffentlich die Frage, ob es denn notwendig gewesen wäre, daß „ausgerechnet die DKP uns auf derartige Mängel hinweisen mußte“.

Die Antwort kam wiederum von der DKP, die eine Umfrage über den Zustand der Wohnungen bei RAG-Mietern in der Oer-Erkenschwicker Bergstraße und in der Waldstraße durchführte. Das Ergebnis ist haarsträubend: Jeder einzelne der befragten Mieter beschwerte sich über undichte, klemmende und faulende Fenster, 40 % der Befragten über beschädigte, wasserdurchlässige und klemmende Haustüren, über feuchte Wände und Schäden an Treppen und Geländern, 30 % über verrottete Fußleisten und defekte Dachrinnen, 25 % über Wohnungstüren, die klemmten oder überhaupt nicht zu schließen waren, 20 % über beschädigte Decken und schwere Schäden in den Toiletten, und immerhin noch 15 % über Wasser im Keller und über Höfe, die bei Regen als Schlammwüste unpassierbar waren.

Mehr als die Hälfte der befragten Mieter hatte in der Vergangenheit auf eigene Kosten derartige Schäden repariert oder reparieren lassen, weil die

Jochen Mandel: Werkswohnungs-Report mit Zukunftsaussichten

Wohnungsverwaltung sich nicht rührte. Alle Schäden waren gemeldet worden. Einige bereits vor dreieinhalb Jahren.

Es versteht sich von selbst, daß der ganze Stadtteil über keinen Kinderspielplatz verfügt. Dafür wurden bereits zwei auf der Straße spielende Kinder von Autos überfahren. Auf einer Mieterversammlung klagte eine Mutter: „Morgens früh mache ich regelmäßig erst einmal mit dem Luftgewehr Jagd auf Ratten, damit meine Kinder unbehelligt zur Schule gehen können.“

Peter Zenker: „Es gibt also noch genug zu tun, und wir sind gerne bereit, jeden zu unterstützen, der sich ernsthaft dafür einsetzt, diese menschenunwürdigen Zustände im Interesse der dort lebenden Menschen zu verbessern.“

Die Ruhrkohle AG hat viele derartige Siedlungen im Ruhrgebiet. So zum Beispiel auch in Marl-Brassert, wo in einer geschlossenen Zechensiedlung etwa 500 Mieter ihre Miete an die RAG bezahlen. Was aber für den Konzern noch lange nicht bedeutet, daß er nun auch etwas für seine Mieter zu tun bereit ist, wenn es darum geht, Mängel schnell zu beseitigen oder gar für die Verschönerung der Häuser und Wohnungen zu sorgen. Das Ehepaar Hermann und Käthe Schwarz zum Beispiel wohnte 13 Jahre in seiner Wohnung, ehe zum ersten Mal jemand von der Zeche kam, um die Fenster zu streichen. Die Kacheln, die das Ehepaar auf eigene Kosten anbrachte, um etwas schöner zu wohnen, wurden natürlich auch nicht ersetzt.

Der Rentner Leo Switala aus der Brassertstraße 96 in Marl sparte sich 1000 Mark vom Mund ab, um damit den Einbau eines Toilettenraumes zu bezahlen. Die 75jährige Bergmannswitwe Gertrud Hertrampf ist in ihren Wünschen bescheidener. Sie kann sich seit Jahren bloß noch mit Krücken fortbewegen und möchte nur in ihrem Hausflur eine ganz normale Haustür haben, denn „das würde doch soviel hübscher aussehen“. Was Frau Hertrampf zur Zeit hat, bezeichnet sie selbst zu Recht als „häßliche Stalltür“.

Oder der Bergbau-Rentner Vinzenz Gryt, der seit dem Jahre 1912 in einer damals erbauten Bergarbeiter-Siedlung an der Horsterstraße, in Bottrop, wohnt: Jahrzehntlang lebte er mit einer noch nicht einmal geerdeten Stromleitung in der Wohnung. Nahezu 4 Jahre dauerte es, bis seine vom Einfallen bedrohten Fensterstürze repariert wurden.

Mit den gleichen Sorgen plagen sich auch die Mieter anderer konzerneigener Wohnungsgesellschaften. Wie zum Beispiel in Walsum-Wehofen, wo sich einige hundert der 26 000 Wohnungen der Rheinischen Wohnstätten AG (RWAG), befinden, deren Aktienmehrheit beim Thyssenkonzern liegt. In vielen der 1917 erbauten Häuser fallen die Tapeten vor Schwamm und Nässe von den Wänden, die Fenster müssen in mehreren Häusern mit Decken verhängen werden, weil sie nicht mehr schließen, und manche Mieter klagen, daß sie bei Regenwetter gezwungen sind, mit dem Schirm ins Bett zu gehen. Einige der Häuser wurden, weil Einsturzgefahr besteht, im Keller mit Stempeln abgestützt.

Viele der Wohnungen hatten bis vor kurzem die Toiletten noch außerhalb der

Häuser. Ein Mieter, dem bereits vor 20 Jahren die Toilette ins Haus gebaut wurde, mußte dafür monatlich 15 DM mehr an Miete bezahlen. 3600 Mark also in den vergangenen zwei Jahrzehnten. Sein Kommentar: „Ein verdammt teures Scheißhaus.“

Die Würde des Menschen ist unantastbar (Artikel 1 GG)

Schon um die Jahrhundertwende und dann wieder in den Jahren nach 1948 war der Bau von Werkwohnungen ein wirkungsvolles Mittel großer Konzerne, um Arbeitskräfte aus allen Teilen Europas in die Großbetriebe des Ruhrgebiets zu locken. Hunderttausende von Werkwohnungen wurden aus diesem Grunde errichtet. Wohnungen, die zwar im Vergleich zu nicht — werksgebundenen Wohnungen billiger sind, bis heute aber für die Konzerne ergiebige Goldgruben darstellen — und ein Druckmittel obendrein: denn wer seinen Arbeitsplatz aufgibt, verliert automatisch das Recht auf eine Werkwohnung. Der Staat, die Regierung half den Konzernen bei ihrer Werkwohnungspolitik: Steuergeschenke und Subventionen finanzierten den Bau der Häuser, Gerichte und Gerichtsvollzieher sorgten dafür, daß den Konzernen nicht genehme Arbeiter nach Aufgabe oder Verlust ihres Arbeitsplatzes auf schnellstem Wege auch ihre Wohnung verloren.

So befinden sich auch heute noch ganze Stadtviertel zwischen Hamm und Moers im Besitz einiger Konzerne. Allein die Ruhrkohle AG (RAG) besitzt mehr als 60 000 sogenannte Uraltwohnungen: meistens schon vor dem 1. Weltkrieg gebaut, verdienen sie oft kaum noch die Bezeichnung menschenwürdige Behausung. Aus diesen Wohnungen zieht die RAG einen jährlichen Reingewinn von 80 Mio. DM, der nach den Wünschen der Herren in der RAG-Vorstandsetage vom 1. 1. 1974 an noch um viele weitere Millionen DM erhöhen sollte.

Die Entwicklung in der Bundesrepublik hat zu einer Wiederherstellung alter Besitz- und Machtverhältnisse geführt ... Eines der charakteristischen Merkmale der modernen Industriegesellschaft ist der fortschreitende Konzentrationsprozeß in der Wirtschaft, der in den Großunternehmen und Unternehmensgruppen zu einer Machtzusammenballung ungewöhnlichen Ausmaßes führt. Damit wächst die Gefahr des Mißbrauchs wirtschaftlicher Macht — zu wirtschaftlichen, aber auch zu politischen Zwecken — ständig. (Aus dem Grundsatzzprogramm des DGB)

Die Werkwohnungen der Bergbaugesellschaften werden von den Kumpeln an der Ruhr schon seit je als die „weißen Flöze“ der Unternehmer bezeichnet. Sie waren und sind für die Konzernbosse eine ständig sprudelnde Quelle reichlichen Gewinns.

Als die Ruhrkohle AG gegründet wurde, enthielt der 1969 unterzeichnete „Grundvertrag“ unter anderem einen Passus, der für einen Zeitraum von 5 Jahren Mieterhöhungen für die Werkwohnungen untersagte. Doch bereits im

Sommer 1972 begannen die Vorbereitungen, um die Mieter vom frühest möglichen Zeitpunkt, dem 1. 1. 1974 an, kräftig zu melken. Für die 60 000, überwiegend um die Jahrhundertwende herum gebauten Uraltwohnungen der RAG sollten die nach dem Lücke-Gesetz möglichen Mieterhöhungen durchgesetzt werden.

Das Hauptargument für die Mieterhöhungen: ohne sie könnten die erforderlichen Instandsetzungsarbeiten nicht durchgeführt werden.

Die Behauptung kann nicht stimmen. Selbst wenn man die eigenen Angaben der Konzernverwaltung als richtig unterstellt — 9,4 % „Betriebskosten“ der RAG, Grundsteuer und Gebühren für städtische Dienste eingerechnet; Verwaltungskosten und angebliches Mietausfallwagnis zu 5 %; 5,3 % für Instandhaltung —, also zusammen knapp 20 % — bringen die 60 000 Mieter (mit ihren durchschnittlich 140 Mark pro Monat) eine Bruttoeinnahme von über 100 Millionen Mark im Jahr und damit noch immer 80 Millionen DM, die sich der Konzern in die Tasche steckt, beziehungsweise an seine sogenannten Altgesellschaften, von Hoesch über Thyssen bis Rheinstahl, abführt.

Unsere Zeit, die Zeitung der DKP, veröffentlichte im September des Jahres 1972 einen Artikel, in dem sie die bis dahin geheimgehaltenen Mietsteigerungspläne der RAG enthüllte und nachrechnete, daß den 60 000 RAG-Mietern dadurch mindestens 25 Millionen DM zusätzlich im Jahr aus den Taschen gezogen werden sollten.

Der Bericht wirkte wie eine Bombe. Er hatte zur Folge, daß der Vorstand der RAG sich in einem Gespräch mit dem Vorstand der IG Bergbau und Energie und der Arbeitsgemeinschaft der Gesamtbetriebsräte am 15. November bereit erklärte, die geplante Mieterhöhung vom 1. Januar 1974 an nicht voll, sondern in 4 gleichen Jahresraten — mindestens jedoch mit 10 DM monatlich — durchzuführen.

Der Vorstand der IGBE und die Gesamtbetriebsräte stimmten zu, und so erhielten mehr als 70 000 Mieter der RAG, der VEBA und anderer Konzerne zu Weihnachten 1972 ein Geschenk besonderer Art: die Ankündigung, daß sie vom 1. 1. 74 an mehr Miete zu zahlen hätten. Die durchschnittliche Forderung lag bei 21 DM monatlich, was einer jährlichen Mehreinnahme von 15,1 Mio. für die RAG entsprach.

Die betroffenen Bergarbeiter waren empört. Organisierter Protest kam jedoch zunächst nur von der DKP. Sie verteilte Flugblätter, führte Versammlungen durch, in denen sie die Mieter aufforderte, der Mieterhöhung nicht zuzustimmen, da diese selbst mit den bestehenden Mieterschutzgesetzen nicht zu vereinbaren sei.

Dennnoch, die Mehrheit unterschrieb. Zögernde wurden mehr oder weniger massiv unter Druck gesetzt. „Wollen Sie, daß wir Sie verklagen? Wollen Sie die Kosten dann auch noch tragen?“, wurde gefragt. In Dortmund warnten SPD-Ratsmitglieder davor, „sich von der DKP aufhetzen zu lassen“. Auf Bergarbei-

terversammlungen übernahmen Mitarbeiter des Hauptvorstandes der IG Bergbau diese Aufgabe.

Auch aus Bonn konnten die Bergarbeiter keine Hilfe erwarten. Die Ortsgruppe Sterkrade-Mitte der IGBE, die sich in einem Protestbrief an den Bundeskanzler gewandt hatte, erhielt aus dem Bundeswirtschaftsministerium einen Brief, in dem es heißt: „Bis jetzt besteht für den Bundesminister für Wirtschaft kein begründeter Anlaß zu dem Verdacht, daß sich einer der Vertragspartner im Bereich der Wohnungswirtschaft zu Lasten der Arbeitnehmer nicht an die getroffenen Vereinbarungen halten wolle. Auch aus dieser Sicht besteht m. E. also kein Grund zu Maßnahmen der öffentlichen Hand.“

Nur wenige der Mieter blieben konsequent und stimmten der geforderten Mieterhöhung nicht zu. Unter anderem auch der Mieter Georg Lassak aus Bottrop, Beckstraße 80 a, der für seine im Jahr 1911 erbaute 70 qm große Wohnung eine um 26,40 DM höhere Miete bezahlen sollte. Er weigerte sich und verwies darauf, daß die RAG es unterlassen hatte, die im Wohnraumkündigungsschutzgesetz geforderten Vergleichsmieten anzugeben.

Die RAG verklagte Georg Lassak, der sich, als Mitglied der DKP, an seine Partei wandte. Die Ratsfraktion der DKP im Bottroper Stadtparlament erklärte sich bereit, die Kosten des Rechtsstreits Georg Lassaks und anderer verklagter Mieter zu tragen. Das Bottroper Amtsgericht stellte sich auf die Seite der RAG. Georg Lassak legte daraufhin beim Landgericht Berufung ein.

Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen (Art. 14,2 GG)

Die Urteilsverkündung in dem Rechtsstreit RAG/Lassak war von der 10. Zivilkammer des Essener Landgerichts für den 25. Oktober 1973, 11.00 Uhr morgens, angesetzt worden.

Das Gericht entschied, daß auch ein Konzern sich an geltendes Recht zu halten habe, wenn er eine Mieterhöhung durchsetzen wolle; auch er müsse die gesetzlich vorgeschriebenen Vergleichsmieten beibringen. Das Urteil war letztinstanzlich und zweifellos ein bedeutsamer Erfolg für Georg Lassak und seine Partei, die DKP. Franz Meichsner, der Kreisvorsitzende der DKP in Bottrop, in einem Gespräch mit Journalisten: „Die Forderung nach einer Vergleichsmiete wurde von der gegenwärtigen Koalitionsregierung SPD/FDP im Bundestag eingebracht und im Rahmen des Wohnraumkündigungsschutzgesetzes verankert. Wir, die DKP, haben dieses von Sozialdemokraten gemachte Gesetz dort verteidigt, wo es, wenn auch nur kleine, Vorteile im Interesse der arbeitenden Menschen brachte, wo, wie in diesem Falle, Konzerne daran gehindert werden können, sich gegenseitig mit den Mieten hochzuschaukeln. Kein sozialdemokratischer Politiker war dazu in der Lage.“

Das Eigentum und das Erbrecht werden gewährleistet (Art. 14,1 GG)

Die Herren in den Chefetagen waren schockiert. Besonders peinlich für sie war, daß am gleichen Tage auch das Landgericht Duisburg in einem ähnlich gelagerten Fall eine von der RWAG geforderte Mieterhöhung zurückgewiesen hatte. Auch die RWAG hatte keine Vergleichsmieten beigebracht.

Die RAG hatte sich außerdem, offenbar im Vertrauen darauf, auch in der letzten Instanz vor dem Landgericht Erfolg zu haben, voreilig dazu bereit erklärt, bei einer Niederlage auf alle 60 000 Mieterhöhungen zu verzichten.

Was sich dann abspielte, könnte als Lehrstück für den Klassencharakter der Justiz in der Bundesrepublik gelten. Nach dem Unternehmergrundsatz, daß ein Gesetz, welches Konzerne daran hindert, ihre Profite schrankenlos und ungehindert zu erhöhen, unmöglich mit dem Grundgesetz übereinstimmen kann, erhob die RAG Verfassungsbeschwerde beim Bundesverfassungsgericht (BVG) in Karlsruhe. Die Rechtsanwälte wurden gewechselt. Vor dem BVG wurde die Klage der RAG jetzt nicht mehr von einem Essener Anwaltsbüro, sondern von einem aus Westberlin vertreten. Ob bei der Wahl der Westberliner Anwälte die Tatsache eine Rolle gespielt hat, daß der Vorsitzende des BVG, der CDU-Mann und ehemalige Bundesinnenminister, Ernst Benda, ebenfalls bis zu seiner Wahl in das BVG ein Anwaltsbüro in Westberlin unterhalten hatte, ist nicht bekannt. Der Hilfeschrei der Konzerne verhallte in Karlsruhe nicht ungehört. Entgegen seiner Praxis, sich bei der Entscheidung einer derartigen Klage durchschnittlich zwei Jahre Zeit zu lassen, fällte das BVG in diesem Fall nach noch nicht einmal vier Monaten bereits sein Urteil. Und es entschied zugunsten der Konzerne. Wenn ein Richter, so befand das BVG, die Vorschriften des Wohnraumkündigungsschutzgesetzes so auslege, daß der Vermieter eine Mieterhöhung nicht mehr durchsetzen könne, dann sei das ein Verstoß gegen die verfassungsrechtliche Eigentumsgarantie des Artikels 14, Absatz 1 des GG. Eigentumsrechte der Konzerne werden also höher bewertet als die Sozialbindung. Das Urteil des Essener Landgerichts wurde aufgehoben und zur Neuverhandlung zurückverwiesen.

Als die Urteilsbegründung veröffentlicht wurde, erklärte der Bottroper Rats Herr der DKP, Heinz Czymek: „Dieses Urteil kann nur als Freifahrtschein für die Mietpreistreiberei großer Wohnungsgesellschaften gelten. Das Gericht hat im Stile echter Klassenjustiz Partei für einen Großkonzern ergriffen, denn es behauptet ohne Prüfung, die von der RAG geforderte Mieterhöhung liege unter dem üblichen Entgelt vergleichbarer Wohnungen. Tatsache ist, daß die Mieten in diesen 60 bis 80 Jahre alten, in der Regel schlecht ausgestatteten Wohnungen jetzt höher liegen sollen als in Sozialwohnungen, die in den 50er Jahren gebaut wurden.“

Es ist ebenso falsch, wenn das Gericht behauptet, die RAG wolle die Mieten nur erhöhen, um ‚Kostensteigerungen‘ auszugleichen. Die RAG führt 80 % der

Bruttomieten als Gewinn an die sogenannten Altgesellschaften, also Konzerne wie Rheinstahl, VEBA, Hoesch und Mannesmann, ab.
Dieses Urteil unterstreicht die Notwendigkeit eines gesetzlichen Mietstops, eine Forderung, die seit langem von der DKP und vom DGB erhoben wird.“

Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus (Art. 20,2 GG)

Um ganz sicher zu gehen, hatte die Ruhrkohle AG auch ihren Einfluß in Bonn geltend gemacht. Mit Erfolg: In dem vom kommenden Jahr an gültigen Wohnraumkündigungsschutzgesetz werden die Vorschriften über Vergleichsmieten, die sich als möglicher Schutz für die Mieter erwiesen hatten, anders formuliert sein, zugunsten der Profitgier der Konzerne.

Georg Lassak, und nicht nur er, ist da anderer Meinung als die Herren in Bonn und in Karlsruhe: „Jetzt hilft nur eins: Wir, die Mieter, müssen uns zusammmentun, um dagegen zu protestieren. Vor allem müssen wir dafür sorgen, daß dort, wo Gesetze gemacht werden und wo über ihre Verfassungsmäßigkeit entschieden wird, Leute sitzen, die nicht im Sinne der Millionäre, sondern im Sinne der Millionen Arbeiter und Angestellten denken und handeln.“

Ilse Fischer-Reitböck Schichtwechsel

Jahrzehnte treuen Dienens
für das Werk, die Firma,
zerronnen in Nichts;
keine Rente,
keine billige Wohnung,
keine Sicherheit im Alter;
der Erwerb des Häuschens
in Frage gestellt.

„Umlernen“
heißt die Parole,
von vorn beginnen
will man den Anschluß
nicht verlieren;

Eine Weile Überbrückungsgelder,
Umschulungskurse,
und dann?
Die neue Stelle in einem
fremden Betrieb, wenn man
Glück hat.

Für die anderen,
die zu alt, zu unbeweglich sind,
gibt es nur noch
Arbeitslosenversicherung,
vielleicht hie und da einen Job;
Und weiter: Frühes Altern,
Alleinsein, keine
„Verwendungsmöglichkeit“..

Geschichte der russischen Sowjetliteratur 1917—1967

Unter Leitung von HARRI JÜNGER

Herausgegeben von Willi Beitz, Barbara Hiller und Gerhard Schaumann

Band I 1917—1941

1973. XII, 674 Seiten, 16 Abbildungen, gr. 8°, Leinen, 25,— M
Bestell-Nr. 751 955 5 (5813/I)

Band II 1941—1967

in Vorbereitung (1975)

Ein Kollektiv slawistischer Literaturwissenschaftler aus Jena, Leipzig und Berlin hat nach jahrelangen intensiven Forschungen eine zweibändige Geschichte der russischen Sowjetliteratur für den Zeitraum von 1917 bis 1967 erarbeitet. Das ist der erste Versuch von Slawisten der Deutschen Demokratischen Republik, aus der Sicht des Marxismus-Leninismus eine derartige Literaturgeschichte in kritischer Auseinandersetzung mit bürgerlichen Literaturgeschichtskonzeptionen auszuarbeiten. Dabei ist es gelungen, die innere Dynamik des literarischen Prozesses in Übereinstimmung mit dem realen geschichtlichen Prozeß überzeugend darzustellen. Bemerkenswert ist das Bestreben der Autoren, die sorgfältige ästhetische Analyse einer großen Anzahl literarischer Kunstwerke und die Erschließung schwer erfaßbarer Gesetzmäßigkeiten literarischer Entwicklungsprozesse dem Leser in einprägsamer Weise vor Augen zu führen.

Im ersten Band (1917 bis 1941) finden die Lyrik der Revolutionsjahre mit Block, Jessenin und Bedny, die Anfänge der sowjetischen Epik mit Furmanow, Serafimowitsch, Fedin, Gladkow und Fadejew sowie das Bürgerkriegsdrama mit Lawrenjow, Trenjow und Iwanow besondere Beachtung. Im Hauptteil werden die Werke von weltliterarischer Repräsentanz, die Romane Gorkis, Scholochows und A. Tolstois, die Poeme Majakowskis und die Dramen Wischnewskis und Pogodins herausgehoben. Im letzten Teil erhält die Aneignung neuer literarischer Provinzen, die Gestaltung sozialistischer Lebensbeziehungen mit den Pionierleistungen Leonows, Gaidars, Ostrowskis und Makarenkos ihre historische Würdigung.

Bestellungen durch eine Buchhandlung erbeten



AKADEMIE-VERLAG · BERLIN

Deutsche Demokratische Republik

Serie Piper:

neu

Stefan Andres, Wir sind Utopia. SP 95. DM 6.-
Wassilij Below, Zimmermannsgeschichten. SP 107. DM 8.-
Ursula Dêchene, Der lange Tod des Fixers P. SP 89. DM 10.-
Walter Jens, Die Verschwörung – Der tödliche Schlag. SP 111. DM 12.-



Carl-Ludwig Reichert, Red Power. SP 80. DM 10.-



Gabriele Wohmann, Sieg über die Dämmerung. SP 98. DM 10.-

Zwerenz' Moserei – geprüft und für schlecht befunden

Studentenmagazin November 1974 4. Jahrgang 1,- DM

rote blätter 21
Organ des Marxistischen Studentenbundes SPARTAKUS

Bundesregierung:
Ab Januar 76
200,- DM
Krankenversicherung

Steffen
Lehndorff zur
Aktionseinheit

R. Opitz:
Faschismus
heute

Preis-Quiz

25 Jahre DDR

**STUDEN
BRU**

rb-Report über
die soziale Lage
der
Studentinnen

Neu vom
RCDPS

rote blätter 21

sind da und bringen u. a.:

- Rechte Quelle im Düsseldorfer Wissenschaftsministerium?
- Titelseite:
Soziale Lage der Studentinnen
- Zwerenz' Moserei –
geprüft und für schlecht befunden
- Dr. Reinhard Opitz: Faschismus
heute. Zur Entwicklung in
Griechenland, Portugal und Italien
- 25 Jahre DDR –
Bildreportage aus Berlin
- Arbeiter beißen nicht –
Über ein Massenmeeting zwischen
Arbeitern und Studenten
- Preisquiz mit 111 Preisen
- Zum Beispiel Frankfurt
Fachhochschule – Reportage
über eine typische Fachhoch-
schule der Bundesrepublik
- S. Lehndorff: Aktionseinheit ist
keine Eintagsfliege

Ein rote-blätter-Abonnement kostet ein-
schließlich Porto 8,44 DM.

Abo-Bestellungen und Probeexemplare
(gegen Voreinsendung 1,70 DM):

rote blätter
MSB Spartakus – Bundesvorstand
53 Bonn, Postfach

Name: _____

Adresse: _____

Unterschrift: _____

Ich bestelle ein Abonnement der
roten blätter für ein Jahr.

Johanna Braun und Günter Braun

veröffentlichten unter gemein-
samen Namen Bücher, die
sich durch formale und inhalt-
liche Vielfalt auszeichnen. Im
Verlag Neues Leben erschie-
nen bisher: „Ein objektiver
Engel“ (Roman, 1967), „Die
Campingbäume von M.“ (Er-
zählung, 1968), „Die Nase
des Neandertalers“ (Kurzge-
schichten, 1969) und „Der Irr-
tum des Großen Zauberers“
(Phantastischer Roman, 1973,
erschieden in der BRD)

Ihr neuestes Buch:

BITTERFISCH

Roman
NL-podium
220 Seiten
Pappband mit
Schutzumschlag
5,80 M
Bestell-Nr. 641 776 8

Der junge phantasiebegabte
Reparaturschlosser Thomas
Bitterfisch macht durch Zufall
die Bekanntschaft mit der Welt
der Antike und deren Sagen-
schatz. Die Instandsetzung
des Schwenkkranes an einem
griechischen Theatermodell
im Museum anlässlich eines
zufälligen Besuches dort, läßt
ihn Gefallen finden an der Idee
des Deus ex machina, des
Gottes aus der Maschine, und
halb unbewußt, halb bewußt
spielt er sich in die Rolle eines
Deus ex machina hinein, der
darauf aus ist, anderen hilf-
reich beizuspringen.

Verlag Neues Leben

DDR - 108 Berlin
Behrenstraße 40/41

Demokratische Erziehung

Eine neue Zweimonatszeitschrift für das Bildungs- und Erziehungswesen

Erscheint ab Januar 1975 im Pahl-Rugenstein Verlag

Herausgegeben unter anderem von:

Prof. Frank Benseler, Horst Bethge, Prof. Dankwart Danckwerts, Alfred Degen, Prof. Frank Deppe, Helga Deppe-Wolfinger, Lottemi Doormann, Karl-Heinz Heinemann, Prof. Horst Holzer, Hans Rainer Kaiser, Prof. Karl Chr. Lingelbach, Dr. Karin Priester, Erich Roßmann, Prof. Gerwin Schefer, Stefan Voets, Prof. Herbert Vorgrimler.

„Demokratische Erziehung“ veröffentlicht zusammenhängende Analysen, entwickelt Möglichkeiten demokratischer Veränderungen und konkrete, praktische Modelle für Lehrer und Lehrerstudenten, Elternvertreter und Gewerkschafter, für in der Jugendbildung, der beruflichen und Erwachsenenbildung Tätigen, für alle an den Problemen der Bildungspolitik und Pädagogik Interessierten.

Im ersten Heft:

Schwerpunktthema Hauptschule: Bildungschancen für die Arbeiterjugend • Von der Volksschule zur Hauptschule: Entwicklung oder Etikettenwechsel? Elterninteressen und Schule • Literaturunterricht in der Hauptschule • Wirtschaftskunde in der Hauptschule. Dazu Rezensionen und eine umfassende Literaturübersicht • Weitere Themen des ersten Heftes: Schulpsychologie in der Bundesrepublik • Behindertenpädagogik • Politische Perspektiven der Elterninitiativen • Berufsakademien in Baden-Württemberg • Betriebsräteschulungen: wer bezahlt und wer bestimmt die Inhalte? • Bildungspolitik in Frankreich • Allgemeinbildung in der DDR • Wieviele Lehrer braucht unsere Schule? • Material zur „Lehrerschwemme“.

Benutzen Sie diesen Coupon oder schicken Sie eine Postkarte an:
Pahl-Rugenstein Verlag, 5 Köln 51, Vorgebirgstraße 115.



Ich bestelle die Zweimonatszeitschrift „Demokratische Erziehung“ ab Januar 1975

- ☐ zum Preis von DM 3,50 pro Heft zuzüglich Porto gegen jährliche Verlagsrechnung
☐ als Student, Schüler, Wehrpflicht- oder Zivildienstleistender zum ermäßigten Preis von DM 3,- pro Heft zuzüglich Porto gegen jährliche Verlagsrechnung.
☐ Schicken Sie mir bitte ein Probeexemplar.

Name _____

Beruf _____

Wohnort _____

Straße _____

Unterschrift _____

In der Diskussion:

Holzer / Steinbacher (Hrsg.)

Sprache und Gesellschaft

Reihe »Reader«, 464 Seiten, DM 29,50

Die Texte dieses Readers gelten dem Verhältnis von Soziolinguistik, Gesellschaftstheorie und Bildungspolitik. Sie geben Einblick in Voraussetzungen, Implikationen und Folgen wissenschaftlicher Analysen des Zusammenhangs von Sprache und Gesellschaft.

Stephan Voets (Hrsg.)

Sozialistische Erziehung

Texte zur Theorie und Praxis

Reihe »Reader«, 240 Seiten, DM 18,80

Dieser Reader enthält Quellentexte und Beiträge zu marxistischer Erziehungstheorie und Praxis, zu ihrer Entwicklung in Geschichte und Gegenwart kapitalistischer und sozialistischer Staaten.

Ernest Feder (Hrsg.)

Gewalt und Ausbeutung

Lateinamerikas Landwirtschaft

Reihe »Reader«, 592 Seiten, DM 38,—

Der Reader will dem Leser einen abgerundeten und aktuellen Überblick über die sozialen, ökonomischen und politischen Probleme der lateinamerikanischen Landwirtschaft und einige der Entwicklungsstrategien geben, die mit wechselndem Erfolg zur Bekämpfung dieser Probleme angewendet worden sind.

Karl R. Popper

Objektive Erkenntnis

Ein evolutionärer Entwurf

Reihe »Kritische Wissenschaft«, 2. Auflage, 417 Seiten, DM 36,—

Die Aufsätze dieses Bandes sind vor allem dem Problem der Erkenntnis und des Erkenntnisfortschritts gewidmet. Der Autor verbindet in ihnen seine fallibilistische Erkenntnistheorie mit einer realistischen, indeterministischen und evolutionären Metaphysik.

Hans J. Kleinsteuber

Die USA —

Politik, Gesellschaft, Wirtschaft

Eine Einführung

Reihe »Kritische Wissenschaft«, 242 Seiten, DM 28,—

Eine systematische Erläuterung aller wesentlichen, im Zusammenhang mit dem amerikanischen Regierungs- und Gesellschaftssystem auftauchenden Themenbereiche. Das Buch weist auch auf parallele Entwicklungen in den USA und in Westeuropa hin und macht durch Hintergrundinformationen aktuelle politische Vorgänge in den USA verständlich.

Jan Jaroslawski

Theorie der sozialistischen Revolution

Von Marx bis Lenin

Vorwort Leszek Kolakowski

Reihe »Kritische Wissenschaft«, 172 Seiten, DM 18,—

Jaroslawski entwickelt die Theorie der Revolution in den Schriften von Marx und Engels und analysiert die Kontroversen, die unter den Marxisten der Zweiten Internationale um die ökonomischen Bedingungen der Revolution geführt wurden.



Kleine Arbeiterbibliothek

Die Hinweise auf John Paltock und Heinrich Seidel verdanken wir BURKHARDT KIEGELAND, der vor Jahren eine Anthologie mit wenig bekannten Science-Fiction-Texten — vorwiegend aus der älteren deutschen Literatur — zusammengestellt hatte. Die Anthologie konnte auf Grund bekannter „Veränderungen in der Verlagslandschaft“ nicht erscheinen.

WALTER GERLACH, geboren 1943 in Frankfurt am Main. Industriekaufmann, Buchhändler. 1965—67 Bundeswehr, 1973 Kriegsdienstverweigerung. 1974 erschien im Wolfgang Pieskau Verlag in der Reihe „Schritte“: VOM GEIST DER TRUPPE. TEXT FOR SOLDATEN.

HORATIUS HABERLE, geboren 1940 in Berlin, verbrachte seine Jugend in Ravensburg, lernte Hotelkaufmann, fuhr 3 Jahre als Steward zur See, sammelte Management-Erfahrungen in den USA, wurde — zurück in Europa — Vertriebsbeauftragter einer Investmentgesellschaft und gründete eine eigene Finanzgesellschaft, die zeitweise mehr als 100 Mitarbeiter beschäftigte, ihn aber bald in ein umfangreiches strafrechtliches Verfahren verwickelte. Seinen ersten Roman — HERBY DERBY (Insel 1972) — schrieb er im Gefängnis, aus dem er gegen Kaution freigelassen wurde. Haberle wurde 1973 zum zweiten Mal inhaftiert, was er auf Parteiverrat seines Anwalts zurückführt und gegen den er deshalb gerichtliche Schritte anstrengt. Gesuche namhafter Schriftsteller und der VS-Bundesdelegiertenkonferenz um Aussetzung der Strafe des VS-Mitglieds, wurden vom Landgericht Stuttgart nicht einmal beantwortet. Er wurde im Oktober 1974 endgültig aus Bernau entlassen. HERBY DERBY wird zur Zeit verfilmt. Das vorliegende Kapitel entstammt einem in Bernau entstandenen Roman, der 1975 unter dem Titel MARBACHS GROSSES GELD bei Hanser erscheint.

JENS HAGEN, geboren 1944, ist freischaffender Autor für Zeitungen, Zeitschriften, Buchverlage, Funk- und Fernsehen in Köln: Berichte, Features, Collagen, Kurzgeschichten. Veröffentlichungen: „Verkauft wie Cornflakes, Hörbilder vom Markt der Rebellion“ (1971); „Das Kraftwerk“, Hörspiel (gemeinsam mit Günter Wallraff, Rowohlt 1973); „Da stand der Arbeiter vom Pantomaskentheater auf oder: Ansiedlung“ (mit Günter Wallraff) (Funkfeature, mit Hans Peter Breuch, 1974).

Wem gehört die Pressefreiheit? (Funkfeature, mit Hans Peter Breuch, 1974).

LAO SCHE, geboren 1897 in Peking, Studium in Peking und Oxford, Professur für Literatur in China; auch Propagandist im Krieg gegen Japan, 1937—45. Schrieb Romane und Novellen, soziale Satiren, auch Dramen. In englischer Übersetzung liegen vor: THE QUEST FOR THE LOVE OF LAO LEE (Roman, 1933); RICKSHAW-BOY (Roman, 1938); THE YELLOW STORM (Roman, 1946—51); Zahlreiche Übersetzungen in die Sprachen der sozialistischen Länder. In der VR China einer der bekanntesten und geachteten Schriftsteller bis zur „Kulturrevolution“ 1966, in der er heftig angegriffen wurde und die er nicht überlebte.

Den Aufsatz von J. S. SCHKLOWSKI entnehmen wir der Zeitschrift SOWJETWISSENSCHAFT, Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge, Berlin, 7/1973; er ist geringfügig gekürzt. Der Autor ist korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und Leiter der Abteilung Astrophysik und Radioastronomie des Instituts für Kosmosforschung der AdW der UdSSR.

GERD HALLENBERGER, Jahrgang 1953, studiert Soziologie, Anglistik und Politik in Marburg. Freier Mitarbeiter von SCIENCE FICTION TIMES/HEINRICH KEIM, geboren 1950, studiert Anglistik und Germanistik in Marburg. Zweitstudium: Politik und Musikwissenschaft. Spielt Rock und Jazz bei der Agit-Rock-Gruppe „Morgenrot“. Veröffentlichung: „Klassenkämpfe in Finnland“, zusammen mit Liisa Kukko (erscheint demnächst im Verlag Marxistische Blätter).

UWE TIMM (siehe KORBISKERN 2/69, 1/73, 4/73) veröffentlichte im Herbst 1974 seinen ersten Roman (HEISSER SOMMER, AE Bertelsmann).

WOLFGANG FROMMLET (siehe KORBISKERN 1/74).

WOLFGANG G. FIENHOLD, geboren 1950, lebt als freischaffender Schriftsteller in Frankfurt und Bad Soden. Veröffentlichungen: „Achillesverse“ (1971); „Kampfgedichte“ (1972); „IG Papier und Schreibmaschine“ (1973); „Jenseits der Angst“ (1974); Herausgabe und Redaktion verschiedener literarischer Zeitschriften.

WOLF-DIETER BACH, geboren 1933, studierte Biologie und Orientalistik in München und Istanbul. Angestellter bei Verlagen und in der Großindustrie. Heute freiberuflich als Übersetzer und Schriftsteller. Veröffentlichte in naturwissenschaftlichen Fachzeitschriften, in den „Horen“, in den „Jahrbüchern der Karl-May-Gesellschaft“; demnächst erscheint ein Auszug aus „America rasa: Vom Mythos des neuen Anfangs“ in: „Sprache im technischen Zeitalter“. Der hier abgedruckte Aufsatz bringt Material aus einer noch nicht abgeschlossenen Arbeit über Mythos und Dialektik.

GÜNTER HERBURGER (siehe KORBISKERN 2/73). ULRICH GREIWE (siehe KORBISKERN 4/69).

BURKHARDT KIEGELAND, geboren 1942, Buchhändler, Verlagslektor. Lebt heute als freier Schriftsteller und Übersetzer in München. Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaft und Technik. Literarische Übersetzungen.

HORST PUKALLUS, geboren 1948, der Interviewer des nicht genannten SF-Autors, lebt als Angestellter in Düsseldorf und ist nebenberuflich Übersetzer, Autor und Kritiker.

JOCHEN MANDEL (siehe KORBISKERN 2/72) ist Reporter der UZ, Zeitung der DKP.

ILSE FISCHER-REITBOCK, seit 1950 Veröffentlichungen von Reportagen, Glossen, Aufsätzen, Erzählungen und Lyrik, in Zeitschriften und beim Funk. Auszeichnungen: SINTESI-Rom 1969, für eine Erzählung in Englisch, 1972 und 74 der HALAF in Nogent/Oise für Lyrik; 1974 Akademie Pontzen in Neapel für Prosa und Lyrik.

Beilagenhinweis

Unsere Leser machen wir auf unseren verlagseigenen Prospekt aufmerksam, auf das Material „Zur neuen Weltanschauung des Herrn von Däniken“ des Deutschen Freidenker-Verbands. Außerdem liegen noch Prospekte bei: Magazin für Erziehung, Wissenschaft und Politik „päd. extra“, sowie vom Institut für Marxistische Studien und Forschungen; ferner ein Spendenaufruf des Antiimperialistischen Solidaritätskomitees.

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz (GBR). Herausgeber: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer (verantwortlich), Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 22,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 40, Hohenzollernstraße 144, Telefon 30 37 83. Druck: F. C. Mayer, 8 München 40, Künigsdorferstraße 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postcheckkonto München 333 81-802, Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Bestellungen bitte an Redaktion kürbiskern, 8 München 40, Hohenzollernstraße 144 (nicht an Verlagsanschrift).

1 Otto Gotsche

Sturmsirenen über Hamburg

Otto Gotsche war Mitkämpfer der Novemberrevolution und der Abwehr des Kapp-Putsches.

5 Kurt David

Die Überlebende

Eine spannende Begegnung mit Danuta Gadomska, die als polnische Partisanin einen Deutschen liebt.

2 Sowjetische Erzählungen der 20er Jahre

Erzählungen aus einem Sammelband des Malik-Verlags der 20er Jahre.

6 Nikolai Bogdanow

Das erste Mädel

Packende Schilderungen, wie die Kommosolzen gegen Banditen, Weißgardisten und Kulaken kämpften.

3 Karl Grünberg

Brennende Ruhr

Im Jahre 1928 schrieb Johannes R. Becher: „Die Ruhr brennt, dieser Ruf war, wird wieder sein! — Heute ist dieser Alarmruf wieder da...“

7 Ursula Püschel

Die Kernbauer

Ein sozialistisches Kollektiv im Transformator- und Röntgenwerk „Hermann Matern“ in Dresden.

4 Erik Neutsch

Auf der Suche nach Galt

Der Roman gibt Antwort auf die Frage nach den Möglichkeiten des Menschen in der sozialistischen Gesellschaft.

8 Der erste Tag

Nachrichten aus unserem Land in Erzählungen und Reportagen.

Otto Gotsche Sturmsirenen über Hamburg



Kleine Arbeiterbibliothek

Kurt David Die Überlebende



Kleine Arbeiterbibliothek

Einzelband 6,80 DM, im Abo DM 5,—

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt

kürbiskern, 8 München 40, Hohenzollernstraße 144, Telefon (089) 30 37 83